



(Nachdruck sämtlicher Original-Beiträge verboten.)

Waisenhaus und Waisenzuweisung zu Wiesbaden 1721–1804.

Ein Rückblick auf Kleinstaatliche und Kleinstädtische Verhältnisse.

Von Th. Schüler.

Den vielfachen Bestrebungen des Fürsten Georg August Samuel von Nassau-Idstein-Wiesbaden (1677–1721), die Wohlfahrt seiner Untertanen zu fördern, setzten seine Bemühungen zum Schutze und zur Pflege armer elternloser Kinder die Krone auf. Die Ausführung seiner Pläne und die Sammlung von Geldern zur Errichtung eines Waisenhauses in Wiesbaden hatte der dortige geistliche Inspektor Stern auf den Wunsch des Fürsten bereits in die Wege geleitet, als Stern am 4. Juni 1721 aus dem Leben schied. Ein geeigneter Nachfolger für ihn fand sich in dem derzeitigen Pfarrer zu Wehlar Egidius Günther Hellmund, der dem Fürsten von dem Universitätsprofessor Franke in Halle empfohlen worden war und wohl ganz zufällig bereits während seines Kuraufenthalts in Wiesbaden am 10. September 1719 in Gegenwart des fürstlichen Hofes eine Gastpredigt in der Mauritiuskirche gehalten hatte. Als Oberpfarrer und geistlicher Inspektor der Diözese nach Wiesbaden berufen, machte er sich hier am 14. September 1721 mit einer Antrittspredigt und am folgenden Tage mit einer Erbauungsandacht in der Schloßkapelle zu Viebrich seiner neuen Umgebung bekannt. Wenn auch der Pietismus und die stets kampfbereite Rechtshaberei dieses Mannes in der Folge manchen vor den Kopf stoßen und zu Klagen Anlaß gaben, so bleibt doch seine unermüdete Hingabe für die Armen- und Waisenzuweisung unbestritten und der Beschluß des Stadtrates vom Jahre 1809, die Erinnerung an diesen verdienstvollen Geistlichen durch Bezeichnung einer Straße der Weststadt als Hellmundstraße wach zu erhalten, wohl berechtigt.

Er war, wie seinem ansprechenden „Lebensbild“ von L. Conrady in den Nassauischen Annalen*) zu entnehmen ist, am 6. August 1678 geboren, besuchte von Neunheimingen in Thüringen aus die Schulen zu Langensalza und Nordhausen und studierte in Jena und Halle Theologie. Mit unfähigen Bescheidungen verließ er sodann acht Jahre lang das Amt eines Sachsen-Weimarischen Feldpredigers, das ihn während des spanischen Erbfolgekrieges nach Italien, Bayern und in den Elsaß führte. Hier verheiratete er sich 1707 mit der Gastwirts-tochter Maria Katharina Eysenberger aus Landau, um dann die Pfarrstelle in Verla a. d. Werra zu übernehmen, die er im folgenden Jahre mit der in dem damals Sachsen-Eisenachischen Daaden in Sayn-Altenkirchen vertauschte. Hier schon trug er sich mit der Absicht, „eine kleine Waisen-Anstalt anzulegen“, wurde aber durch seine Berufung nach Wehlar im Jahre 1711 davon abgehalten.

Von dort also kam er nach Wiesbaden und hatte sich kaum mit den Intentionen seines fürstlichen Herrn bekannt gemacht, als auch dieser am 26. Oktober 1721 im Schloß zu Viebrich an den Blattern starb. Seine Regierungsnachfolger, die Grafen Karl Ludwig zu Saarbrücken und Friedrich Ludwig zu Ottweiler, erwiesen sich dem geplanten Liebeswerk nicht weniger geneigt, dem sich auch die verwitwete Fürstin Henriette Dorothea, eine geborene Fürstin von Ottingen, nach ihrem Überzug von Viebrich nach Wiesbaden mit Eifer widmete.

Schon im November 1721 eröffnete man mit 6 Waisenknaben, einem Lehrer und einer Wartfrau die Waisenanstalt in

einem kleinen Miethause; 4 Knaben wurden am 18., 2 am 20. November aufgenommen. 1723 schritt man zur Erbauung eines eigenen Heims an der Stadtmauer in der Neugasse, auf der südlichen Ecke der Neu- und Schulgasse, wo heute Altsie- und Leihamt ihre Diensträume haben. Am 15. März wurde der Grundstein gelegt und bereits am 26. August die Feier des Kranz-aufstehens auf die aufgeschlagenen Bauten in Gegenwart der fürstlichen Herrschaften begangen. Seiner „Christlichen Dank-Rede“ schickte Hellmund ein selbstgedichtetes Lied voraus, in dem er auf das Fehlen des Grafen von Ottweiler mit dem eigenartigen Vers anspielte:

„Ottweiler, wo bleibst Du? Wann kommst Du denn wieder?
Wann Du solltest hören, wie unsere Lieder
Festherd erschallen, Dir gingen vor Freuden
Die Augen wohl über bey diesen Gebäuden!“

Vollendet und bezogen wurde der zweistöckige Bau mit seinem Zugang von der Neugasse aus im Spätsommer 1724. Bis dahin waren 19 Waisenkinder, 16 Knaben und 3 Mädchen, aufgenommen worden, und 7 Knaben davon ausgeschieden. Die Einrichtung eines Betzimmers in dem Hause, die Herstellung eines Türchens mit einem Glöcklein zum Anläuten der Bettstunden auf demselben und die Vervollständigung der Ökonomie Räume zogen sich noch mehrere Jahre hinaus.

Von nachhaltigem Werte für das Waisenhaus wurde die Schenkung, die ihm die beiden gräflichen Regenten mit den Stadtgräben ober- und unterhalb des Neutors machten. Hier ließ Hellmund einen Obst- und Gemüsegarten und ein Grasstück anlegen, die sich von dem Kirchtor an der Mauergasse entlang bis zum Stadt- oder Mainertor hinunterzogen. Einen ihm weiter überlassenen, unterhalb des Stadtores gelegenen Fischweier, den die Herren v. Koppenstein zur Umwandlung in einen Garten wünschten, gab er diesen gegen einen in der Nähe des Waisenhauses gelegenen Obst- und Grasgarten in Tausch. Da zu diesem Tausche auch die Zustimmung der verwitweten Fürstin-Regentin von Nassau-Usingen „wegen der aufgerichteten Hochfürstlichen Abmodiationskammer“ nötig war, schrieb Hellmund am 20. Dezember 1724 an sie, die Gräfin Ottweilersche Landesherrschaft (Graf Karl Ludwig von Saarbrücken war mittlerweile als letzter seiner Linie gestorben) habe ihrer Schenkung von zwei Stadtgräben die eines Fischweihers am Stadtor hinzugefügt, dessen Fische jedoch wegen des ausfließenden warmen Badwassers ungenießbar seien. Auch mache die Ausdünstung dieses Weihers die anliegende Stadtgegend ungesund, so daß er längst schon hätte abgelassen werden müssen. Jetzt biete sich dazu Gelegenheit, indem die Herren v. Koppenstein aus diesem an ihren Hof grenzenden Weier einen Garten machen und dem Waisenhaus dafür ihren in dessen Nähe gelegenen Garten überlassen wollten. Wolle die Fürstin dazu ihre Genehmigung erteilen, so werde diese von der Waisenanstalt als eine Wohltat „mit lauter Halleluja und herzlichem Lobe Gottes aufs demütigste empfangen und ihr nicht nur im Waisenbuche, sondern auch im Himmel mit großen mächtigen Buchstaben eingeschrieben und nimmermehr wieder ausgelöscht werden“.

Nicht weniger wertvoll als diese Schenkungen waren die Privilegien, mit denen der Ottweiler am 5. März 1724 das Waisenhaus ausstattete, das er in seinen besonderen Schutz

*) Egidius Günther Hellmund. Ein Lebensbild nach den Quellen gezeichnet von L. Conrady — im 41. Bde. der Annalen des Ver. f. Nass. Altertumskunde u. Geschichtsforsch. S. 182–324.

nahm und der Fürsorge der verwitweten Fürstin, die „das Wert mitveranlaßt“, in ökonomischen Angelegenheiten empfahl. Er bestätigte die von Hellmund aufgestellte Hausordnung, befreite die Anstalt von Gemeinde- und öffentlichen Lasten, bewilligte ihren Lehrern, Fabrikanten und Dienern die Personalfreiheit, wies ihr als Einkünfte die Erträge der in den Nachmittagsgottesdiensten zu Wiesbaden und Idstein herumgereichten Klingenbeutel zu und erlaubte die Anbringung von Almosenstöcken vor und in dem Waisenhaus sowie die Aufstellung von Kollektenbüchsen in allen Bad- und Wirtshäusern Wiesbadens „und wo es sonst dienlich sein möchte“. Von allen für milde Zwecke zu erhebenden geistlichen und weltlichen Dispensationsgeldern sollte das Waisenhaus die Hälfte beziehen. Es sollte jährlich 15 Kister brennendes Brennholz kostenfrei erhalten und berechtigt sein, sich mit eigener Fuhr an den Holztagen, wie jeder Freie, im Walde zu beholigen, Bier zu brauen und Brot zu backen zum eigenen Gebrauche, Manufakturen einzurichten und die Fabrikate auflagenfrei zu vertreiben, einen Buchladen zu eröffnen und mit rohen und gebundenen Büchern — außer an Markttagen — ausschließlichen Handel zu treiben. Den zu Handwerfern zu erziehenden Waisenknechten sollte die herrschaftlichen Abgaben für das Aufdingen und Losprechen erlassen sein und ihren Lehrern gute Weiterbeförderung in Aussicht stehen, wenn sie einige Jahre treuflässig gedient; ferner sollten diese freie Plätze und alle Vorrechte in der Kirche, wie die Geistlichen, genießen. Die Erbauung von Gast- und anderen Häusern in der Nähe des Waisenhauses, die diesem Unruhe und Argerniß bringen könnten, sei nicht zuzulassen.

Diese Privilegien und Zuweisungen wurden nicht nur 1726 durch die Erlaubnis zur Neuauflage des Nassau-Idsteinischen Gesangbuches erweitert, sondern erfuhren auch nach dem Absterben des Grafen von Ottweiler und dem Anfall der Lande an Nassau-Usingen von 1728 ab bemerkenswerte Vermehrungen. So erhöhte die Fürstin-Regentin Charlotte Amalie die fünfzehn Kister Brennholz auf 20 Kister und gestattete die Anlage einer Strumpffabrikation und Färberei. Ihr Sohn, Fürst Karl, überließ dem Waisenhaus gelegentlich der Bekätigung seiner Privilegien im Jahre 1735 den alleinigen Verlag der in seinen Dienst des Rheins gelegenen Landen eingeführten Schulbücher, namentlich der unter dem zusammenfassenden Titel „Nassauisches Handbuch“ eingeführten Teilschriften: Neues Testament, Psalter, Leiden Christi, Zerstörung Jerusalems und Augsburgische Konfession. Er gestattete und unterstützte 1736 nach Aufhebung der Strumpfwereberei die Erbauung einer Wollmühle und 1738 ihre Erweiterung in eine Schleif- und Hanfmühle. 1749 genehmigte er, daß in den Badhäusern zum Schützenhof, Bären, Adler, Schwarzen Bod, Rindsfuß, Zur Rose, Zur Blume, Zum weißen Löwen und Engel abwechselnd Messen für fremde und einheimische Katholiken gelesen und dabei Opferteller aufgestellt würden, deren Ertrag das Waisenhaus und das Hospital je zur Hälfte erhielten. In demselben Jahr bestimmte er, daß, wenn bei Güterveräußerungen im Oberamt Lahr die Weinkäufe nicht in natura abgehalten würden, der Käufer bei Wertobjekten unter 60 fl. 5 Kreuzer, bei solchen zwischen 50 und 100 fl. 10 Kreuzer und bei höheren Werten von je 10 fl. 1 Kreuzer an das Waisenhaus zu entrichten habe. Seit 1750 hatte die Kunst der Fassbinder und Bierbrauer beim Aufdingen und beim Losprechen der Lehrlinge 10 Albus und bei Aufnahme eines neuen Meisters 1 fl. 15 Albus dem Otonom des Waisenhauses zu überweisen. 1751 wurden zum Besten desselben die Kirchenbussen in Geld verwandelt und Strafen für Auflösung von Verlöbnissen eingeführt. 1771 war es üblich geworden, daß bei Hochzeiten in Wiesbaden Waisenknechten, bei solchen auf dem Land der Schullehrer oder Glöckner mit Büchsen herumgingen und für das Waisenhaus milde Gaben sammelten. Auch wurde bei Verpachtung herrschaftlicher Güter den Pächtern ein freiwilliger Beitrag angeordnet, den der Keller dem Waisenhaus-Otonomen überlieferte. Von 1775 ab hatten die Runkeler Judenmusikanten von jeder jüdischen Hochzeit 2 fl. und außerdem für ihre Konzession jährlich 3 fl. an das Waisenhaus zu entrichten. Als 1778 eine Landmessung stattfand, wurde festgesetzt, daß jeder Landmesser, bei dem sich durch Unachtsamkeit Fehler einschlichen, 5 Albus Strafgeld für jeden Fehler an das Waisenhaus zu zahlen hatte.

Die in den Privilegien des Jahres 1724 erwähnte Hausordnung regelte in 28 Abschnitten mit 184 „Grundregeln“ den Waisenhaushaushalt bis ins Kleinste, „weil Gott selbst ein Gott der Ordnung ist und will, daß alles ehrlich und ordentlich zugehen soll, und weil nichts ohne Ordnung bestehen oder seinen Nutzen haben kann“. Ohne den Weitläufigkeiten des Schriftstückes zu folgen, entnehmen wir seinem Abschnitt I, daß der Zweck der Anstalt der sein sollte, arme verlassene Kinder zu wahrer Gottesfurcht, nützlicher Arbeit und einem ehrbaren Leben zu erziehen. Die dazu nötig werdenden Mittel sollten nicht etwa durch

Lotterien und andere Glücksspiele aufgebracht werden, weil sich dieses für christliches Wohltun nicht schide; auch mit Gewalt einzutreibende Schulden sollten als Geschenke nicht angenommen noch Beiträge erbettelt oder abgenötigt werden, — so bestimmt Abschnitt II, — doch zeigte man sich in der Folge nicht empfindlich, wenn es sich um nennenswerte Beträge handelte. Wie die Kinder zum Christentum anzuführen und zum Beten bei Beginn und Beschluß des Unterrichts, der Hausarbeit, der Mahlzeiten usw. anzuhalten seien, setzt Abschnitt III auseinander. Die Abschnitte IV und V bezeichnen das zur Pflege und Unterweisung der Kinder notwendige Personal und seine Vergütungen. Direktor und Oberaufseherin sollten die Lasten am Gotteswillen tragen; ein erster Lehrer oder Präsekt und etwaige Familienangehörige sollten erhalten, was sie zur Notdurft brauchten, ein Adjunkt oder zweiter Lehrer hatte neben der notdürftigen Verpflegung „etwa soviel als einem Praeceptor domesticus zu seinem Unterhalt vonnöten ist“, zu erwarten. In der Folge behalf man sich mit einem Lehrer und einem Otonomen; zeitweise übernahm der Lehrer zugleich auch das Amt des Otonomen. Eine Pflegemutter, eine Köchin, eine Magd und ein Knecht für die mit der Zeit vermehrte Otonomie vervollständigten das Dienstpersonal. Nach Abschnitt VI sollten Kinder erst mit 9 Jahren aufnahmefähig werden, und Regel 52 bemerkt ausdrücklich: „Es darf nicht eins oder das andere von den Einheimischen aus Unglauben verlassen oder verstoßen werden, wenn es dieser Wohltat fähig oder bedürftig ist.“ Das sollte wohl heißen, daß man alle hilfsbedürftigen Kinder ohne Ansehen ihrer Religion aufnehmen wollte. Abschnitt VII gibt Anweisungen für den Unterricht der Kinder im Lesen, Schreiben, Singen sowie in Religion und Sittenlehre, wobei hervorgehoben wird, daß man nicht gelehrte, sondern gottfällige Leute für den Hausstand zu erziehen gedente. Abschnitt VIII handelt von Aufrechterhaltung der Disziplin, Abschnitt IX vom gemeinsamen Kirchgang, Abschnitt X von den Mahlzeiten. Die Kinder sollten nach dem Geschlecht gesondert unter Aufsicht des Präsektors bzw. der Hausfrau essen und morgens ein Frühstück, gegen Abend ein Vesperbrot, mittags und abends eine ordentliche Mahlzeit, bestehend aus Suppe, Gemüse, Brot und Zugabe je nach der Jahreszeit, wöchentlich etliche Male Fleisch und als Getränke selbstgebräutes Bier erhalten. Kleider und Wäsche der Kinder sollten nach Abschnitt XI für alle von gleicher Güte, Farbe und Machart sein. Die Bediensteten hatten für eine „modeste und ehrbare Kleidung“ selbst zu sorgen. Abschnitt XII will die Trennung der Kinder nach dem Geschlecht auch für Schule, Arbeit und Nachtruhe durchgeführt wissen, nur das öffentliche Gebet soll sie vereinen. Spiele, Trinkgelage und Aufnahme von Fremden im Hause werden als unzulässig bezeichnet. Abschnitt XIII will die Beschäftigung der Kinder regeln, Abschnitt XIV Anleitungen für den Haushalt und das Rechnungswesen geben. Abschnitt XV schreibt gleichzeitiges Schlafengehen und Aufstehen und Beaufsichtigung der Kinder zur Nachtzeit vor, die je in einem eigenen Bettchen schlafen sollten. Die Achtsamkeit auf Feuer und Licht scharf Abschnitt XVI ein; bezüglich der Beleuchtung sagt Regel 128: Es wird kein Licht ohne Not angezündet, sämtliche Kinder haben sich mit einem Licht zu behelfen. Regel 129: Nur Präsekt, Adjunkt und Hausfrau haben je ein Licht. Regel 130: Im Winter brennt die ganze Nacht eine Lampe in einer Laterne mitten im Hause an einem bequemen Ort. Regel 131: Kein Kind darf des Nachts mit einem Licht außer der Laterne im Hause herumgehen. Regel 132: Beim Schlafengehen der Kinder hat eins um das andere eine Laterne voranzutragen und zu warten, bis alle ins Bett gegangen sind, dann hat es das Licht auszulöschen oder, wenn nötig, an der Tür für die Nacht aufzuhängen. Abschnitt XVII erörtert die Buchung von Einnahmen, Abschnitt XVIII die ordnungsmäßige Führung von Matrizen, Tagebüchern und Briefschaften, Abschnitt XIX die Aufstellung von Inventaren. In Abschnitt XX wird angegeben, wie der Buchladen zu führen ist. Abschnitt XXI enthält Eingehendes über die Entlassung der Kinder, bei Knaben mit dem erreichten 15., bei Mädchen mit dem erreichten 14. Jahre zu geschehen hatte. Jedoch waren sie gehalten, auch länger zu bleiben, wenn ihre weitere Ausbildung für den Waisenhausdienst wünschenswert erschien. Die Verabschiedung geschah vor sämtlichen Waisenhausinsassen in feierlicher Weise, nachdem für gutes Fortkommen der Kinder als Handwerkslehrlinge, Knechte und Mägde gesorgt war. Abschnitt XXII verlangt die vorzeitige Entlassung solcher Kinder, die ihre Unarten trotz Verwarnungen und Bestrafungen nicht ablegten. Abschnitt XXIII will ein einheitliches Zusammenwirken der Angestellten durch Abhaltung von Konferenzen herbeiführen. Abschnitt XXIV endlich gibt Ratschläge zur Erhaltung eines guten Gesundheitszustandes im Hause.

(Fortsetzung folgt.)

Die Regelung der Kurmainzer Schulden.

Von J. B.

Unter den deutschen Erzbistümern mit Kurfürstenrang war das Erzbistum und Kurfürstentum Mainz das größte und mächtigste. Es lag im nieder- oder kurrheinischen Kreise und umfaßte das eigentliche Erzstift im heutigen Großherzogtum Hessen und einen größeren Teil von Hessen-Nassau mit 69 Gemeinden aus den Ämtern Idstein, Königstein, Höchst, Wallau, Wiesbaden, Eltville, Rüdesheim und Braubach, das Kloster Gottesal, das Kloster Tiefental, das Kloster Eibingen und das Antoniterkloster in Höchst. Auch Gebiete von Bayern und Württemberg gehörten zu dem Kurfürstentum Mainz, selbst auf dem Eichsfelde huldigte man den Mainzer Erzbischöfen. An der Schwelle des 19. Jahrhunderts betrug der Flächeninhalt des Kurfürstentums 82 609 Quadrat-Kilometer mit 320 000 Einwohnern. Eine städtische Anzahl von geistlichen Würdenträgern hat im goldenen Mainz residiert von Bonifatius, dem Apostel der Deutschen an bis auf Friedrich Karl Joseph von Erthal, der im Jahre 1802 starb; mit ihm erlosch die geistlich-kurfürstliche Linie.

In demselben Jahre, in dem der letzte Mainzer Kurfürst sein Auge schloß, wurden seine Länder säkularisiert. Die linksrheinischen Gebiete fielen an Frankreich, das kurmainzische Eichsfeld mit Erfurt kam an Preußen, die 69 Gemeinden unseres Bezirks wurden mit Nassau verschmolzen, während die übrigen Gebiete an Hessen-Darmstadt und Hessen-Rasselberg gingen. Nassau übernahm die neuen Landesteile mit ihrem aktiven und passiven Vermögen, und gerade aus der Schuldenübernahme entspann sich für die Folgezeit ein Streit zwischen dem Staat und den Gemeinden, der sich bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts hinzog, wo man Schritte tat, ihn beizulegen.

Der aufgelöste Kurstaat Mainz hinterließ eine Schuldenlast von 1 790 422 Gulden 13 Kreuzer 2 Pf., wovon dem Fürsten von Nassau 433 488 Gulden 4 Kreuzer 1 Pf. zugewiesen wurden.

Inbetreff der Übernahme der Schulden des Kurmainzer Staates heißt es in § 77 des Reichsdeputations-Hauptschlusses: „Da auch wegen der auf den Entschädigungslanden lastenden Schulden zur Beruhigung so vieler Gläubiger Vorkehrung getroffen muß, so versteht sich von selbst, daß von solchen Ländern, welche ganz von einem geistlichen Regenten auf einen weltlichen übergehen, letztere sowohl alle Kammer- als Landesschulden eines solchen Landes mitzunehmenden, mithin solche bezw. aus seinen neuen Kammereinkünften und Steuern ebenso zu verzinsen und abzuführen schuldig sein solle, wie es der geistliche Regent würde haben tun müssen“ und § 78 fort: „Bei solchen geistlichen Ländern hingegen, die unter mehrere verteilt werden, kann sich zwar der Gläubiger, wenn ihm ein Spezialunterpfand versprochen ist, an dieses Unterpfand allerdings und dergestalt halten, daß die einzigen Teilhaber eines solchen Landes, welche die Hypothek besitzen, ihm einstweilen die Zinsen entrichten müssen.“

Aus den beiden angezogenen Paragraphen geht deutlich hervor, daß in unserm Falle die nassauische Staatsregierung als die Rechtsnachfolgerin des Kurmainzer Staates zur Übernahme der Schulden verpflichtet gewesen wäre, schon nach dem allgemeinen für zu Recht bestehenden Grundsatz: „Wer erbt, muß auch die Schulden bezahlen.“ Der nassauische Staat erkannte auch diesen Rechtsgrundsatz zunächst an und zahlte die im Betrage von 433 488 Gulden 4 Kreuzer und 1 Pf. übernommenen Kurmainzer Schulden bis zum Jahre 1816 aus der allgemeinen Staatskasse. Da in eben dem Jahre in Nassau die Domänenkasse von der Staatskasse getrennt wurde, so überließ man die Kurmainzer Schulden einfach den ehemals kurmainzischen Gemeinden zur Tilgung, anstatt sie der allgemeinen Landessteuereinkasse zum Bezahlen hinzurechnen. Es entfielen bei diesem ungerechten Akt auf die beteiligten Gemeinden folgende Beträge. 1. Amt Idstein: Brenthal 1883 Fl. 54 Kr., Niederjossbach 1685 Fl. 13 Kr., Oberjossbach 2990 Fl. 46 Kr. und Rodenhäuser 1123 Fl. 53 Kr. 2. Amt Königstein: Königstein 10 989 Fl. 35 Kr., Mienhain 3873 Fl. 50 Kr., Bommersheim 13 950 Fl. 26 Kr., Elshausen 2751 Fl. 46 Kr., Eppenhain 798 Fl. 9 Kr., Fischbach 3758 Fl. 51 Kr., Glashütten 1767 Fl. 38 Kr., Dornau 2177 Fl. 49 Kr., Ralsbach 5507 Fl. 12 Kr., Rellheim 3391 Fl. 39 Kr., Mammolshain 2064 Fl. 11 Kr., Reuenhain 4625 Fl. 31 Kr., Oberhöchstadt 2580 Fl. 17 Kr., Oberursel 23 565 Fl.

58 Kr., Ruppertsheim 990 Fl. 38 Kr., Schloßborn 2477 Fl. 6 Kr., Schneidhain 1178 Fl. 20 Kr., Schönberg 359 Fl. 50 Kr., Schwalbach 7030 Fl. 20 Kr., Stierstadt 5712 Fl. 33 Kr. und Weiskirchen 5203 Fl. 10 Kr. 3. Amt Höchst: Höchst 10 623 Fl. 12 Kr., Griesheim 1962 Fl. 40 Kr., Horheim 8467 Fl. 25 Kr., Hattersheim 7428 Fl. 42 Kr., Hofheim 13 117 Fl. 19 Kr., Kriftel 8221 Fl. 34 Kr., Münster 4442 Fl. 51 Kr., Nied 2407 Fl. 51 Kr., Schwanheim 6139 Fl. 37 Kr., Sindlingen 8382 Fl. 49 Kr., Sossenheim 3916 Fl. 19 Kr., Zeilsheim 4123 Fl. 7 Kr. 4. Amt Wallau: Margheim 6419 Fl. 27 Kr., Weibach 9007 Fl. 9 Kr., Widen 14 461 Fl. 18 Kr. 5. Amt Wiesbaden: Frauenstein 3651 Fl. 1 Kr. 6. Amt Eltville: Eltville 28 938 Fl. 19 Kr., Erbach 11863 Fl. 37 Kr., Gallgarten 10 152 Fl. 46 Kr., Hattenheim 10 690 Fl. 54 Kr., Kiedrich 11 330 Fl. 59 Kr., Mittelheim 5271 Fl. 55 Kr., Reudorf 8943 Fl. 58 Kr., Riederglabach 1825 Fl. 20 Kr., Riederwalluf 7065 Fl. 38 Kr., Oberglabach 1176 Fl. 39 Kr., Oberwalluf 1569 Fl. 46 Kr., Estrich 17 140 Fl. 15 Kr., Raunthal 10 720 Fl. 45 Kr. 7. Amt Rüdesheim: Rüdesheim 19 545 Fl., Ahmannshausen 4054 Fl. 17 Kr., Aulhausen 946 Fl. 35 Kr., Eibingen 6443 Fl. 15 Kr., Espenschied 1063 Fl. 59 Kr., Geisenheim 20 930 Fl. 20 Kr., Johannsberg 7980 Fl. 35 Kr., Lorch 14 715 Fl. 23 Kr., Lorchhausen 4200 Fl. 38 Kr., Presberg 3286 Fl. 53 Kr., Ransel 1322 Fl. 42 Kr., Wintel 14 568 Fl. 32 Kr., Wollmerschied 531 Fl. 57 Kr., Stephanshausen 1322 Fl. 43 Kr. 8. Amt Braubach: Oberlahmstein 6399 Fl. 4 Kr.

Die damals ohnehin infolge der französischen Revolutionskriege meist schwer belasteten Gemeinden konnten unmöglich die Schuldenanteile bezahlen. Der Staat stellte daher gerichtliche Obligationen oder Schuldscheine auf den Domänenfiskus lautend aus, welche die Gemeinden anerkennen mußten unter gleichzeitiger Verpflichtung der Zinszahlung. Die Kapitalien wurden nach oben abgerundet, der Mehrbetrag der Abrundung mußte sofort ausgeglichen werden.

Es läßt sich denken, daß die meist mittellosen Gemeinden im Laufe der Jahre die übernommene Schuld immer drückender empfanden und nach einem Ausweg suchten, die Last los zu werden. Die Gemeinde Eltville im Rheingau nahm im Verein mit dem Kreisbezirksrat Hespeler aus Reudorf die Sache in die Hand, lud die einzelnen Ortsvorstände der beteiligten 69 Gemeinden zu einer Besprechung nach Eltville ein und unterbreitete im September 1849 dem Herzoglichen Kreisamt in Rüdesheim einen spezifizierten Antrag wegen der Kurmainzer Schulden, dem eine weitere Begründung beigefügt war. In dem Schlußsatz des Antrags heißt es: „Gestützt auf die Gerechtigkeit unserer Sache wird Herzogliches Kreisamt zu Rüdesheim gebeten, Herzoglich Nassauischer hoher Landesregierung gefälligst die Anträge vorzulegen und diese verehrliche Stelle zu bitten, in Vereinbarung mit der Herzoglich nassauischen Ständekammer gültig zu verfügen, daß aus dem vorhandenen Domänenvermögen an die betreffenden 69 früheren Kurmainzischen, nimmehr Nassauischen Gemeinden, insbesondere des Kreisamts Rüdesheim, die ihnen im Jahre 1817 zum Bezahlen hingewiesenen Kurmainzer Schulden samt 4 Prozent Zinsen vom 1. Januar 1816 zurückbezahlt bzw. vergütet werden.“

Längere Verhandlungen führten schließlich dahin, daß die nassauische Regierung die den Gemeinden zur Zahlung überwieenen Beträge auf die Staatskasse übernahm. Den Gemeinden war auf diese Weise Gerechtigkeit widerfahren, die sie als eine große Wohltat zu schätzen wußten.

575

Altnassauer Allerlei.

J. L. **Abdijung der Seelenberger Gerechtame.** Die Orte Seelenberg und Nitzesthal, in der Herrschaft Reisenberg gelegen, wurden, wie in einem Aufsatz in „Alt-Nassau“ (Jahrgang 1919 Nr. 12) näher mitgeteilt, im 30jährigen Krieg zerstört. Ersterer Ort wurde auf Veranlassung von Kurmainz 1696 wieder aufgebaut, der letztere ist seitdem von der Bildfläche verschwunden. Es dürfte interessant sein, zu zeigen, wie in der Gemeinde Seelenberg — der Ort liegt bekanntlich am Fuße des Feldbergs, zwischen den Quellen der Weil und des Eschbaches — die Gerechtame der Laub- und Holzjammung entstanden und in welcher Weise dieselbe abgelöst wurde. Die Taunusbörfer Reisenberg, Schmitten, Arnoldsheim, Seelenberg und das ausgegangene Nitzesthal standen ehemals unter der Herrschaft der Ritter von Reisenberg. Nachdem die Reisenberger im Mannesstamm ausgestorben waren, traten die Freiherren, später Grafen von Waldbott-Bassenheim das Reisenberger Gebiet an. Kurmainz

hatte infolge von Verpfändung die Mitherrschaft über dasselbe erlangt. Kurmainz, welches, wie bereits bemerkt, die Neugründung Seelenbergs bewirkte, vereinbarte nachstehende Conditiones (Bedingung, 7.): „Die künftige Beholdung zu versagen ist man der ohngetrübten Meinung, daß weill Reiffenberg ein Mitmäcker in der hohen Mark ist, es werde das künftige Seelenberger (Seelenberger) Dorff sowohl als die übrige in der Herrschaft Reiffenberg gelegenen Dörffer admittiert (zugelassen) werden müssen. Dennoch aber mögen diese neuen Unterthanen sich der gewissen Holztagen in denen Reiffenberger Wäldungen mit liegend und abgänglichen Brennholz bedienen.“ Die Bürger des neuen Dorfes wurden nicht als Mitmäcker zur hohen Mark zugelassen, infolgedessen ist Seelenberg nie in den Besitz oder Mitbesitz von Wald gelangt, wie die übrigen Feldbergsdörfer, und es verblieb also Seelenberg auf Grund der angeführten „Condition“ nie das Recht, an den festgesetzten Holztagen aus den Reiffenberger Wäldungen, die ziemlich ausgebeutet waren, liegendes und abgängliches Holz zu sammeln. Im Laufe der Zeit kam auch für die Orte der Herrschaft Reiffenberg die Vergünstigung hinzu, daß Laub zur Streu in den Ställen nach Bedarf in bestimmten Wäldungen entnommen werden dürfe. In dem Revolutionsjahr 1848, wo es auch in Seelenberg etwas stürmisch herging, wurde infolge von Verhandlungen mit dem Grafen von Vassenheim durch die Nassauische Regierung die Nutznießung aus den Gräflichen Wäldern für die Dörfer der Herrschaft Reiffenberg verbrieft. Für Seelenberg wurde vom Grafen auf Grundlage des Gründungsvertrages des neuen Ortes die Nutznießung aus den Gräflichen Wäldern als Rechte, für die übrigen Dörfer als Vergünstigung anerkannt. Der Gemeinde Seelenberg wurde durch Restrikt gegen Ende des Jahres 1848 bewilligt: für die damalige Anzahl der Ortsbürger und zu deren eigenem Bedarf aus den offenen Laubwaldbeständen, welche über 40 Jahre alt bis 10 Jahre vor ihrer Verjüngung, jedem Ortsbürger, der 2 Kühe hielt, 3 Karren, jedem, welcher nur 1 Ziege hielt, 6 Lasten, jedem anderen 4 Lasten, natürlich nur soweit das Laub ausreicht. Ferner wurde jedem Einwohner von Seelenberg gestattet, in den herrschaftlichen Wäldungen an zwei Tagen in der Woche — Mittwoch und Samstag — darrtes Lechholz zu sammeln. Von den jeweiligen Besitzern dieser Wäldungen, zuerst vom Grafen Waldbott-Vassenheim, dann dem Herrn Umber aus Laubenheim, welcher sie im Jahre 1859 von letzterem für 348 000 Gulden (591 600 M.) gekauft und nach sehr riesigen Holzfällungen für 444 000 Gulden (754 800 M.) an die Nassauische Domäne verkauft hatte, hierauf von der Nassauischen Forst- und Domänenverwaltung und zuletzt von dem Königl. Preussischen Fiskus als Gerechtsame anstandslos anerkannt. Die Bewährung von Laubstreu und Lechholz für die gesamte Bürgerschaft Seelenbergs war eine nicht zu unterschätzende Vergünstigung und es wurde von derselben sehr bedauert, daß diese Gerechtsame gegen den Willen der Bezugsberechtigten von dem Preussischen Fiskus nach einem 15 Jahre dauernden gerichtlichen Verfahren abgelöst wurde. Das Urteil des Oberlandeskulturgerichts erfolgte am 13. Juni 1884 und bestimmte, daß der Gemeinde Seelenberg an Zinsen jährlich ausgezahlt werden sollen: 1. für Laubstreu 472.31 M., 2. für Lechholz 101.65 M., 3. für Stockholz 202.30 M., zusammen 776.46 M. Ob diese Umwandlung der Gerechtsame in Geldbezüge eine für die Gemeindeglieder vorteilhafte oder nachteilige war, darüber soll nicht gerechnet werden. Es erscheint jedoch eigentümlich, daß bei der Berechnung der Laubstreu die Wertungskosten — Tagelohn des Mannes und der Frau sowie Anfuhrkosten — in Abzug gebracht waren, da doch diese Arbeit durch die Bewohner selber geschah. Unbegreiflich erscheint es, wie man eine Last Lechholz, 33 Pfund schwer gerechnet, zu 20 Pfennig Wert taxiert, daß nur zu 5 Pfennig anschlägt, da man an der Last 15 Pfennig Gewinnungskosten abzog, wo doch meistens das Holz an den beiden schulfreien Nachmittagen von Kindern gesammelt wurde. Da die Ablösung und Umrechnung nach dem damaligen Stande der Haushaltungen erfolgte, so erwuchs den Bewohnern dadurch noch ein weiterer Nachteil. Vermehren sich die Haushaltungen, so verringern sich die Bezüge für den einzelnen Bezugsberechtigten, denn früher bekam jeder Haushaltungsvorstand nach Maßgabe seines Viehstandes seinen Rechtsanteil. Den Einwohnern von Seelenberg erwuchs ein noch weiter beträchtlicher Nachteil dadurch, daß anstatt der jährlich zu beziehenden 776.46 M. im Jahre 1888 der zwanzigfache Betrag als endgültige Abfindungssumme ausbezahlt wurde. Einleuchtend ist es, daß bei dem stets zurückgehenden Zinsfuße an eine Kapitalanleihe von 5 Prozent nicht gedacht werden konnte und die genannte Summe — 776.46 M. — allmählich sich erheblich verringern muß. Alles in allem, die erfolgte Ablösung war für Seelenberg, das keinen Gemeindevorstand wie die übrigen Feldbergsdörfer besitzt, ein recht empfindlicher Nachteil, dessen materiellen Folgen sich noch lange fühlbar machen und der auch in den Gemütern recht bittere Gefühle zurücklassen hat.

J. L. **Seltene Stücke.** An der uralten Hünnerstraße in der Nähe des Dorftits „Sped“ wurde im Herbst vorigen Jahres beim Ausheben eines Grabens ein sehr schönes Steinbeil aufgefunden, das 18 Zentimeter lang, früher zur Schneide zugeschlifsen, ohne Stielloch und fast 1 1/2 Pfund schwer ist. Auch ein Steinhammer von ganz ähnlicher Form wurde dort gefunden, der über 3 1/2 Pfund schwer ist. Diese seltenen Fundstücke sind der Altertumsammlung in Königstein einverleibt und auch eine Zeichnung darüber angefertigt worden. Nach den Sagen alter Bauersleute in hiesiger Gegend sollen solche Steine bei Gewittern während des Donnerrollens in die Erde schlagen. Solchen Steinen wird im Volksmunde der Namen „Donnerkeil“, auch „Teufelsfinger“ beigelegt und ihnen eine geheimnisvolle Kraft zugeschrieben. Der Blitz verschont jedes Haus, in welchem sich ein solcher Stein befindet. Auch bei Hererei spielen solche Steine eine wichtige Rolle. Behegten Kühen bestreicht man mit einem solchen Stein das Futter und die verlorene Milch wird sich sofort wieder einstellen usw.

J. L. **Frühlingsfeier auf der Burg Hattstein i. T.** Zwischen Ober- und Niederreiffenberg und Schmitten am rechten Ufer der Weil stand ehemals die Burg Hattstein. Sie liegt jetzt in Trümmern. Bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts kamen hier die Bewohner der Orte Ober-, Niederreiffenberg, Seelenberg, Schmitten und Arnoldsheim — das sog. Vassenheimische Amtchen — am Nachmittag des Festes Christi Himmelfahrt zusammen, um im Schatten des die Ruinen der alten Burg umgebenden Waldes bei Sang und Becherklang gleichsam den Einzug des Frühlings zu feiern. Bis spät in die Nacht hin dehnte sich das Fest aus. Einmal, so berichtet die Sage, sei in einer Fensteröffnung des alten Gemäuers eine weiße Gestalt erschienen und habe durch dreimaliges Rufen: „Geh! hin!“ zum Ausbruch gemahnt. Doch ihr Mahnruf scheint wenig beachtet worden zu sein, da man immer wieder zu der lieb gewordenen Stätte hinkam; erst in späterer Zeit unterblieb das Fest. Man zieht jetzt an Christi Himmelfahrt auf einen Platz in der eigenen Gemarkung oder auf den Feldberg.

S. 5

Bücherschau.

Familie Rauch in Weilburg. Ein stattlicher, kürzlich gebrodter Quatband: Geschichte der Familie von Rauch in Heilbronn. Geschrieben für die Familie von Dr. Moriz von Rauch in Heilbronn. Heilbronn 1919, berührt mit den ersten Abschnitten seines Inhalts nassauischen Boden, was den Freunden unserer Heimatkunde nicht vorenthalten bleiben soll. Diese Familie stammt nämlich aus Weilburg an der Lahn. Hier treten seit 1426 Träger des Namens auf und mit einem Schöpfen und zeitweiligen Bürgermeister Hermann Rauch, der zwischen 1549 und 1553 verstorben ist, setzt die von seinem Nachkommen erforchte und nachgewiesene Geschlechtsfolge ein. Die Abstammung Hermanns sind Schidenmacher, Wollenweber, Bäcker und Bierbrauer, Wirte und Handelsleute; auch ein Ausseher des herrschaftlichen Federviehs ist im 18. Jahrhundert darunter. Sie betätigten sich in der Verwaltung des Lahnstädtchens als Schöpfen und Ratsmännern und in der Bürgerwehr. Aber während der Mannesstamm der Weilburger Rauchs 1810 mit einem Junggesellen, dem Forstmeister des kombinierten Amtes Weilburg Johann Konrad Rauch erlosch, hatte ein Zweig an anderer Stelle Wurzel gefaßt, wo er sich stattlich entwickelte und jetzt noch blüht. Mit Teilnahme liest man den treuerzogen selbstgeschriebenen Lebenslauf des Johann Benjamin Rauch, der 1704 in Weilburg geboren ward, der seine langjährige Tätigkeit in dem Mainzer Sveditions-geschäft von Heinrich Adernann aufgab, um „sein weiteres Glück zu machen“ und der 1743 dann Teilhaber eines großen Handelshauses in Heilbronn wurde. Wie er und seine Söhne und Enkel in der Neckarstadt zu gediegenem Wohlstand gelangten, einen sehr ansehnlichen Wohnsitz am Marktplatz erbauten, vom König von Württemberg den Adel erhielten, eine bekannte Papierfabrik gründeten, die ganzen Schicksale der Familie, die den Hauptgegenstand des Buches ausmachen, das alles spielt sich fern von Nassau ab und soll hier nicht weiter verfolgt werden. Der Verfasser der Familiengeschichte ist geschulter Dichter und bringt unter der Fülle der Nachrichten über seine Angehörigen auch vielerlei, was allgemeinere Aufmerksamkeit auf sich lenken kann. Das stattliche Haus am Markt zu Heilbronn hat manche interessanten Gäste, Fürsten und Geistes-Größen, beherbergt. Dort hatte Zar Alexander I. von Rußland im Juni 1815 seine Begegnung mit Frau von Krüdener. David Friedrich Strauß hat mit den Rauchs verkehrt usw. Hier gilt es nur die willkommenen Beiträge zur Weilburger Geschichte dankend hervorzuheben.

Ss.



(Nachdruck sämtlicher Original-Beiträge verboten.)

Waisenhaus und Waisenspflege zu Wiesbaden 1721–1804.

Ein Rückblick auf Kleinstaatliche und Kleinstädtische Verhältnisse.

Von Th. Schiller.

(1. Fortsetzung.)

Wie Hellmund bei der Aufstellung dieser Hausordnung das scheinbar Unwichtigste nicht außer acht ließ, so erkannte er immer neue Pläne, um der Anstalt opferbereite Gönner zuzuführen. Nachdem er auf dem Dache des Waisenhauses neben dem Glöckentürmchen einen Altan hatte anbringen lassen, von dem herab seine Pflöge bei feierlichen Gelegenheiten oder auf besonderen Wunsch einzelner Wohltäter geistliche Lieder zu Gehör brachten, ließ er im Waisenhausgarten eine Kastanienallee anpflanzen und an ihren Endpunkten Gartenhäuschen erbauen. Diese Waisengarten-Promenade sollte gottesfürchtigen Kurgästen zum Aufenthalt dienen, weil sie in der Allee am Wiesenbrunnen weder vor Bettelei noch vor allerlei unanständiger Gesellschaft sicher wären, während sie sich hier ungestört ergehen und an geistlichen Liedern erquicken könnten. Die feierliche Einweihung dieser Hellmundschen Kuranlage fand am 2. September 1733 in Anwesenheit vieler vornehmen Kurgäste statt und wurde durch eine Arie des Veranstalters verherrlicht, die die Waisenkinder vom Altan herab sangen.

Aber nicht nur der Günst dieser fremden, sondern auch der manches einheimischen Wohltäters hatten sich die Waisenkinder zu erfreuen. Es sei hier weniger derer gedacht, die durch Schenkungen, Vermächtnisse, Legate und Zuweisungen anderer Art zu den wachsenden Bedürfnissen des Waisenhausalters beisteuerten, als vielmehr derjenigen, die ihre Herzengüte und ihr Mitleid mit den armen Kindern dadurch offenbarten, daß sie zur Aufbesserung ihrer Kost dem Waisenhause Äpfel, Birnen, Rüben usw. aus eigenen Erzeugnissen zutrug und sich dafür wohl manchmal ein Lied der Kleinen ausbaten, wie die alljährlichen Waisenhaus-Nachrichten besagen. Denn die oft recht knappen Fonds machten Sparsamkeit auch in der Beköstigung der Waisenhausbewohner zuweilen notwendig, so daß sie weniger kräftig ausfiel, als es die Waisenhausordnung ursprünglich in Aussicht nahm. Nach einem Speisezetteln des Jahres 1745 gab es zum Mittagessen am Montag: Erbsen, Käse und Brot; am Dienstag: Linsen und Latwerge oder Gemüse; am Mittwoch: Hirsen und Butterbrot; am Donnerstag: Suppe, Gemüse und Fleisch; am Freitag: Gerste und Latwerge; am Samstag: Suppe, Klöße und Brot; am Sonntag: Suppe, Gemüse und Fleisch; als Abendessen wurde täglich Suppe und Brot, Sonntags Suppe und Butterbrot verabreicht. Wie weiter unten ausgeführt ist, ließ in späteren Jahren die Beköstigung der Kinder viel zu wünschen übrig.

Die Beschäftigung der Kinder außer der Unterrichtszeit war eine vielseitige. Während sie im Sommer vorzugsweise zu Feld-, Garten- und Hausarbeiten herangezogen wurden, fiel im Winter den Knaben das Wollspinnen zum Bedarf des eigenen Haushalts sowohl wie zur Ausführung von Bestellungen, den Mädchen die mancherlei weibliche Handarbeit zu. Daneben hatte jeder der älteren Knaben sein besonderes Pöschchen. Es gab unter ihnen einen „Kinderhüter“, der während des Unterrichts, in der Betstunde, bei Tisch, auf der Straße und in der Kirche auf das Betragen der jüngeren Kinder achtete; einen „Leier“, der während der Mittags- und Abendmahlzeiten etwas Erbauliches vorlas und deshalb vorher oder nachher allein ab; einen „Glöckner“, der die Betstunden an-

läutete, die Lieder ausschrieb, die Gesang- und Gebetbücher zur Stelle brachte, Stühle und Bänke zurechtstellte, die Tür des Betzells öffnete und verschloß, die Fenster lüftete und dergl.; einen „Pfortner“, der sich besonders im Sommer an der Haustür aufhielt, um Kommende und Gehende zurechtzuweisen; einen „Feuerwärter“, der auf das Feuer im Herd und in den Öfen achtete und die Lichter anzündete; einen „Holzdienier“, der für Bereitstellung des nötigen Brennholzes verantwortlich war; einen „Bettwächter“, der die Ordnung in den Schlafsälen überwachte; einen „Kleiderhüter“, der auf die ordnungsmäßige Aufbewahrung der Kleider sein Augenmerk richtete; einen „Wollenhüter“, der das Verhalten der Knaben beim Wollspinnen beobachtete; einen „Wasserzieher“, der die Wasserpumpen im Auge behielt und die Antauchen rechtzeitig auspülte; einen „Gartenhüter“, der das Obst und die Gewächse des Gartens bewachte, die Kurallee sauber hielt und das Verschließen der Allee für besorgte; einen „Tischbeder“, der Tischzeug und Speisegeräte herbeiführte, beim Tischdecken half, auch bei dem Auf- und Abtragen zur Hand ging; einen „Kellner“, der das Bier zu den Mahlzeiten herbeischaffte; einen „Bücherhüter“, der darauf achtete, daß die Kinder ihre Bücher nicht mutwillig oder achtlos beschädigten; einen „Rutenverwahrer“, der die zur Bestrafung von Unarten dienenden Ruten unter Aufsicht hatte und nötigenfalls ergänzte; einen „Saccularius“, der nach dem Nachmittagsgottesdienst den Klingenbeutel mit seinen Opfergaben an seinen Bestimmungsort brachte. Über allen stand der samulus directoris, der vermittelst eines von dem Pfarrhause oder der Inspektion an der nördlichen Ecke des Mauritiusplatzes und der Kirchgasse über die Kirche hinweg nach dem Waisenhause geleiteten Schellenauge zu erlangen war, nötigenfalls aber auch zu schriftlichen Arbeiten herangezogen wurde. Daß Hellmund im Jahre 1734 einige der befähigtesten Knaben auswählte, um sie für „die Teutsche Schulmeisterrei“ auszubilden, mag hier gleichfalls Erwähnung finden.

Bei allen diesen Bemühungen um die innere Ordnung und geistige Hebung seines Instituts und den damit verknüpften vielfachen schriftlichen Arbeiten fand Hellmund noch Zeit zu weitgehenden Unternehmungen, die auf Verbesserung des Loses der Armen abzielte. Das von ihm in den Jahren 1732–1734 erbaute Armenbad im Hospitalhofe am Kochbrunnen legt davon bezeugendes Zeugnis ab. Weder Anfeindungen, wie er sie bei letzterem Bau zu bekämpfen hatte, noch Mißerfolge, wie sie ihm die 1734 im Waisenhause eingerichtete Strumpfabrik brachte, beirrten seinen Unternehmungsgeist. Als er sah, daß letztere den erhofften Gewinn nicht brachte, versuchte er es mit einer Walkmühle, zu der er am 25. April 1736 den Grundstein legte, nachdem er sich der Unterstützung des Landesherrn versichert hatte.*

Zu dieser kostspieligen Anlage ermutigte ihn wohl auch die Nachricht, daß der im April 1735 zu Laar verstorbene Bäckermeister Jakob Simon dem Waisenhause 2000 Gulden vermacht habe. Mit diesem Vermächtnis hatte es eine eigene Bewandt-

*) Siehe meinen Artikel über die Walkmühle in Nr. 296 für 1883 des „Wiesbadener Tagblattes“.

nis. Im Dezember 1734 war der Ortsbehörde zu Jahr durch den kaiserlichen Oberkriegskommissar in Freiburg die Order zugegangen, Quartiere und Halbweizenbrot für die in Kürze auf Postierung dahin kommenden vier Kompanien vom Würzburgischen Regiment zu Fuß bereit zu halten. Als die Soldaten einrückten, war wegen Saumseligkeit der Müller und Bäcker, so behauptete der dafür verantwortliche Landschreiber, kein Brot vorhanden. Als es endlich zur Verteilung kam, war es größtenteils ungenießbar und gab mehr als 40 Soldaten Anlaß zu Beschwerden bei dem Ortskommandanten. Dieser lud zum Mittagsmahl neben den Offizieren mit ihren Frauen die Honoratioren der Stadt, den Geistlichen, den Oberförster, den Bürgermeister, den Marschkommissar und auch den Landschreiber. Die Soldaten mit ihrem Brot und die Bäcker harrten auf seinen Befehl in einem Nebenzimmer der Dinge, die da kommen sollten. Als alle Gäste versammelt waren, ließ der Gastgeber die Soldaten eintreten und hieß ihnen, das Brot auseinanderzubrechen, so daß sich die Anwesenden davon überzeugen konnten, daß es innerlich „purer Teig und Wasser“ war. Als die Bäcker sich darüber verantworten sollten, äußerte jener Simon: „Hätte uns der Landschreiber gute Frucht geliefert, hätten wir gutes Brot gebaden!“ Doch erschrak er sehr, als nun der Kommandant seinen ganzen Zorn über dem Landschreiber ausgoß, und suchte sich damit zu entschuldigen, daß er kein Halbweizenbrot backen könne, er habe es „nicht so gemeint“. Wegen dieser doppelten Lüge ließ ihn der Kommandant auf die Hauptwache bringen, wo ihm ein zweiter Bäcker Gesellschaft leistete, dem die eingeleitete Unteruchung gleiche Fahrlässigkeit zur Last legte. Erst nach sechzehnständiger Einkerkierung und Zahlung von 20 Gulden Strafe erlangten sie ihre Freiheit wieder. Als ein durch Weinhandel reich gewordener Mann hatte sich Simon für die Nacht zwar ein Bett in den Turm bringen lassen, doch setzte ihm der Vorgang so zu, daß er seitdem fränkelte. In diesem Zustand setzte er dem Waisenhanse jenes Vermächtnis aus, das seine Witwe auszuzahlen sich jedoch weigerte, so daß sich Hellmund schließlich mit einer Vergütungssumme von 250 Gulden zufrieden geben mußte.

Gedenkt man solcher Fehlschläge und Widerwärtigkeiten, dann wird der gereimte Stoßseufzer verständlich, mit dem er seine Waisenhaus-Nachrichten des Jahres 1736 schließt:

„Ich war ein Wanderer, ein Zeuge, Hirt und Wächter,
Den Spöttern durch den Schluß des Himmels ein Gelächter,
Ein armer Waisen-Vogt, ein Badwirt im Spital,
Nun auch ein Fabrikant und Schuldner überall!“

Von diesen Schulden sich befreien zu können, hoffte er durch Erweiterung der Waisenhaus-Walkmühle zu einer Schleif- und Polieranstalt für Schlosser und Waffenschmiede und zu einer Panzstampfe für Seiler und andere; doch auch die hier erzielten Einkünfte waren nur vorübergehende und deckten kaum die Anlagekosten. Schon betagt, traf ihn in seinen Mühen und Sorgen noch der herbe Schmerz, daß französische Krankenpfleger mit Unterstützung einiger Reiter des Regiments d'Anjou am Abend des 17. Mai 1745 das Waisenhaus gewalttätigerweise öffneten und Kinder und Erwachsene hinausjagen, um dort ein Lazarett einzurichten. Daß die aus ihrem Heim Vertriebenen „nicht ohne häufiges Tränenvergießen“ nächstlicherweile ein Unterkommen suchten, bemerkt er in seinen Nachrichten ausdrücklich.

Vier Jahre später, am 6. Februar 1749, ging er nach einem vierteljährlichen Krankenlager im Alter von 70 Jahren und 5 Monaten ein zur ewigen Ruhe. Wie er es lektwillig schon 1740 bestimmt, wurde er „ohne Sermone und ohne Klang und Gesang“ auf dem Friedhof am Heidentor beerdigt. „Den Sarg hat das Stadtgericht zu Grabe getragen; die ganze hiesige Bürgerschaft hat ihn zu seiner Ruhestätte mit vieler Ehren Liebe traurig begleitet“, so liest man im Totenbuche der Stadt Wiesbaden.

In seine Waisenpflegerdienste teilte sich nunmehr eine aus dem Regierungsrat Leht, dem Inspektor Droosten, dem Kammer-schreiber Körner und dem Gerichtsmann A. Hoffmann zusammen-gesetzte Waisenhauskommission.

Als Amtsnachfolger Hellmunds übernahm Droosten die Haupt-last zur Aufbesserung der stetig mangelnden Fonds. Im Sep-tember 1750 begab er sich zur Erhebung einer Hauskollekte nach Frankfurt a. M. und lernte dort im Hause des Dr. Fresenius den aus Paris zugereisten Franziskaner-Mönch Jean Guerin kennen, der zur evangelischen Religion überzutreten beabsichtigte und ein sorgenfreies Unterkommen suchte. Für das er seine in den Kleidern eingenähten, „durch Mediziner“ erworbenen Ersparnisse von 600 Schillingen d'ors zu opfern bereit war. Mit Droostens Vorschlag, ihn im Wiesbadener Waisenhanse aufzu-nehmen, erklärte er sich einverstanden, worauf beide Teile ver-träglich folgendes vereinbarten: Guerin hinterlegte 5000 fl., über deren Zinsen das Waisenhaus verfügte, während er sich

900 fl. zur freien Verwendung vorbehielt. Nach seinem Tode sollte sein Nachlaß dem Waisenhanse eigentümlich zufallen. Da-für erhielt er eine möblierte Stube mit Bett, samt Heizung und Beleuchtung, notdürftige Wäsche, vierteljährlich 25 fl. zur In-standhaltung der Kleidung, Aufwartung durch einen Waisen-tnaben und freie Verköstigung. Diese sollte bestehen zum Früh-stück in Tee mit Milch, Zucker und Weißbrot, am Mittag in Suppe, Gemüse und Fleisch „mit anständiger Abwechslung“, am Abend in Suppe, Fleisch oder anderem Beisessen. Jeder Mahl-zeit war Weißbrot aus Weizenmehl und ein Schoppen trink-baren Weins beizugeben. Monatlich zweimal sollte zur Mahl-zeit eine Schüssel mehr und statt eines Schoppens eine Maß, außerdem jährlich ein Gebinde von 52 Maß Wein zur Ver-wirtung von Gästen geliefert werden. Weiter überließ man ihm ein Gartenstückchen zur Anpflanzung von Kräutern und sicherte ihm freie ärztliche Behandlung in Krankheitsfällen und Unterkunft und Verköstigung im Falle des Herannahens fran-zösischer Truppen zu. — Guerin, der bei seiner Ankunft nur Französisch, Spanisch und Italienisch verstand, scheint sehr schnell die deutsche Sprache erlernt und sich das Vertrauen der Waisen-hausverwaltung erworben zu haben, da man ihn 1751 als Ökonomen für den ausscheidenden Kandidaten der Theologie Senfft einsetzte. Aber schon am 14. September 1752 schied er nach einer kurzen hitzigen Brustkrankheit aus dem Leben. In seinem Nachlaß fanden sich noch 1072 Gulden.

In eben diesem Jahre führte man zur Herbstzeit eine „Dankeandacht“ im Waisenhanse ein, von der man sich gleichfalls Einkünfte versprach. Tag und Stunde derselben wurden im vor-ausgehenden Sonntagsgottesdienst bekannt gegeben, einheimischen Wohlthätern auch durch Waisenknaben persönlich mitgeteilt und durch das Waisenhausglocklein öffentlich angezeigt. Eingeleitet durch Gesang und Gebet, folgten der Andacht Mitteilungen über den Stand des Waisenhaushaushalts, wobei den Anwesenden für ihre Beihilfen gedankt und alles Gute gewünscht wurde. Nach einem kurzen Examen der Waisenknaben schlossen Gesang und Gebet die Andacht, der ein Umgang durch das Haus folgte. Unterdessen erhielten die Waisen ein Festtagessen, dem bei-zuwohnen den Erschienenen freistand.

Da die Walkmühle nur geringe Überschüsse abwarf, versuchte man es 1754 mit der Fabrikation von Baumwollentstoffen. Dem Fabrikanten Hübner trat 1755 der Handelsmann Gernain in Usingen zur Unterstützung bei. Aber schon im Oktober dieses Jahres stellte man die Fabrikation wieder ein und verkaufte Webstühle und Geschirr nach Dänemark, weil die Ausgaben die Einnahmen von 8513 Gulden um 1195 Gulden überstiegen.

Ein Jahr später glaubte man in dem Fabrikanten Friedrich Christian Aschor aus Brüssel den richtigen Mann gefunden zu haben, der die Einrichtung einer profitablen Sammet-, Seide- und Wollen- oder Siamosenfabrik vorpiegelte. Ein Seiden- und zehn Zeugwebstühle wurden angeschafft und mit dem Posthalter Vergmann wegen des Vertriebs der Stoffe Verhandlungen ge-pflogen, die kaum abgeschlossen waren, als Aschor mit Weib und Kindern unter Hinterlassung von Schulden heimlich durchging. Das Schließen der Manufaktur war die Folge.

Zur Verbesserung des Waisenhaushaushalts setzte auf den Vor-schlag des Konsistoriums Fürst Karl 1770 eine Waisenhaus-deputation ein. Ihre Direktion und Verwaltung der Fonds sollten die Konsistorial- und Regierungsräte abwechselnd über-nehmen, während einem Hofkammerrat die Leitung des Ökonomie-wesens und dem Inspektor Köll als Nachfolger des nach Idstein versetzten Superintendenten Droosten die Beaufsichtigung und Ausbildung der Waisen zufiel. Die beabsichtigte Beseitigung von Mängeln war damit nicht erreicht worden; denn 1796 hält sich Hofrat Dr. Ritter als Waisenarzt für verpflichtet, die fürst-liche Regierung auf die unhaltbaren Zustände im Waisenhanse hinzuweisen, indem er schreibt: Obgleich das Haus geräumig, freiliegend und mit gutem H.-f. und Garten versehen ist, strömt dem dort Eintretenden doch verdorbene Luft entgegen. Das Wohnzimmer, in dem 38 Kinder mit zugehörigen Personen ein-geschlossen sind, hat äußerst schmutzige Wände und kubisfußgroße Löcher im Fußboden. Dagegen befindet sich im zweiten Stod ein sehr schöner geräumiger Saal, ganz dazu angetan, einer größeren Anzahl von Menschen zur gesunden Wohnung zu dienen, den man aber zum Trocknen der Wäsche und zur Aufbewahrung gestückelter Archive benutzt. Die Schlafplätze der Kinder hat man in die Dachkammern verwiesen, so daß sich dem Beobachter die Frage aufdrängt, ob das Haus der Kinder wegen oder diese des Hauses wegen da sein mögen. Diese Wohnungsverhältnisse „verbunden mit der elendesten Kleidung der Kinder, seltenem Wechsel der Wäsche, Betten voll Ungeziefer, das ewige Woll-spinnen und ganz besonders die schlechte Nahrung (vom Januar bis März war ohne Ausnahme täglich jener elende Schmierkäs die gewöhnliche Kost), die sogar, wie ein glaubhafter Augenzeuge

versichert, schon "mehrmals" in "stinkendem Pöckelfleisch" bestanden haben soll, dies zusammengenommen sind die einzigen und wahren Ursachen der fast allgemeinen Kräfte im Waisenhaus, der abzuwehren die Reinlichkeit das einzige Mittel ist." Aufsicht und Verwaltung hier zu bessern, sei Menichenpflicht. Er sei überzeugt, daß für die Kräfte des Waisenhauses besser gesorgt werde wie für die armeligen, bedauernswürdigen Geschöpfe. Sie in Bürger- und Bauernfamilien gegen Bezahlung in Erziehung zu geben, halte er für besser als ihr Zusammenleben im Waisenhaus; jedenfalls würden sie dort glücklicher leben und sich mehr ihres Daseins erfreuen.

Durch die Regierung hiervon in Kenntnis gesetzt, forderte Fürst Karl Wilhelm das Konsistorium als Aufsichtsbehörde zur Verantwortung und zu Gutachten auf, welche Erziehungsmethoden als die besseren zu wählen seien. Das Konsistorium hielt sich an die Waisenhausdeputation, für die nach Absterben des damaligen Direktors, Regierungsrats Hoffmann, der seit 1792 antretende Inspektor Koch in einem umfangreichen Bericht vom 24. März 1797 die Behauptungen Ritters als übertrieben hinzustellen suchte. Da dieser Bericht einen genauen Einblick in die inneren Einrichtungen des Waisenhauses ermöglicht, mag er in seinen Hauptstellen hier wörtlich folgen: "Das Zimmer" — schreibt Koch —, "in dem sich die Kinder am Tage aufhalten, ist sehr hoch und geräumig, so lang wie der Saal im zweiten Stock, mit 7 großen Fenstern mit Lustlöchern versehen, also lustig und gesund. Dasselbe ist durch eine dünne Wand unterschieden; im vorderen Teil halten sich, wenn es nicht gar zu kalt ist, die Mädchen auf und stricken, nähen, spinnen usw. Hier wird auch gegessen. Im anderen Teile sind die Knaben und spinnen abwechselnd Wolle. Diese zwei Abteilungen werden täglich zweimal ausgekehrt, durchlüftet und möglichst rein gehalten. Allein, die mit Öl eingeschmälzte Wolle gibt freilich einen Geruch von sich, welcher einer nicht daran gewöhnten Nase anfangs widerlich, aber unvermeidlich und unschädlich ist. Und da zur Wintertime hier zwei freihängende große Öllampen brennen, deren Ausdünstung dieses Zimmer bald schwärzen, so wird dasselbe alle Jahre ausgeweißet, was aber 1795 durch den im September erfolgten Einmarsch der Franzosen unterblieben ist, wodurch dann freilich die Wände ungewöhnlich schwarz geworden waren. Auch ist es wahr, daß der Fußboden hier und da schadhast war und Löcher hatte. Die Ausbesserung ist geschehen. Der Saal im zweiten Stock ist wegen der schlechten Fenster im Winter nicht zu erwärmen und als Trockenstube unentbehrlich. Als vor einigen Jahren dieser Saal mit Königl. Preussischem Hafer beschüttet wurde, war man genötigt, die nasse Wäsche in die Zimmer der Kinder zu hängen zum großen Nachteil ihrer Gesundheit. Die Schlafplätze der Kinder sind allerdings im dritten Stock oder in der Mansarde, aber sie sind zu Zimmern eingerichtet, überleibt und geweißet. Die Knaben haben daselbst zwei große lustige Zimmer gegen den Hof und Garten, die Mädchen, Pflegermütter und Mägde drei Zimmer vorne nach der Stadt zu.

Der Vorwurf wegen der elendesten Kleider ist ganz ungerichtet, denn jedes Kind hat doppelte Kleidung, wobei ich nicht in Abrede stellen will, daß nicht zuweilen diesem oder jenem Kinde ein Stück abgeht, sonderlich Schuhe, woran die Nachlässigkeit des Verwalters oder die Verzögerung des Schuhmachers schuld ist. Im übrigen sind die Waisen so gut gekleidet, daß die hiesigen Bürger darüber eifersüchtig sind und schon mehrmals laut geworden ist, die Waisenkinder gingen besser gekleidet als ihre Kinder.

Der Wechsel der Wäsche geschieht alle Sonntage, und mehr verlangt kein Bürger und Landmann. (Fortsetzung folgt.)

672

Sterbensläufe zu Frankfurt am Main in alter Zeit.

Mitgeteilt von W. Groß.

Als in den letzten Jahren wieder einmal der Würgengel in Gestalt der spanischen Grippe durch die Lande zog und viele blühende Menschenleben nach meist kurzem Kranksein hinweggrasste, war die Zahl der Opfer besonders groß in den Großstädten, wie diese ja auch in den früheren Jahrhunderten meist viel schwerer von den Seuchen heimgesucht wurden als das platte Land. Besonders genaue Nachrichten über das Wüten der Pestilenz in damaliger Zeit bietet uns die von dem fleißigen und gewissenhaften Chronisten Leisner verfaßte Chronik der freien Reichsstadt Frankfurt am Main, aus der hier einige Auszüge folgen. Sie beginnen mit dem Jahre 1349, in dem der „schwarze Tod“ seinen

Siegeszug durch das Land hiebt, und reichen bis 1666, in welchem Jahre besonders die Rheinlande hart mitgenommen wurden. — Der Chronist schreibt:

1349 ist ein starkes Sterben an der Pest, da innerhalb 72 Tag 2000 und mehr Menschen allhier gestorben und ohne Gedenkläuten und Kerzentragen begraben wurden, unter diesen waren 35 Priester so auf einen Tag begraben.

1352 und 1356 starben hier sehr viele Leute eines jähen Todes.

1395 wurde dem Pfarrherrn zu den Barsbüchern und seinem „Niedling“ ein Obje im Werte von neun Florin verehrt, da sie viele Arbeit durch die zahlreichen Sterbfälle gehabt hatten.

1402 war allhier eine große Prozession mit dem Sakrament wegen des allgemeinen Sterbens.

1418 und 19 war die Pest allhie; ebenso 1449 und 50 hat es sehr an der Pest gestorben.

1461 auf den Tag Laurentii ist eine große Prozession ab Corpus Crucis gehalten worden wegen damalig regierender Pest.

1463. In die concept. Glorios Virginis Mariae wurde General-Mess in allen Kirchen gehalten mit Singen und Beten wegen regierender Pest.

1467 uff Freitag St. Vedegar und Martelli Tag hat man wiederum eine Prozession und zwei Messen vor den jähen Tod der Pestilenz gehalten.

1468 umb St. Mat.hai Tag ist ein groß Sterben allhier gewesen, worüber der mehrere Teil Geschlechter wie auch Bürger nach Gelnhausen salviert.

1473 am 9. August war eine Prozession vor den schnellen Tod, und wäh.e.e das Sterben durch den Monat Julium und Augustam. Es starbe viel Volks, doch mehr Männer als W.f.er.

1482 raffte d.e Pest 3000 Menschen hinweg.

1492 war allhier Prozession wegen des Sterbens, so gewährt bis in das Jahr 1503 auf den St. Apolloniustag, da es nachge.ajen.

1517 den 29. September hat die Pest allhier angefangen, und sind 918 Personen daran gestorben.

1519 hat d.e Pest allhier und in ganz Deutschland grassiert.

1529 hat der Englische Schweiß hier grassiert. Die Leute schwiheten 14 Stund, darauf waren sie entweder tot oder wurden wieder gesund. Diese Krankheit währte bis auf den Tag Martini.

Auch 1530 stirbt stark an der Pest.

1541 war das Sterben so groß, daß „sonderlich verordnete Praeservationes (Vorbeugungsmittel) von denen Medicis auf denen Gassen publiziert worden.“

1555 und 56 waren g.e.h.falls Pestjahre. ¹⁾

1563 verlor der Rat wegen des großen Sterbens an der Pest die Zusammentünfte in den Junststuben für die Dauer von vier Wochen. Wie groß die Sterblichkeit war, ersieht man aus dem Verhältnis der Geburten (542) zu dem der Todesfälle (1966). ²⁾

1571, 72 und 73 starben doppelst so viel wie geboren wurden.

1575 wurden getauft 485, beerdigt 1895. Der Chronist schreibt: Es hatte im vorigen Jahr im August die Pest also angefangen zu regieren, daß auch die Schulen bis zum Januar dieses Jahres zugehalten worden und höret noch nicht auf.

1582, 84 und 85 verhielt sich wieder die Zahl der Geburten zu der der Sterbefälle wie 1 zu 2.

1597 wurde verboten, wegen der wiederum eingetretenen Sterbensläufe auf dem „Grenpelmart“ einige Leinwand, Kleidung oder Bettgewand zu verkaufen. Das Festhalten des Branntweins auf den Gassen sollte jedoch unverboden bleiben. (In diesem und dem folgenden Jahre war auch der Westerwald von der Pest schwer heimgesucht. Wir sehen das aus einer wieder-runtelischen Verordnung,

¹⁾ Wie aus einer von der Dillenburg Landesregierung unterm 26. Mai 1556 erlassenen Verordn. hervorgeht, grassierte damals das „pestilenz Fieber“ sehr heftig in der Grafschaft Byrmon, weshalb den Dillenburgern strengstens verboten wurde, dorthin zu gehen noch jemand von dort aufzunehmen.

²⁾ In diesem Jahre (1563) scheint auch auf dem Westerwalde die Pestilenz stark gewüth zu haben. Es wurde für Siegen, Dillenburg, Dietz und Hadamar eine besondere Verordnung herausgegeben, wonach den Leuten in den angestrichen Häusern aller Außenverkehr verboten und die Errichtung besonderer Peststätten gefordert wird. Auch eine Verordnung der Kadamarischen Regierung vom 31. Mai 1563 ist mit sich darauf zu beziehen. Die unglücklichen Reichsgänger werden darin zum besten Besuche der Predigten angehalten, da „um so des ihres Unseliges willen Gottes billiger Zorn und Straf über sie kommen müsse, wie man denn seinen göttlichen Zorn und Ruten täglich vor Augen sehe.“

in der die Geistlichen der Herrschaft Dierdorf aufgefördert werden, den Besuch der Pestkranken nicht zu veräumen und dabei vor allem für hinreichende Lüftung der dumpfen Peststuben zu sorgen und zwar durch Einschlagung der Wandgesache, wenn es nicht anders ginge.¹⁾

Aus dem Jahr 1605 lesen wir: Durch diese beide Jahr hat die Pest allhier grassiret, und beschweren sich die Schneider, die Toten zu Grabe zu tragen, derwegen wird befohlen, daß man auf gewisse Totenträger solle bedacht sein. Auch würden die Seiten-Spiel verboten. Es kamen 1606 Todesfälle vor, denen 724 Geburten gegenüberstanden.²⁾ Im folgenden Jahre war das Verhältnis 1195 zu 716 und im Jahre 1613 wie 1140 zu 658.

1622: Todesfälle	1785,	Geburten	729
1625: "	1871,	"	641
1631: "	1132,	"	803
1632: *)	2900,	"	775.

1633 übersteigt die Zahl der Geburten die der Sterbefälle, um so ungünstiger gestaltet sich das Verhältnis in den Jahren 1634 bis 38.

1634 gestorben	3512,	geboren	951
1635 "	3421,	"	878
1636 "	6943,	"	816.

Die große Sterblichkeit in dem letztgenannten Jahre ist augenscheinlich auch auf die damals herrschende Hungersnot zurückzuführen, über die wir an anderer Stelle der Chronik lesen: Die Hungersnot war so groß, daß das arme Bettlers-Gesindel hin und wieder in den Winkeln der Stadt auf den offenen Gassen gelegen, welche Hund und Ragen, die tote Raß von den Schind-Kauten geholt und öffentlich gelocht und als Wildpret verzehret haben.

Auffallend hoch ist in diesem Jahre die Zahl der getrauten Paare, nämlich 489, so viel wie in keinem Jahre vorher. Die bisherige Höchstzahl weist das Jahr 1626 mit 284 auf.

1637 gestorben	3152,	geboren	673
1638 "	1079,	"	443.

Von 1643 bis 1659 bleibt die Zahl der Todesfälle hinter der der Geburten zurück. Auffallend günstig ist das Verhältnis 1658. Es wurden geboren 601 und starben 399. Über die im Herbst 1665 ausgebrochene bis anfangs 1667 dauernde Pest schreibt der Chronist: In der Herbst-Week kommt ein Kaufmann aus Frankenthal bei Köln herauf, logierte im roten Apfel, wurde von der Pest inficiret und stirbt bald darninnen. Durch ihn wurde das ganze Haus angesteckt, daß Mann, Frau, etliche Kinder und Gesinde darninnen gestorben.

1666³⁾ werden zur Ostermesse keine Könnischen Güter noch Leute zugelassen wegen der regierenden Pest, und währte das Sterben allhier bis in das andere Jahr im Januar. Zur Abwendung der Seuche ist alle vier Wochen ein Fuß-, Bet- und Fasttag höchst feierlich zu celebrieren verordnet. Der erste wurde abgehalten am 17. August und

¹⁾ Unterm 8. März 1597 wurden umfangreiche Vorschriften über das Verhalten zur Pestzeit gegeben. Sie bilden einen Anhang zur Ragenellenbogenischen Landesordnung unter dem Titel „Was für Ordnung in Sterbensdritten zu halten.“

²⁾ In der folgenden Zeit scheint sich die Seuche nordwärts verbreitet zu haben. Denn in Wiesbaden wie an der Rahn und Dill fielen ihr viele zum Opfer. Die Hohe Schule zu Herborn wurde damals nach Siegen verlegt, wo sie bis 1609 blieb.

³⁾ Daß auch damals der Westerwald wieder heimgesucht war, erfahren wir aus einer Reihe von Verordnungen der Regierung zu Hadamar aus dem Jahre 1632, die u. a. bestimmen: Jedermann soll wegen der Pestgefahr für diesmal der Frankfurter Messe fern bleiben — es sollen besondere Kirchhöfe für die an der Pest Gestorbenen angelegt werden — um die Weiterverbreitung zu verhüten, dürfen keine Viskalien nach auswärts gebracht werden — die Angehörten sollen in ihren Häusern bleiben — die Leichengelage werden bei 5 Rl. oder Turnstrafe unterlag. — Auch den jungen „Borschen“ wird ernstlich ins Gewissen geredet, weil sie ungeachtet des vor Augen schwebenden göttlichen Strafgerichtes sich unterstehen, „Dentereien“ zu veranstalten.

⁴⁾ Damit die „giftige, abscheuliche Seuche der Pestilenz“ das Land nicht befehle, wendet sich Graf Heinrich zu Nassau 1666 mit einer strengen Epistel an seine Untertanen, in der er ihnen vorwirft, daß ungeachtet aller bisherigen Ermahnungen keine Reue, Buße, Besserung und geziemende fleißige Vorworge zur Abwendung und Milderung der Strafen Gottes erfolgen wolle, sondern Rudelhaftigkeit und ungezäumtes Leben und Wandel je mehr und mehr zunehmen und, wie zu Zeiten der Sündflut, man mit aller Unpäßigkeit fortjähre und große kostbare Hochzeiten, Rindtaufen und Gastmähler mache, sonderlich auf die heiligen Sonntage freiset, laufe und spiele. Jedermann soll von nun ab Reue und ernstliche herzliche Buße über sein geführtes vorleses Leben haben und solches durch die Tat zeigen; sonderlich aber werden hiermit alle Hochzeiten, Rindtaufen, Gastmähler und dabel vor allen Dingen Spielleute, Musikanten, Leichtfertigkeiten und aller Überflus mit großem Ernst und bei höchster Strafe gänzlich abgeschafft. Daneben soll sich niemand, er sei, wer er wolle, unterstehen, irgend jemand ohne glaubwürdigen Paß bei Tag oder Nacht aufzunehmen. Diese Verordnung sollte auf allen Kanzeln verlesen und durch öffentlichen Anschlag jedermann bekannt gegeben werden.

der letzte am 1. März des folgenden Jahres als Dankfest für das Erlöschen der Contagion. Um dem zu befürchtenden Wiederausbruch zu begegnen, ließ der Rat den Bürgern, Zuwohnern, Juden und Soldaten aufs strengste verbieten, die von den Pestkranken herrührenden Betten, Kleidungsstücke, Pelzwerk und dgl. an sich zu bringen.

Altnassauer Allerlei.

Th. Sch. Fürstlicher Erlaß zur Verhütung von Krankheits-einschleppung. Von Gottes Gnaden Wir Carl Fürst zu Nassau, Graf zu Saarbrücken und Saarwerden, Herr zu Vahr, Wiesbaden und Idstein etc.

Wohlgelahrter lieber Getreuer!

Da dem Vernehmen nach in der Gegend des Odenwalds verschiedene ansteckende Krankheiten herrschen und zu befürchten sein solle, daß solche durch die von daher und sonst kommende Bettler und kranke presshafte Personen in die angrenzenden Lande gebracht und weiter fortgepflanzt werden dürften, so sind von verschiedenen benachbarten Reichständen als namentlich von Churpfalz und Hessen-Darmstadt, auch neuerlich von Churmainz, hienunter sachgemäße Vorkehrungen allbereits getroffen worden.

Wir sehen Uns daher aus Landesväterlicher Vorsorge vor Unsere getreue Unterthanen, insbesondere aber auch, damit bei denen in der Nachbarschaft getroffenen Anstalten Unsere Lande nicht allein mit dem Bettel- und kranken Gesindel von Christen und Juden überschwemmt werden mögen, gleichmäßig zu verordnen gnädigst bewogen,

- 1., daß alle dergleichen zu Fuß oder auf Wagen kommende fremde Bettler und Kranke, besonders auch die Bettler-Juden nicht eingelassen, sondern von den Grenzen und Thoren zurückgewiesen, und des Endes die unterm 2. Oktober 1770 wegen Abhaltung des fremden Bettel-Gesindels erlassene Verordnung ceteris paribus von neuem in Ausübung gebracht, auch
- 2., keiner Unserer Unterthanen bei Vermeidung nachmählicher Strafe sich unterfangen solle, ausländischen Unterthanen, die auf sogenannten Bettelfuhren kommende Arme abzunehmen und auf solchen gesunde oder kranke Bettler in Unsere oder fremde Lande zu transportiren, gestalten dann besonders in dem Chur-Mainzischen eine empfindliche Leibesstrafe darauf gesetzt ist.

Wir befehlen solchemnach gnädigst, daß Ihr diese Verordnung denen Euch anvertrauten Amts-Untergebenen sofort bekannt machen, solche vor Schaden warnen und darüber sträfflich halten lassen sollet . . .

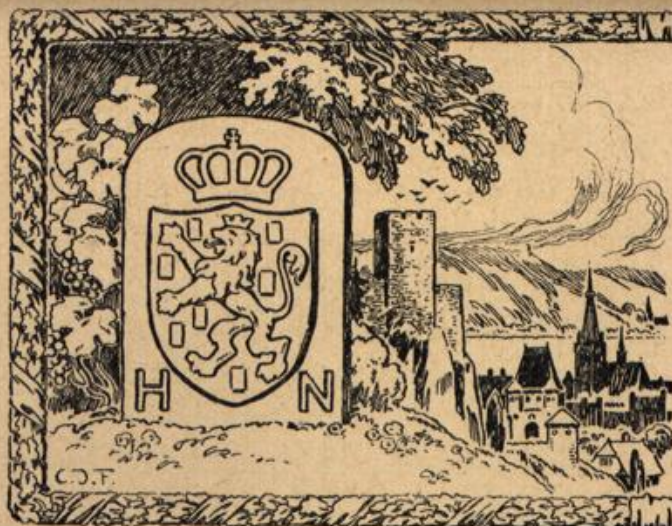
Wiesbaden, den 2. Mai 1772.

Th. Sch. Eigenhändiges Schreiben der Herzogin Anna von Braunschweig an ihren Bruder, den Grafen Johann V. von Nassau-Dillenburg, aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts:

Dem edelstem waelgebornen herren Johan grassen zu Nassou, zo Hyanden und zo Dieß mynne herzen lieben broder.

Myn h. l. broder. ur l. screben myr lest myt ten offen dryberen weber ich ur l. der nunougen, der sy ur l. 11 ader 111 brachten, vor eynen gulden sende sold, dem ich also bede, so waren das nyt nunougen, sonder ist eyn cleij aelle und heist spirlind, dan die nunougen waren do noch nyt zo frygen, die sendt men erst na mychel, so moessen sy dan noch geraucht werden, so scid ich ur l. der nu vor eynen gulden und auch des spirlind's vor eynen gulden. Die nunougen Bret men mytter huet, die ander sonder huet. ur l. scieb auch lestmael eyns van gesalen hechten, das haen sy hyr zo lande nyt vor gewonheit, sonder zo ruygen, so sciden ich ur l. der ewenych om zo ver suchgen, mocht sy ur l., so can men sy ur l. off eyn ander zyt bestellen. Das der nyt me is, neme ur l. nyt vor ovel, dan es syne de self ich ikunt in myner loechen haen, die so veel geraucht syne, das men sy voren-mach. Dese loechet men alus: men myt sy in studen und suet sy styb so lange als eyn hart ey, die grose mach men dan wael langer seden, sey sy dan van dem fur und lest sy also eyn wille staen, weiget sy dan reyn uf dem wasser, sut sy dan weder in reyn wasser bys se gar werden, doet das wasser eyn denl aff und doet dan botter dar off, lest das also ewenych seede. gestern myt ille (?) in der frychen. ich bin myt saint der b (?) noch gefont, got gebe desgetyche van ur l. zo erfarnen. anna ur swester.

Wanne men die hecht uf weiget, so moeß men die huet gans reyn aff machen.



Alt-Nassau

Blätter für nassauische Geschichte
und Kultur-Geschichte.

Monatliche Freibeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 3.

24. Jahrgang.

1920.

(Nachdruck sämtlicher Original-Beiträge verboten.)

Waisenhaus und Waisenflege zu Wiesbaden 1721–1804.

Ein Rückblick auf Kleinstaatliche und Kleinstädtische Verhältnisse.

Von Th. Schüler.

(2. Fortsetzung.)

Ungeziefer in den Betten habe ich noch nicht gefunden, außer Flöhe im Sommer, was in keinem Haushalt mit vielen Kindern zu verhüten ist. Doch will ich nicht leugnen, daß sich auch hier und da eine andere Gattung von Ungeziefer finden lasse, weil die meisten Kinder auf dem Kopfe und in den Kleidern Unrat mit ins Haus bringen. Die Betten erhalten alle vier Wochen frische Leilachen.

Was den Vorwurf des ewigen Wollspinnens anlangt, so trifft dieser wirklich nur die Knaben, indem die Mädchen nie Wolle spinnen, sondern unter Anweisung der Mutter stricken, nähen und Hans spinnen fürs Haus. Für die Knaben, welche man nicht müßig herumgehen lassen darf, haben wir im Winter keine andere Arbeit als Wollspinnen, teils fürs Haus zu Kleidungen, teils fürs fürstliche Zuchtthaus, teils für hiesige Bürger und Gefinde, welche gewohnt sind, ihre Wolle, die sie im Hause verbrauchen, im Waisenhaus gegen Bezahlung spinnen zu lassen. Dieses ist aber kein ewiges Wollspinnen, sondern geschieht des Tags nur einige Stunden. Ich habe die Kinder in zwei Klassen geteilt, davon die erste Klasse morgens 7– $\frac{1}{2}$ 9 und nachmittag von 1–2 Uhr, die zweite Klasse aber von $\frac{1}{2}$ 9–10 und von 2–3 Uhr den Schulunterricht genießt, während welcher Zeit immer diejenige Klasse, so nicht in der Schule ist, spinnst oder strickt. Nach Ende der Schulstunden, wie auch nach dem Essen, haben die Kinder jedesmal eine halbe, auch eine ganze Stunde frei, um frische Luft zu schöpfen. Nach dem Abendessen und gehaltener Betstunde arbeiten nur die großen Kinder noch von 8–9 Uhr, bevor sie schlafen gehen. Es sind gewöhnlich nur 8 Wollenträder im Gange, woran also von den gegenwärtigen 24 Knaben jedesmal nur 8 spinnen, einer schlumpt und zwei Floden machen; die übrigen 13 aber lernen entweder ihre Schullektion oder gehen im Hofe herum, bis sie ihre Kammeraden ablösen. Und dies gilt nur vom Winter, indem zur Sommerzeit die großen Knaben und Mädchen außer den Schulstunden fast täglich im Garten oder auf dem Felde, oder sonst im Hause gebraucht und zu allerhand Arbeit angeführt werden.

Nun zum Hauptpunkt, der schlechten Nahrung. Dieser Vorwurf traf vor diesem unser Waisenhaus mit vollem Rechte. Hier an ganz unrechtem Orte wollte man sparen. Die Kinder belamen in jeder Woche nur einmal frisches, meistens von Juden gekauftes Kuhfleisch und einmal Butter nebst schlecht gekochter Suppe oder Gemüße. Sodann mußten sie häufig das ungesunde Pöfelfleisch essen, welches von den Juden viertelweise genommen und in Salz gelegt wurde. Allein diese schlechte Kost ist schon seit mehreren Jahren verbessert und das gelatzene Kuh- oder Rindfleisch ganz abgeschafft worden. Der Lisch ist jetzt besser, als ihn der mittelmäßige Bürger und Landmann führt. Es wird in jeder Woche zweimal frisches Ochsenfleisch, dreimal Butter gegeben, gute Suppe von Fleischbrühe oder Gerste, Hirsen, Grütze, Linen, Erbsen, Milch usw., gar gekochtes und gut geschmälztes Gemüse, auch wöchentlich zweimal Latwerge oder Käse, welcher letzterer in einer großen Haushaltung unentbehrlich, ja, des Landmanns alltägliche Nahrung ist. Dieser sogenannte Schmier- oder Weichkäse wird auch nicht das ganze Jahr hindurch gemacht, sondern nur eine kurze Zeit

im Nachwinter, wann die Kühe an der Milch so abbrehen, daß es nicht mehr der Mühe wert ist, Käse davon zu formen, alsdann werden die Matten frisch gegessen, wie in allen Landhaushaltungen."

Die von Doktor Ritter aufgestellte Parallele zwischen den Kindern und den Kühen des Waisenhauses wünschte noch als unpassend mit Stillschweigen zu übergehen. Als Verbesserungen schlug er vor, im vorderen Teil des Arbeitszimmers einen Ofen legen zu lassen, damit sich die Mädchen auch im Winter darin aufhalten könnten, und den einen üblen Geruch verbreitenden Abtritt aus dem Schlafzimmer der Knaben nach einem anderen Ort zu verlegen. Im ganzen würden die Kinder besser unterhalten und genößten größere Freiheit als die von Bürgern und Landleuten, erfreuten sich deshalb ihres Daseins mehr, als wenn sie in Privathäusern erzogen würden, was ihr frisches, gesundes und munteres Äußere bestätige. Da das Waisenhaus eine vollständige Landwirtschaft betreibe, so würden die Kinder zu Feld- wie Hausarbeiten angehalten. Die Knaben gingen mit dem Knecht ins Feld und lernten das Fahren, Adern, Säen, Pflanzen und Ernten; die Mädchen würden von der Köchin in der Küche und im Garten, von den Mägden im Felde, im Futtermachen und bei dem Vieh unterwiesen, so daß sich für alle genügend Gelegenheit böte, sich zu Knechten oder Mägden auszubilden.

So blieb denn zunächst alles wieder beim alten, auch als Doktor Ritter im Sommer 1797 anregte, die im zweiten Stod frei gewordenen Zimmer zur Herrichtung eines gefördernden Aufenthalts für die Kinder zu benutzen, also nicht mehr zu vermieten. Sie waren von dem verstorbenen Regierungsrat Hoffmann als Direktor der Waisenhausdeputation bewohnt und wurden nunmehr von dem Hofkeller Pistorius und dem Hofgerichtssekretär Hergenhahn, dem Schwiegersohn der verstorbenen Frau Regierungsrat Wigelius, begehrt. Da Hergenhahn mit Gartenbenutzung 55 Gulden Jahresmiete bot (Hoffmann hatte 50 gegeben), Pistorius jedoch 70 Gulden ohne Garten, und weil das Konsistorium sich in zwei Lager schied, um für den einen oder den anderen Partei zu nehmen, wurde diese hochwichtige Sache vor das Forum des Landesfürsten gebracht, der sich damals in Mainz aufhielt. Er entschied, daß die Wohnung ohne Ansehen der Person dem zu geben sei, der am meisten böte. Würden beyde aber bey dieser bagatelle so hinauf getrieben, daß sie egal böthen, so sollen sie ziehen, und das gesuchte logis dem gegeben werden, welcher in dem ziehen gewinnt." Daraufhin verzichtete H. freiwillig.

Im Juli 1799 kam der Regierungsrat Röhler nach eingehender Revision des Haushaltes auf den Vorschlag zurück, die Kinder in Familien unterzubringen, weil bei den durchschnittlichen Jahreseinnahmen von 2531 Gulden und den Ausgaben von 2146 Gulden anstatt der 40, für die das Waisenhaus bereits zu eng werde, etwa 60 Kinder erzogen werden könnten, besonders wenn die kostspielige Ökonomie eingeschränkt und die Wollmühle verkauft würde. Die Jahresrente bestünde in 30 Malter Korn à 4 fl. = 120 fl., 46 Malter Gerste à 3 fl. = 138 fl., 15 Malter Weizen à 7 fl. = 105 fl., in Widen und Erbsen für 27 fl., in Stroh für 121 fl., zusammen in 511 fl.:

dagegen verausgabe man 300 fl. für Pacht, 60 fl. für Taglohn, 30 fl. für Knechtslohn, 121 fl. für Beföstigung der Arbeiter, 75 fl. für den Unterhalt des Fuhrweizens und 59 fl. für Vieh, also 645 fl.

Diesen und weiteren Ausführungen Mößlers gegenüber bleibt noch bei seiner Meinung, daß die Erziehung der Waisenkinder in dem Waisenhanse derjenigen bei Familien vorzuziehen und deshalb die Beibehaltung von 5 Kühen und 6 bis 8 Schweinen mit der dazu nötigen Länderei erforderlich sei. Nach der von ihm beigefügten Haushaltsübersicht würden die jährlichen Ausgaben auch bei eingeschränkter Oekonomie betragen für:

1. Besoldung, Lohn und Beföstigung des Präzeptors, der Pflagemutter, der Köchin und zweier Mägde	500 fl.
2. Gerste zum Schroten für das Vieh	40 "
3. Stroh, Samenkuchen, Kleesamen, Gips	60 "
4. Küßöl und Thran	50 "
5. Bettzeug, Hausrat, Werkzeug, Küchengeschirr	40 "
6. Druckerlohn, Bücher, Schreibmaterialien	30 "
7. Ackerbauohn und Dungkahrten	40 "
8. Fuhrlohn des Brennholzes	80 "
9. Fuhrlohn für Heu und Grummet	10 "
10. Taglohn	25 "
11. Bau- und Reparaturkosten	35 "
12. Waschlohn und Seife	24 "
13. Arzneien	30 "
14. Hirtenlohn	8 "
15. Sämereien	6 "
16. Wadlohn	50 "
17. Vieh	25 "
18. Insgemein	20 "
19. Unterhaltung von neun Kindern außer dem Hause	110 "
20. Anlage eines neuen Kapitals	300 "

Im ganzen . . . 1483 fl.

Diese Summe, abgezogen von den jährlichen Einnahmen von 2530 fl., blieben 1047 fl. für die Beföstigung und Bekleidung der Kinder im Hause sowie für Lehrgeld, Handwerkszeug und Velleidung der Lehrknaben außer dem Hause.

Rechne man für ein Kind als tägliche Kost 5 Kreuzer, also im Jahr 30 fl. 20 Kr. und für Kleidung jährlich 10 fl. 40 Kr., so betrügen die jährlichen Ausgaben für ein Kind 41 fl. Ebensoviele würde an Lehrgeld, Kleidung, Werkzeug und Ausstattung zur Wanderschaft für einen Lehrknaben, deren durchschnittlich sechs vorhanden, nötig sein. Man könne also außer diesen nur etwa 20 Kinder im Hause unterhalten; doch seien jetzt (im November 1799) 26 Kinder im Hause, 9 draußen und 6 Lehrknaben bei Handwerksmeistern.

Nach war, was Eigenwilligkeit und Frömmerei anbelangt, in die Fußtapfen des seligen Hellmund getreten. In der im März 1802 von ihm veröffentlichten 79. Fortsetzung der Waisenhaus-Nachrichten für 1801 hatte er nicht nur nachzuweisen versucht, daß sich die Waisenhaus-Oekonomie wohl lohne, da 619 fl. 15 Kr. für Frucht, 143 fl. für verkaufte Vieh, 160 fl. 16 Kr. für Milch, Butter und Käse, 91 fl. 14 Kr. für Sommerobst und Gemüse erlöst worden waren, sondern er hatte dem Überblick über Einnahmen und Ausgaben eine Vorrede vorausgeschickt, in der er den Rückgang der Religion durch die Sonntags-Entheiligung beklagte und Veranstaltungen der Bürgerchaft verdamnte, die mit Vorwissen des Landesherrn von der fürstlichen Regierung zugelassen worden waren. Er schrieb, der Sonntag werde durch Tanzen, Spielen, Saufen und andere sinnliche Ergötzlichkeiten zu einem Welt-, Lärm- und Sündentage gemacht. Wohl dürfe man den Kurfremden Sommerfreuden bereiten; es könne aber auch Werktags geschehen, daß „die im vorigen Jahr aufgerichtete so zwecklose als verderbliche Schützengesellschaft auszieht, die der gerade Weg zur Lächerlichkeit und zum Verarmen ist. Und kaum machte die Jahreszeit dieser Sabbatschändung ein Ende, so erhob sich eine sogenannte Tanzschule, aber eigentlich eine Satansschule, wo sich das leichtsinnige junge Volk beiderlei Geschlechts nächtlicherweile versammelt und allen Unfug, Schande und Bärei getrieben hat. Dieß fehlte noch, um die schon im Kriege genug verwilderte Jugend ganz sittenlos zu machen und alles Gefühl von natürlicher Scham, Zucht und Ehrbarkeit völlig zu töten“. Er schloß mit den Worten: „Gott! erhalte und schütze unsern theuersten Fürsten, der Waisen Vater und sein erhabenes Haus!

Beschirm die Polizeien,
Bau unsers Fürsten Thron,
Daß Er und wir gedeien;
Schmüd, als mit einer Krone,
Die Alten mit Verstand,
Mit Frömmigkeit die Jugend,
Mit Gottesfurcht und Tugend
Das Volk im ganzen Land!“

Wegen dieser „höchst unziemlichen und unanständigen Kritik, durch die das obrigkeitliche Ansehen herabgesetzt worden“, erfolgte die Einziehung des Druckes. Es waren die letzten Waisenhaus-Nachrichten.

Mit dem Frieden von Luneville im Jahre 1801 und die Vergrößerung des nassau-usingenschen Landes durch den Anfall vorher heßlicher, mainzischer und anderer Gebietsteile war auch für die Stadt Wiesbaden eine neue Zeit gekommen. Man bereitete sich auf eine Erweiterung des nun zu eng gewordenen Haupt- und Kurstädtchens und auf eine Verschönerung seiner Zugänge vor. Am 11. März 1802 verbot der Stadtrat den Bewohnern der Mauergasse, Löcher in die Stadtmauer zu brechen, um das in ihren Höfen sich ansammelnde Regenwasser in den Waisenhausgarten zu leiten, und am 15. März d. Js. befahl er, innerhalb vierzehn Tagen die widerrechtlich in der Straße angelegten Ställe zu entfernen, die Miststätten und Unrathaufen wegzuräumen, die Straße zu säubern und zu planieren, damit ein ordentliches Floss längs der Stadtmauer hergerichtet und Gebäude und Keller dieser Straße vor Überschwemmungen gesichert werden könnten.

Den an der Mauergasse entlang ziehenden Waisenhausgarten wünschte Graf Walderdorff zu erwerben, um sich hier anzubauen und einen Lustgarten anzulegen. Er fand auch bei dem Fürsten Karl Wilhelm das größte Entgegenkommen, stieß aber bei der Waisenhausdeputation auf Schwierigkeiten. In einem ausführlichem Gutachten vom 20. Oktober 1802 stellte der Inspektor Koch dem Konsistorium vor, daß der an das Haus anstoßende, mit einer Mauer an- und eingeschlossene Garten dem Waisenhanse schlechterdings unentbehrlich und unerseßlich sei. Er erwartete deshalb von der billigen Denkungsart des Grafen, daß er von dem Kauf abstehe. Jedenfalls halte er es als derzeitiger Direktor für seine Pflicht, gegen die Veräußerung des Gartens zu protestieren. Das Konsistorium legte dieses Gutachten und eine feldgerichtliche Abschätzung des Gartens, die das 287 $\frac{1}{2}$ Niederschläge große Grabland zu je 8 fl., das 276 $\frac{3}{4}$ Niederschläge messende zugehörige Grasstück zu je 10 fl. und die „unlängst erbaute“ Mauer zur südlichen Abgrenzung des Gartens zu 765 fl., den ganzen Garten demnach zu 5830 $\frac{1}{2}$ fl., bewertete, dem Fürsten vor. Dieser nahm die Weigerung sehr ungnädig auf und schrieb am 30. Oktober an den Regierungsrat Mößler: Es würde ihm bekannt sein, daß dem Grafen der Ankauf des Waisenhausgartens auf eine lächerliche und ärgerliche Art erschwert werde. „Es werden dabei von Leuten, die hinter dem Vorhang stehen und Christen seyn wollen, passionierte und jüdische Schatzungen und Forderungen herfürgebracht, die nichts in dem Grund zum Zweck haben, als Haabucht und unverzeihliche Intoleranz“. Da er aber den Grafen schätze und von ihm Vorteile für die Stadt erwarte, so verordne er, daß ihm der Garten um die Summe von 2200 fl. überlassen und der Handel unverzüglich abgeschlossen werde. Um aber das gewöhnlich entstehende Gezeir verstimmen zu lassen, weise er die Hofkammer an, dem Waisenhanse außer jener Summe 3 Morgen Land als Eigentum zu überweisen — für so lange, als über die Beibehaltung des Waisenhanse keine andere Verfügung ergehe.

Das Konsistorium versuchte nochmals, durch seine „unterthänigsten Bedenken“ und Entschuldigungen vom 11. November den Fürsten umzustimmen, erhielt aber von ihm zur Antwort, daß er seinen Äußerungen nichts mehr hinzuzufügen wisse.

Unterrichtet von diesen Unstimmigkeiten, verzichtete der Graf auf den Kauf, was der Fürst am 26. März 1803 seiner Regierung mit dem Zusatz bekannt gab, daß er, nachdem man dem Kauflustigen den Handel „durch Bosheit, Egoismus, Vigotischen und Pfaffenränke degoutirt“ und der Stadt eine Zierde entzogen habe, entschlossen sei, den Garten dem Waisenhanse für Bauzwecke abzunehmen. Die Hofkammer habe 2500 fl. bar und, um Klatschereien die Spitze abzubringen, 3 Morgen Land dem Waisenhanse zu überweisen, die Regierung aber diese seine irrevocabile Entschließung sogleich in Erfüllung bringen zu lassen.

Wie Koch am 30. März an das Konsistorium berichtet, hatte er dem Fürsten nochmals persönlich „eine Gegenvorstellung“ zu machen versucht, als er erfahren, „daß dem Waisenhanse sein Garten weggenommen und in dem ehemaligen Stadtgraben an der Mauer“ vulgo Dredgasse herrschaftliche Häuser gebaut werden sollen, — also auf einem Platz, welcher ein Colluviarium ist, wo alles Gewässer, Unflat und Koth aus dem ganzen vorderen Theile der Stadt zusammenfließet, theils durch offene Gräben über die Erde, theils durch bedeckte Kanäle unter der Erde, und wo, wegen der ungesunden, faulen und stinkenden Ausdünstungen und des breigen Bodens keine Viehställe, geschweige Wohnungen für Menschen etwas taugen, und wodurch zugleich dem Waisenhanse ein unerseßlicher Schaden zugefügt und dessen Untergang unvermeidlich gemacht wird.“ — Der Fürst sei jedoch nicht zu sprechen gewesen. Er (Koch) habe deshalb im Schloß zu Wiesbaden

hinterlassen, daß er nachmittags um 4 Uhr nochmals vorprechen werde, wäre aber schon um 11 Uhr durch den Cabinetssekretär benachrichtigt worden, daß Seine Hochfürstliche Durchlaucht wegen Unwohlseins zu einer mündlichen Unterhaltung nicht disponiert wären: er möge sein Anliegen schriftlich vortragen. Beträfe es etwa den Waisenhausgarten, dann sei er zu der Erklärung beauftragt: „Seine Durchlaucht würden unabänderlich bei der erteilten Resolution stehen bleiben, erwarteten von Ihm, daß Er diese zur Beförderung des allgemeinen Besten dienende Sache facilitierte, und seien fest entschlossen, solche, wenn civile Mittel nicht helfen würden, durch die strengsten Maßregeln, ja, wenn es nötig sein sollte, selbst durch Hilfe des Militärs durchzusetzen.“

Bekanntlich starb Fürst Karl Wilhelm am 17. Mai 1803 und räumte die Regierung seinem Bruder Friedrich August ein, der nach Anhörung weiter Kreise die Auflösung des Waisenhaushalts im März 1804 und die Unterbringung der Kinder in bürgerlichen und bauerlichen Familien anordnete. Zu denen, die der Erziehung der Kinder in Familien das Wort redeten, gehörte auch der Superintendent Videl zu Mosbach. Seiner Meinungsäußerung fügte er hinzu: „Meine erste Dienststelle als Kandidat war das Amt eines Schullehrers im Waisenhaus zu Wiesbaden, an welcher ich von 1758 bis 1763 gestanden und meine besten Jugendjahre in Kummer und Elend vertrauert habe. Nach meiner damaligen Einsicht war die Verfassung äußerst elend und für die armen Kinder höchst bedauernswürdig.“

Zur Annahme der Kinder meldeten sich, besonders auch in Wiesbaden, so viele Familien, daß ihre Unterbringung keinerlei Schwierigkeiten bot; 38 an der Zahl, wurden die Knaben gegen eine Jahresvergütung von 30 bis 36 fl., die Mädchen gegen eine solche von 20 bis 25 fl. in Pflege gegeben, nachdem sie mit Kleidern, Wäsche und Schulbüchern ausgestattet worden waren.

(Schluß folgt.)

Johann Anton Graf zu Leiningen-Westerburg-Schadeck (1655–1698).

Von Oskar Fuhs, Pfarrer zu Dorne-Dortmund.

Am 13. Januar 1655 ist nach dem ältesten Schadecker Kirchenbuch der hochgeborene Graf und Herr Johann Anton, Herr zu Leiningen-Westerburg, im Schlosse Schadeck zur Welt geboren und am 18. Januar 1655 getauft worden. Er war das neunte Kind und der fünfte Sohn des Grafen Georg Wilhelm (1619–1695) und dessen Gemahlin Sophie Elisabeth Gräfin zu Lippe, die ihrem Gemahl nicht weniger als 19 Kinder geschenkt hat.

Johann Anton erhielt eine ausgezeichnete Erziehung. Er studierte mehrere Jahre auf der im Jahre 1809 aufgehobenen Universität zu Minteln a. d. Weser, machte dann größere Reisen nach Frankreich, nahm vom Jahre 1674 ab erst spanische, dann lüneburgische, endlich kaiserliche Kriegsdienste; er warb mehrere Kompanien für den Kaiser an, verlor aber im Türkenkriege seine ganze Mannschaft, ja sogar die Kriegskasse. Da ihn der Kaiser für den Verlust derselben ersatzpflichtig machte, ging er, dazu außer stande, auf und davon, und blieb längere Zeit verschollen, bis er plötzlich in einem armeligen Zustande auf der Westerburg anlangte. Auf seine Bitte half ihm sein Vater freigebig aus, er lehrte zum kaiserlichen Heere zurück, beglich die Schuld und zeichnete sich bei der Belagerung und Eroberung Ofens (1686) so aus, daß er sich die Gunst des Kaisers zurückgewann und später von demselben zum Rat und zum evangelischen Präbidenten am Reichskammergericht zu Speyer ernannt wurde. Als dasselbe nach Wehlar verlegt wurde, siedelte er dort hin über.

Mit regem Eifer widmete er sich der Regierung seiner Lande, bemühte sich redlich, verpfändete Güter wieder zu erlangen und löste auch manches, das von seinem Vater in Zeiten der Not weggegeben worden war, wieder ein.

Im Jahre 1691 verzichtete er zu Gunsten seiner Brüder auf jegliche Nachfolge in der Herrschaft Westerburg, dafür gestatteten ihm dieselben im Vertrag von Westerburg (7. Juni 1691), diejenigen Westerburger Güter, welche sie nicht einlösen konnten, für sich zurückzugewinnen. Infolgedessen konnte er die Runkler Pfandschaftsdörfer und das Amt Kleeberg wieder einlösen; auch gelang es ihm, das an den Generalleutnant von Baumbach verpfändete Schadeck, das sein Vater Georg Wilhelm ihm und seinen männlichen Nachkommen im voraus zum ständigen Erbteil einräumte, mit einem von seiner verstorbenen Braut ihm zugefallene Erbe von 13000 Talern an sich zu bringen. Johann Anton residierte nun oft auf Schlosse Schadeck, zumal es von Wehlar nicht weit entfernt war.

Im Jahre 1691 vollendete er die von seinem Vater begonnene Kirche zu Schadeck und stiftete in dieselbe den heute noch vor-

handenen herrlichen schwarzen Marmoraltar, auf dessen Rückseite das Leiningen-Westerburgische Wappen nebst folgender Inschrift angebracht ist:

„Johann Anton Graff zu Leiningen Und Herr zu Westerburg, des Hehl. Röm. Reichs Semper Frey Ihro Röm. Majest. Majestät Rath deroelben und des Hehl. Röm. Reichs Cammer-Gerichts-Präsident. Der Oben Benannte Hochgeb. Graff hat dieses Gebäu Mit Gottes Hilff Anno 1691 Vollendz in Bolligen stand gesetzt.“

Das Leiningen-Westerburgische Wappen befindet sich auch an der Empore in Osarben von 3 Schutengeln umgeben.

Im Jahre 1691 kaufte Johann Anton von Ludwig Wilhelm von Brambach zu Welterburg den bei Wengenroder gelegenen etwa 160 Morgen großen Wengenroder Hof für 700 Taler, verpachtete ihn dann an mehrere Untertanen in der Herrschaft Westerburg für einen jährlichen Erbpachtzins von 38 Talern und schenkte diese Rente an die Pfarrei und Schule zu Schadeck zu bestimmten Teilen, und als später diese Erbpacht abgelöst wurde, enteilte er das Kapital an beide zu den gleichen Sätzen. Der Kauf- und Schenkungsbrief über dieses Gut liegen noch im Pfarrarchiv zu Schadeck in Urchrift vor. Auch sonst hat sich Johann Anton durch freigebige Schenkungen um Pfarrei und Schule zu Schadeck wohl verdient gemacht. Die Originalakten über solche Schenkungen sind gleichfalls noch vorhanden. Auch der Einrichtung und Ausgestaltung des Schulunterrichts und Gottesdienstes widmete dieser treffliche Graf seine treue Fürsorge, wie aus Originalurkunden hervorgeht. (Kirchen- und Schulordnung aus dem Jahre 1691)

Leider war dem edlen Manne kein langes Leben vergönnt, er starb am 2. Oktober 1698 in der Blüte seines Lebens zu Wehlar. In Schadeck steht sein Gedächtnis heute noch in Ehren.

Johann Anton hatte sich im Jahre 1690 mit der Gräfin Magdalene Sophie, der Tochter des Grafen Joachim Ernst von Ottingen, der Witwe des Grafen Johann Ludwig von Hohenlohe, verlobt, sie starb jedoch noch vor der Hochzeit, war ihm aber so herzlich zugetan, daß sie ihm 13000 Taler vermachte. Diese Summe ermöglichte es ihm, das verpfändete Schadeck wieder einzulösen.

Er vermählte sich später (13. Februar 1692) mit der Gräfin Christiane Luise, der Tochter des Grafen Friedrich Wilhelm von Sayn-Wittgenstein und der Gräfin Charlotte Luise von Leiningen-Hartenburg; sie war eine eifrige Anhängerin der pietistischen Richtung. Um ein Beispiel ihrer Demut zu geben, vermählte sie sich nach dem Tode Johann Antons mit Dr. Johann Jakob Bierbrauer, Berg- und Leibarzt des Grafen zu Stolberg, mit dem sie in Jfenburg in glücklicher Ehe lebte; sie starb dort am 22. Februar 1745, nachdem ihr 2. Gatte schon 10 Jahre früher ihr im Tode vorausgegangen war.

Der Ehe Johann Antons mit Christiane Luise entsprossen zwei Kinder, ein Sohn Georg Friedrich, geboren 5. Februar 1693, der bereits in seinem fünfzehnten Lebensjahre am 6. Oktober 1708 zu Halle a. d. Saale verstarb, und eine Tochter Sophie Charlotte, die sich am 31. März 1712 mit dem Grafen Christian Ernst zu Stolberg-Wernigerode vermählte. Da sie Ansprüche auf die väterlichen Güter erhob und ein kostspieliger Prozeß zu entstehen drohte, verglichen sich die Linien Alt-Leiningen und Neu-Leiningen mit ihr im Jahre 1713. Sie verkauften das Amt Kleeberg an Nassau-Weilburg und zahlten ihr 6000 Gulden aus, worüber Sophie Charlotte am 1. Dezember 1716 Quittung ausstellte. Sie teilte in hohem Grade die pietistischen Neigungen ihrer Mutter und führte ein frommes, gottseliges Leben. Sie starb am 10. Dezember 1762 mit den an ihre Angehörigen gerichteten Worten: „Nun gute Nacht, alle mit einander!“ Sie wurde in der Schloßkapelle zu Wernigerode beigesetzt, ruht aber seit 1870 in einem besonderen Grabplätzchen auf dem Schloßfriedhofe. Über diese Gräfin sind zwei Werke*) vorhanden, welche ihre genaue Lebensbeschreibung, ihr Tagebuch, 16 Gedächtnispredigten, viele Trost- und Trauergebete sowie ihren Stammbaum nebst Wappen enthalten, auch existiert von ihr ein 1763 in Berlin von Berger gefertigter großer Kupferstich. Ihr Allianzwappen findet sich heute noch am Haupteingang zur Bibliothek im Schlosse zu Wernigerode, ebenso ihr Leiningen-Westerburger Wappen am Eingange des dortigen Lustgartens.

Nach dem Aussterben der Schadecker Linie fiel ihr Besitz zur Hälfte an die Linie Alt-Leiningen, zur Hälfte an die Linie Neu-Leiningen, die allein noch blühten.

*) 1. „Denkmal der Gnade Gottes, welche sich an der weil. hochgeb. Gräfin Sophie Charlotte vermählte Gräfin zu Stolberg usw. in dero gottseligen Leben und seligem Ende herrlich erwiesen hat.“ Wernigerode, J. G. Steudt 1763, 442 Seiten. 2. Das gottselige Leben und Ende der hochgeb. Gräfin und Frau Sophie Charlotte pp., Halle, Waisenhaus 1764, 136 Seiten, mit ihrem Bildnisse. Je 1 Exemplar u. a. in der Bibliothek des Fürsten von Leiningen in Amorbach (Bayern).

Die „Brabänder“ im alten Oberursel.

Von M. Harrach.

Dies begründet im Jungsgeist der mittelalterlichen Städte war die Voreingenommenheit gegen alles Fremde und nicht Heimische. Ein „Hergeloffener“ gilt bekanntlich auch heute noch auf manchem Dorf als nicht ganz „voll“, aber in alter Zeit war man selbst in den Städten mißtrauisch gegen alle Nichtgebürtige. Besonders tolerant gegen „Fremde“ und Zuzügler scheint man auch im alten Ursel nicht gewesen zu sein. Die infolge der Aufhebung des Edikts von Nantes flüchtig gewordenen Wal- denjer suchten von Frankreich aus Aufnahme in Deutschland. Aber der Kurfürst gestattete den Waldensern die Ansiedlung in Oberursel nicht; sie „wollten sich oberhalb der Stadt ansiedeln und mit den Oberurselern eine Gemeinde bilden“. Sie wollten „am Loch“ Spinnereien, Malereien und Färbereien betreiben und fanden erst später beim Landgrafen Friedrich von Hessen-Homburg ein Asyl; sie gründeten 1687 Friedrichsdorf und im Jahre 1699 Dornholzhausen.

Um das Jahr 1670 hören wir in den Oberurseler Chroniken zum ersten Male von den Niederländern oder, wie sie im Volksmund hießen, den „Brabändern“. Sie verließen seit 1567, um den grausamen Verfolgungen des spanischen Königs Philipp II. wegen ihres protestantischen Glaubens zu entgehen, Holland und ließen sich zu Tausenden in allen Teilen Deutschlands und so auch in der Grafschaft Königstein nieder.

Aber die einheimischen Kunsthandwerker waren über diesen Zug nicht erbaut. Im Jahre 1587 beschwerten sich die Kupfer- schmiedemeister bei dem Oberamtmanne Bernhard von Schwalbach, daß ihnen durch die „Ausländischen“, die ihr Handwerk nicht kunstmäßig erlernt hätten und also keine Kunstmitglieder waren, ein merklicher Schaden zugefügt werde. Man möge ihnen also den Kupferhandel und den „Rohstoffbezug“ verbieten. Der Oberamtmanne antwortete durch einen Vergleichsvorschlag und erteilte fünf niederländischen Kupferschmieden — Hauptrecht Müller, Peter Meß, Johann Bauer, Heinrich Grüner und Reinhard Lenz dieselben Rechte wie den zünftlerischen Oberurselern, aber in Zukunft werde weiteren dieses Handwerk nicht mehr gestattet sein.

Diese Niederländer, lauter brave, fleißige Handwerker, haben später, als die vielen Kriegsstürme Handel und Wandel völlig zerstört hatten, nicht wenig zur Hebung des Urseler Gewerbe- lebens beigetragen. Man kann sogar sagen, daß manche Ge- werbebetriebe ohne die Mitwirkung der „Brabänder“ im alten Oberursel nicht zu jener Blüte gelangt wären, wie dies tat- sächlich der Fall war.

Aus Brabant nach „Ursella“ eingewandert waren ferner die Saarhändler — auch „Haarschneider“ genannt. Hier spielen Modegebräuche und Vorschriften in der Tracht jene Rolle, die den bedeutenden Umfang des Saarhandels damals erklärlich macht. Diese Leute genossen den Ruf besonderer Tüchtigkeit und Viederkeit. „Sie verübten nie Erzeße“, heißt es in einer Chronik. Sie gingen stets gemeinschaftlich in die Kirche und — ins Wirtshaus. Dort wurde stets aus der gemein- schaftlichen Kasse gezehrt und der Jüngste hatte die Pflicht, die Kasse richtig zu führen.

Altnassauer Allerlei.

Th. Sch. Verfügung des kaiserlichen Hofgerichts zu Wies- baden, die sogenannten Freischupper des Landes zu verweisen. Wir haben bei verschiedenen Vorfällen mißfällig bemerkt, daß unter andern lächerlichen Gesindel auch solche Leute in hiesig kaiserlichem Lande von Zeit zu Zeit einschleichen und bei ein und andern Wirthen Herberge und Gehägnis finden, welche andern Personen durch betrügerisches Spielen, Wetten und dergleichen auf eine listige Art um ihr Geld zu bringen suchen. Damit nun diesem Unwesen gesteuert und dergleichen sogenannte Freischupper desto eher aus dem Lande gehalten werden; so ist Unser Gefinnen, sämtlichen Wirthen des dortigen Amtes die Be- deutung anzufügen, daß sie dergleichen dem Müßiggang ergebenden Betrügern in ihren Häusern keinen Aufenthalt geben, noch weniger aber, daß sie sich mit andern einheimischen oder fremden Gästen in betrügerische Spiele oder Wetten einlassen und diese um das ihrige bringen, gestatten, oder wann solches gegen ihren Willen und Abmahn gleichwohl geschehe, davon dem Beamten oder Vorgesetzten des Orts die ohngesäumte Anzeige thun und wenigstens den Betrüger auf der Stelle zur Zurückgabe des dem

andern listig und diebischer Weise abgenommenen Geldes anhalten, bei Unterbleibung ein- oder des andern aber gewärtigen sollen, daß sie zur Entschädigung des von dergleichen Freischupper beraubt oder listig betrogenen Gastes, wenn jenem mit dem entwendeten Geld oder sonstigen Effekten zu entweichen Zeit und Gelegenheit gelassen würde, ohnmachtiglich würden angehalten und sie noch mit einer weiteren proportionierten Herrschaftlichen Strafe angesehen werden. Wir verheßen uns und verbleiben Euch in Freundschaft geneigt.

Wiesbaden, den 28. September 1772

Fürstliches Hofgericht allhier.

An das Amt —

W. G. D. Zeitfame Erscheinung an der Lahn in alter Zeit. Bei meinen heimatgeschichtlichen Studien im kaiserlichen Archive zu Neuwied fand ich in einem Altenstube, betitelt: „Werkwürdigkeiten“ u. a. zwei interessante Berichte aus dem 18. Jahrhundert über das zeitweilige Stoden des Wasserlaufes der Lahn in der Nähe von Kunkel, die ich den Freunden der Heimatgeschichte nicht vor- enthalten möchte. Sie lauten wörtlich:

„Anno 1742 am 15. December. Samstags Morgens 3 Uhr sind auf einmal alle Mühlgänge in der hiesigen herr- schaftlichen Mühle stehen geblieben, und die Lahn, unerachtet selbige vorigen Tags stark war, dergleichen abgenommen, daß das Wehr ganz trocken worden. Ich selbst (nämlich damaliger Pfarrer Emmelius zu Kunkel) bin zum Andenken mit meinen 3 mittleren Söhnen und dem Wachtmeister Wagner um 8 Uhr trodenes Fußes durch die Lahn-Pfort bis in den Steeder-Pfad, und auch so wieder herüber gangen, und sind die aus dem Wald kommende Holzträger im Rückwege nachgefolgt. Um 10 Uhr Vormittags ist das Wasser auf einmal wieder in seinen ordentlichen Fluß und Lauf kommen. Ich habe viele kleine tote Fische im Sand liegen sehen. Remarquable ist, daß man diese Wasserausbleibung an der Lahn nirgends als bei Kunkel gespürt hat.“

„Kunkel Frentags den 26. Dec. 1766. Heute Mittag um 12 Uhr wurde mir gemeldet, daß die Lahn ausbleibe. Ich begab mich sogleich an die Lahn und habe folgendes mit meinen Augen gesehen.

Die Mühle stunde still, es ließe kein Wasser auf die Mühlen- gänge, der Mühlgraben war trocken, das Wehr präsentirte sich ganz grün. Kein Wasser ließe über dasselbe hinab, es wäre ganz stille unter der Brücke, und man sah gar kein Wasser auf dem Wehr. Die Raben suchten auf dem Wehr und in dem Mühl- graben kleine Fische, die auf dem Trocknen liegen geblieben waren. Oberhalb der Brücke war das Wasser, von dem Wehr- kamm an gerechnet, stark zwei Schuhe tief heruntergesunken. Daß also das Wehr eine Brücke vorstellte. Unterhalb dem Wehr hörte der Lauf des Wassers auf. Von dem Fuße des Wehrs bis gegen den neuen herrschaftlichen Weinberg wäre gleichsam ein Wehr; hier ragte ein schmaler Strich Landes hervor; von demselben weiter hinunter bis an das rothe Wein- bergs Thor war wieder ein Wehr. Zwischen sothanem Thor und meinem Garten gingen die Steeder Kirchenleuthe, auch eine Menge anderer Menschen, trodenes Fußes durch die Lahn. Es wäre dunkles Wetter, es wehte ein kalter Ostwind, und die ungewöhnliche Stille an dem Wehr und unter der Brücke machte das Ansehen betrübt. Um halb zwei Uhr darauf finge das Wasser hinter dem Wehr wieder an zu steigen; es vermehrte sich zusehens, also daß um 2 Uhr die Mühle wieder ginge, und das Wasser wie vorher wieder das Wehr hinunter- stürzte, und alles wieder im vorigem Stande war.

Denen bisher eingezogenen Nachrichten zufolge ist weder zu Billmar noch zu Steeden etwas an der Lahn gespürt worden; daher keine andere Ursache dieses evenements an- gegeben werden kan, als daß zwischen Billmar und hier in dem Flußbette ein Erdriß oder Kluft entstanden seyn müsse, worin sich das ausgebliebene Wasser ergossen; und nachdem solche Kluft angefüllt gewesen, das Wasser wieder seinen vorigen Lauf erhalten.

Nach der Aussage des Müllers hat Morgens um 9 Uhr das Wasser angefangen abzunehmen, so daß er gegen 10 Uhr nur einen Mühlengang habe brauchen können, und um 11 Uhr alle Räder stille gestanden.

C. F. Müllmann.“

Zur Aufklärung der geschilderten seltsamen Vorgänge wäre es wünschenswert, zu erfahren, ob etwa noch anderweitige Be- richte darüber vorliegen und auf welche Ursachen das Stoden des Wasserlaufes nach dem Urtheile Sachverständiger zurückzuführen ist. Lebte im Volksmunde noch eine Erinnerung daran fort? Hat man späterhin ähnliche Erscheinungen beobachtet?



(Nachdruck sämtlicher Original-Beiträge verboten.)

Waisenhaus und Waisenspflege zu Wiesbaden 1721–1804.

Ein Rückblick auf kleinstaatliche und kleinstädtische Verhältnisse.

Von Th. Schiller.

(Schluß.)

Eine neu gebildete Waisendeputation, bestehend aus dem Regierungsrat Reibhard, dem Superintendenten Videl und dem Kantor Kreidel aus Nassau, teilte sich in die Geschäfte der Waisenspflege. Letzterer, als Waisenschaffner mit einer Besoldung von 300 fl., 12 Maltern Korn, 6 Mästern Holz und freier Wohnung angestellt, blieb in steter Verbindung mit Pflegeeltern und Pfleglingen, verwaltete die Fonds und überzeugte sich von Zeit zu Zeit von dem Wohlergehen der Kinder. Nach seinem ersten Bericht waren die Resultate dieser neuartigen Kinderpflege so günstig, daß Fürst Friedrich August im Oktober 1804 die Generalisierung des Waisen-Instituts, d. h. seine Ausdehnung auch auf die neu erworbenen Landesteile, beschloß. Daß und wie es geschah, schildert eine im Jahre 1810 von dem Inspektor Handel zu Mosbach veröffentlichte „Kurze und treue Darstellung der verbesserten Waisenversorgung in den Herzoglich Nassauischen Landen“. Dieser Darstellung ist ein Verzeichnis der von 1804 bis 1809 eingegangenen mündigen Beiträge angefügt, aus dem ersichtlich ist, daß die zu Wiesbaden in den 23 Badhäusern, 17 Schilbwirtschaften und 7 Wein-, Bier- und Speisewirtschaften ohne Schild aufgestellten Sammelbüchsen nach wie vor einen namhaften Teil zu den Pflegegeldern lieferten.

Das Waisenhaus wurde durch bauliche Änderungen im Innern zu Dienstwohnungen für höhere Beamte hergerichtet, an denen großer Mangel war. Als 1805 durch Vergebung des Regierungsrats Waldmann eine der Wohnungen frei wurde, bewarben sich um sie die Hofgerichtsräte Kopp und Wölffinger gleichzeitig. Ersterer schrieb an die Waisendeputation: „Ich kämpfe schon so lange ich mich dahier dem Dienste des Staates weihen, mit allem Ungemach, welches mit teils zu beschränkten, teils von aller Bequemlichkeit entblöhten Wohnungen in unzertrennlicher Verbindung steht.“ Wölffinger behauptete, in der fatalen Lage zu sein, daß er seine seit 20 Jahren innegehabte Dienstwohnung räumen müsse und seit dem verflossenen Sommer sich alle, jedoch vergebliche Mühe um Erlangung einer anderen Wohnung gegeben habe. „Wenn ich also“, fährt er fort, „mein logis gleichwohl räumen soll, so weiß ich außer der offenen Straße nicht wohin.“ — Diesem Mangel abzuhelpen, ließ der Landesherr in den Jahren 1804 und 1805 vor dem Stadttor 4 neue Häuser erbauen, die zur Anlage der Friedrichstraße führten, nachdem die städtische Pferdeshwemme vor dem Tor eingeebnet worden war. Das eine dieser Doppelhäuser steht in der unteren Marktstraße, dem Polizeidirektionsgebäude gegenüber, noch heute.

Den Waisenhausgarten hatte Fürst Friedrich August als Bauplatz für eine Kaserne zur Unterbringung der bei den Bürgern liegenden vier Kompanien Infanterie von je 60 Mann ausersehen. Die schnell einsetzende Baulust drängte jedoch den Kasernenbau bis an das westliche Ende der Friedrichstraße, in die Schwalbacher Straße hinein.

Zum Schluß sei hier ein kurzer Überblick über diejenigen gegeben, die von 1721–1804 Aufnahme im Waisenhaus fanden. Die dort geführte Matrikel verzeichnet 663 Kinder, von denen etwa zwei Drittel männlichen und ein Drittel weiblichen Geschlechts waren. Die Vorschrift der Hausordnung, Kinder erst nach zurückgelegtem neunten Jahre aufzunehmen, erwies sich als

undurchführbar, weil man zuweilen ganz unvermutet zu kleinen Kostgängern kam. So brachte eines Tages ein Bauer aus dem Usingenschen ein etwa 14 Tage altes Kind, das ihm eine Zigeunerin vor den Stall gelegt hatte. Ein etwas älteres Mädchen fanden Holzhauer im Wehener Walde. Ein drittes Kind im zarten Alter legte eine durch das Reutor nach Wiesbaden gefommene Frau einem vor dem Waisenhaus sitzenden Mädchen mit der Bitte in den Schoß, dasselbe so lange zu halten, bis sie sich bei dem nächsten Bäcker einen Wed gekauft habe; sie kam aber nicht mehr wieder. Auch wurden unordentlichen Mütter Kinder zur Erziehung im Waisenhaus abgenommen oder solche dahin gebracht, die von fahrendem Volke hier und dort zurückgelassen wurden. In Kloppenheim ließ ein Bettler seinen vierjährigen Knaben im Stich, den das Waisenhaus gegen eine jährliche Kornlieferung von 5 Maltern von der Gemeinde übernahm und mit dem Namen Kloppenheimer belegte. Im November 1752 kam der fünfjährige „Daniel Grauli, Sohn des berüchtigten Gaudiebes, sogenannten Pulverbubens und der famosen Bien-Schulzen-Tochter“ zur Aufnahme, der in Wiesbaden zurückgelassen worden war und 1757 wieder entlieft. 1761 wurde dem Waisenhaus ein Knabe übergeben, der „eine seltsame Fertigkeit im Verdrehen der Glieder, Ausbläsen des Unterleibs und anderer abenteuerlicher Geberden“ besaß; da seine „gesticulationes“ bei dem Beten, Singen oder der Nennung des Namens Gottes einsetzten, verbreitete sich das Gerücht, der Teufel habe von ihm Besitz ergriffen. Nach mehrwöchigem Beobachten und Ausforschen kam man dahinter, daß ihn seine Pflegemutter zur Erlangung von Almosen dazu gehalten hatte. Ein seit Jahren in der Gegend von Wiesbaden herumziehender französischer Galanteriekrämer ließ 1790 seine drei Kinder hier sitzen und wurde nicht mehr gesehen. Neben verwahrlosten und verlassenen Kindern und armen Waisen von Handwerkern und Landleuten kamen auch solche gebildeter Stände, namentlich Geistlichen (Alberti, Calvisius, Göß, Bach, Heringer, Köster, Veder) zur Aufnahme oder wurden von fürstlichen Personen und reichen Leuten in Erziehung gegeben. Um 1730 genossen zwei Kinder eines verstorbenen Seidenwebers namens Hellmund, also möglicherweise Verwandte des Inspektors, die Pflege des Waisenhauses.

Wie nach Alter und Stand, so waren die Pfleglinge auch nach ihrer Religion verschieden. Evangelische, katholische, jüdische und heidnische Kinder wurden mit gleicher Liebe umfassen. Einzelne ältere Juden Kinder kamen freiwillig, um sich für den Übertritt zur christlichen Religion vorbereiten zu lassen, so 1753 ein Judenmädchen aus Usingen, das 1758 in Jdsheim einen Schlosser heiratete. 1757 bat der sechzehnjährige Sohn eines Juden aus Bleidenstadt um Aufnahme und Religionsunterricht, entlieft aber nach zehn Wochen wieder. 1764 räumte man der 21jährigen Tochter des Schutzjuden Benedikt in Wallrabenstein, die noch ohne jede Schulbildung war, auf ihren Wunsch einen Platz im Waisenhaus ein. Ihre Taufe am 12. Mai 1765 gestaltete sich zu einer solennen Kirchenfeier, da die Erbprinzessin Karoline Felicitas, geborene Gräfin von Leiningen, die Frau v. Langeln und die Frau v. Bürgel die Patenstelle übernommen hatten und ihrem Patenkinde die Namen Felicitas Magdalene

Henriette Christ beilegte. Reich beschenkt — von den drei Patinnen mit 10 Karolin, 2 Karolin, 36 fl. 24 Kr. und vier Kleidern, aus der Kollekte mit 135 fl. 42 Kr. und von der Gemeinde Wallrabenstein mit 2 Karolin — ging sie nach Wallrabenstein zurück. 1767 schickte sie ihre 11jährige Schwester in das Waisenhaus, die 1770 in der Taufe von den beiden Töchtern des Erbprinzen Karl Wilhelm, Karoline Polyxena und Luise Karoline Henriette, als Taufzeuginnen die Namen Polyxena Henriette Christ erhielt; an Patengeschenken und Kollekten waren für sie „bei dritthalbhundert Gulden“ zusammengekommen, als sie zu ihrer Schwester zurückging.

Da viele der Waisenkinder unehelicher Geburt waren, und nach den Rechtsanschauungen jener Zeit uneheliche Knaben kein Handwerk erlernen oder in Büste aufgenommen werden konnten, hatte sich Hellmund 1724 die Würde eines kaiserlichen Pfals- oder Reichshofgrafen — eines Comes Palatinus Caesareus — beilegen lassen, die ihm das Recht gab, uneheliche Kinder zu legitimieren. Dadurch wurden auch Kinder nur für kurze Zeit in das Waisenhaus gegeben und nach Empfang eines Legitimationspatentes wieder zurückgenommen. Sie sind als Candidati receptionis oder als Recipiendi immatrikuliert. Anscheinend benutzte der Waisenvater diese seine Macht zur Vermehrung der Einnahmen seines Instituts, da 1744 die Angehörigen eines unehelichen Mädchens aus Ostfriesland 11 fl. 15 fr. Honorar für die Legitimierung bezahlten.

Von allen aufgenommenen Kindern entließen 14 Knaben. Wegen schlechter Aufführung wurden 4 Knaben und 1 Mädchen vorzeitig fortgeschickt oder „verstoßen“. Es starben 33 Knaben und 19 Mädchen. Von den mit 15 Jahren zur Entlassung kommenden Knaben erlernten die meisten ein Handwerk, einzelne nahmen Dienstellen und Knechtsdienste an, einer wurde Buchdrucker, einer Faktor im Waisenhaus-Buchladen, einer Apothekerlehrling, einer Hostoch in Dieblich, einer Vorreiter daselbst. Zwei kamen an das Waisenhaus in Halle wahrscheinlich als Lehrer, zwei werden als Präzeptoren genannt; der eine, Ludwig Gottlieb Alberti, ein Pfarrerssohn, starb 1779 in Niederlibbach; der andere, namens Cramer von Dellenheim, war von Hellmund „zum Familiieren“ im zwanzigsten Jahre seines Lebens angenommen und dabei als Präzeptor ausgebildet worden. — Die Mädchen wurden nach erreichtem 14jährigem Alter teilweise zu den Jüngern zurückgeschickt, zum größeren Teil aber in Wiesbaden und Umgegend in Dienstellen untergebracht, wo ihr Wohlverhalten vielfache Anerkennung fand. — Mädchen wie Knaben erhielten bei ihrem Abgang Kleider, Wäsche, eine Bibel, ein Gesangbuch und den Katechismus.

Zum Unterrichten und Beaufsichtigen der Kinder waren von 1721—1804 44 Präzeptoren und Ökonomen angestellt. Unter diesen befanden sich 19 Kandidaten der Theologie, von denen einzelne später zu angesehenen Stellen gelangten, wie der oben erwähnte Johann Daniel Karl Videl aus Dörsdorf. Einige der Kandidaten versahen zugleich das Amt des Ökonomen, wie der von 1721—1725 angestellte Orth, der seinem Vater im Pfarramt zu Kraftsdorf in Thüringen folgte und von Hellmund das Zeugnis erhielt, daß er „mit aller Treue und Sorgfalt gearbeitet und die Beschwerden des Waisenhauses mit Geduld überwunden“ habe. Der Kandidat Johann Philipp Schellenberger aus Altwieseln war von 1763 ab als Präzeptor des Waisenhauses zugleich Paktoral-Bitaris beim geistlichen Ministerium, kam im Mai 1766 an das Wiesbadener Rektorat unter Beibehaltung des Bitariats und wurde später Pfarrer in Bleidenstadt. Sein Nachfolger im Präzeptorat des Waisenhauses Johann Friedrich Schramm versah zugleich das Pfarramt in Clarenthal, ebenda war auch der Kandidat und Präzeptor Diefenbach von 1770—1775 sogenannter Freiprediger, dem Hoffmann von 1775—1777 folgte.

Von den weiteren Präzeptoren und Ökonomen waren 18 Volksschullehrer oder kamen als solche anderwärts in Stellen. Es sind zu nennen: Kuhl, nachher Lehrer und Organist zu Dörsheim (1731), Gottschall aus Erbenheim (1732), Sauer aus Kloppenheim (1734), Wend aus Schierstein (1752), Rohr und Silbebrand aus Wiesbaden (1777, 1786). Der Ökonom oder Verwalter ohne Lehrtätigkeit waren es 7, von denen nach Guerin der Häfnermeister Joh. Adam Hofmann aus Wiesbaden (1752/53), Georg Kaspar Stamm, „ein alter Buchdrucker-Geselle“ aus dem Oberamt Dieburg (1775—1777), Konrad Gottfried Reuter aus Ulfingen (1777—1782) und der Schneidermeister Jakob Stritter aus Wiesbaden (1783—1797) Erwähnung finden mögen. Als letzter der Präzeptoren und Ökonomen des Waisenhauses kam im April 1802 Friedrich Jakob Friedrich von Oberrot zur Anstellung.

Die älteren Schulverhältnisse des Dorfes Kloppenheim.

Von W. Wist.

Die ersten Anfänge zur Gründung einer Schule sind auch in Kloppenheim von der Kirche ausgegangen; leicht verständlich; von Leuten, die selbst ohne Schulbildung aufgewachsen, kann die Gründung einer Schule nicht erwartet werden.

In einem alten Schriftstück vom Jahre 1578 wird ein Vermächtnis „das Maria Magdalenenengeld“, auch „das Altargüttel“ genannt, erwähnt, das so angelegt werden sollte, „daß der Gemeinde zu Kloppenheim zum besten einer schul, damit ihre Kinder bei der Altern brot mochten wie andere schreiben oder lesen lehren, könnte eingerichtet oder bestellt werden, wie dann damals ein Studiosus zu Kloppenheim dahrin mit namen Petrus Stephan (welcher uns zu tisch thinet) durch den herrn Roselinus — Pfarrer Roselinus = Rosel — als lehrer vorgeschlagen worden ist. Schultheiß und Schöffen wollten das „Marie Magdalenenengeld“, nachdem dies eine zeit lang wenig nutzen gebracht, gedeihlich verkaufen lassen.“ Pfarrer Roselinus ist gegen dies Vorhaben und setzt den Schulbau durch. 1579 heißt es in einem Schreiben des Konfistoriums an den Fürsten, daß Johannes Roselinus, pfarrherr zu Kloppenheim abermals erschien, und sich zum heftigsten und ernstlichsten beklagt, das christlich, nützlich und der ganzen gemein löblich und notwendige werck der neun angefangenen Schulen zu Kloppenheim mit wie billig und wie ich verhoffet, seinen gewünschten Fortgang wolte verrichten, sondern durch etliche merspölich und mit großem streit solte aufgehalten und verhindert werden etc. Der Neubau kommt zustande und Kloppenheim gibt Kirchspielschule; die Orte Auringen und Hefloch schicken ihre Kinder nach Kloppenheim zur Schule.

Einem Verzeichnis der Einkünfte „in die Schul Klopp. fallend“ aus der Zeit 1620—40 etwa, entnehmen wir folgendes:

1. In die (i) jedes Feld ongeveer 15 morgen aders, darauf hat Schulmeister den Zehnden wegen des glockenampts und sind dero Felder drey und wird jedes Jar eins mit Korn besamt. das andere mit Hafer macht und gibt nach gelegenheit das Jar und Segen Gottes 7 oder 8 Walter Korn.
2. Item Gib ein ieder einen glockensichling (Sichel!) oder $\frac{1}{2}$ Sad Hafer.
3. Item Gib ein ieder einen glockenlaibbrodt, beßgleichen, so eins stirbt auch ein laibbrodt.
4. Item Gib ein ieder in Hefloch einen Sichling Korn und ein Laibbrodt, auch so eins stirbt.
5. Item Gib in Auringen auch ein ieder einen Sichling Korn, einen Laibbrodt, auch so eins stirbt einen Laibbrodt.
6. Item 26 fl. Mainzer Währung pension (Zinsen) fallen jährlich in die Schull, sonst nichts mehr, auf Martini Epistopitag.
7. Item Soll ein ieder von einem Jungen jährlich einen Gulden geben Mainzer Währung, aber wegen, daß sie die Jugent recht fleißig zur Schull halten und irgend einem einen Jungen winterszeit hat ein Viertel Jar oder $\frac{1}{2}$ viertel in die Schull gehen, — stellt das ganze Jar über — 3 fl. (sonst nichts).

Am 23./13. Januar 1644 richtet der Pfarrer Johann Lorenz Jahn zu Kloppenheim ein Schreiben an den Hochwohl Eitelgebohren und gestrengen Herg von Schönbörn, Churfürst. Weintischer Rat und Amtmann der Herrschaft Wiesbaden, der den Lebenslauf eines der älteren Lehrer Kloppenheims schildert und die Verhältnisse der damaligen Zeit in bezeichnender Weise bespricht. Es heißt in dem sehr interessanten Schreiben — — — Undt soll Ew. Gestrengen Unterdienslichen nicht verhalten werden, daß Vorweiser dieses, Kaspar Eichelbauer, Herg Eichelbauers seligen gewesenen Inwohners und Valbierer zu Altheim im Egerlandt gelegen, nachgelassener Eheleiblicher Sohn war ungefähr $\frac{3}{4}$ Jahren In seiner wanderschaft anhero nach Kloppenheim kommen und seines schneider handwerds fleißig abgewartet und bieweil Er beneidigdemselbigen sich still, fromb und ehrlich erzeigt, auch von ihm in der That vernommen, daß Er lesenß, schreibenß, singenß und anderer Christlichen Tugenden erfahren, hatt eine Christliche Gemeinde allhier Jhn, Kasparen, zu einem ordentlichen schulmeister erfordert, welcher Er auch mit dankbarem gemüth gefolget und solchen Dienst die Zeit über gepührender maßen versehen.

Bezüglich seiner Verheirathung heißt es in dem alten Schriftstück in einer die Verhältnisse kennzeichnenden Weise: „Dieweil Er aber bei seinem handwerk und dienstverwaltung sein haußwesen in Einsamkeit nicht getrauet fortzuführen, hat er sich mit Magdalena, Friß Krämers selig gewesenen Inwohners zum Haingen (Haintchen) In Chur-Frierich-Camborg Kellerei gelegen, nachgelassenen Ehelichen Tochter mit Consens Jhrer

mutter und Stiefvater, so sich dieses orth als beisaßen jezt aufhalten, ehelichen versprochen, undt ist Inwillens morgen Sonntag (geliebt es Gott) nach bescheneuer dreywähliger proclamation, solche eheliche desparation durch den öffentlichen christlichen Kirchgang für Gottes und seiner Kirchen Angesicht zu confirmiren undt bestättigen zu lassen. Zu dem Ende Ich mehrberührten Caspar Eichelbauer zu Ew. Gestrungen abfertigen, wollen demselben Oberkeitlichen Consens hierin aufzuwörden undt mir schriftlichen einzubringen undt werden Ew. Gestrungen hoffentlich desto eher großgünstig verwilligen.

1. weilens Erlich beyde personen frombt undt niemandts mit Leibeigenschaft zugethan seindt, dann der Hochzeiterin Vatter der orten, wo Er gewesen, sich als ein Hoffmann aufgehalten. So sindt überdes Kirchen- undt schuldiener als privilegirte personen, beydes für sich undt die person, so sie heurathen, der leibeigenschaft erledigt undt befreiet.

2. dieweil sie beyde sich diesesorth hoffen niederzuschlagen, darzu sie denn billig zu befördern, sonderlich weil er, Caspar, mit seinem Handwerck undt dienst diesem ort sehr nöttig, undt merklichen nutzen, (so Gott will) schaffen wird.

3. daß sie beyde von Ehelichen Eltern geböhren, welches auf Caspar seit abzunehmen, weil seine Eltern Ihn ein ehrlich Handwerck lassen lernen, undt beneben dem zu andern christlichen übungen ehlich erzogen, deswegen Er auch gern literas testimoniales wolte abholen, woran die ferner des wegs die groß gefahr undt uncosten Ihn diesmal nicht daran hinderten. Ihr, der Hochzeiterin Eltern aber sindt dieses orth wohl bekannt.

4. weilens die dreywähligere proclamation alle andern impedimenta (Hindernisse) undt Verhinderungen gänglich thut aufheben. Der Gestrungen Herr Amptmann wird vom Pfarrer noch darauf hingewiesen, daß mit Erteilung des Consenses dem höchsten Gott, als Stifter des heiligen Ehestandes, ein sonderlicher gefallen geschieht, — der es auch Ew. Gestrungen zu seiner Zeit reichlich wirdt remuneriren. — Eichelbauer dürfte bis anfangs 1660 in Kloppenheim amtiert haben.

1663 wird in einer Anklageschrift Voßbier, Schulmeister zu Kloppenheim, erwähnt, der nebenbei eine Schankwirtschaft betrieb, dem unter anderem auch das vorgeworfen wird, daß er am Tage, an dem er das hochheilige Abendmahl genommen über Feld ging und auswärtig ein Glas Wein getrunken habe. Die Zeit seiner Amtstätigkeit in Kloppenheim kann nicht bestimmt werden. Im Juni 1727 starb Lehrer Philippus Köhrig zu Kloppenheim, welcher 34 Jahre dabelst gewirkt hat, also 1693 im Orte angestellt wurde. Im Jahre 1700 beklagt sich der Schuldiener Joh. Philippus Köhrig bei den Konsistorialräten: „Nachdem die Auringer Gemeindt altem Hertommen nach, Nachher Kloppeh. in Kirch undt Schull sindt schuldig zu gehen, so sie selbst müssen gestehen, aber Leyder die Zeit hero nicht geschehen, viel weniger daß alte Recht und Hertommen Schlecht Respectirt worden, Sie schidten sie nach Nauroth, welches doch hiesiger Schull ziemlich abbruch ahn der Bestallung verursacht. Aus demselben Grund wird auch eine Beschwerdeschrift von Schultheiß, Verichten und der ganzen Gemeinde eingereicht.“

Eine Specification der hiesigen Schulbestallung vom 2. October 1700 führt folgendes auf:

It. Alß Erlich an geld 33 fl.

It. In jedem Feld, deren 3 sein von 9 Morgen schul Zehnten (zusammen 27 Morgen).

It. schuläder 3 1/2 morgen zu genießen.

It. Zwen Kraut Gertlein zu genießen.

It. Bey Begrebnisse von einem alten Menschen vom Leuten und singen ist sein deputat 20 alb., von einem Kind aber 10 alb. Bei einer Copulation Ein stück Essen und ein Drund. Bey einem Kindt zu taufen 20 alb. Folget daß Kladenamts Bestallung: Erstl. die Kladen garben von jedermann zu Kloppenheim, zu Auringen und Hefloch anstatt der garben von jedem man ein Kump Korn.

It. Auß dem großen Bleystatter Zehnten Ein halb Fuder Korn und so viel Haber.

It. Von jedem man an den 3 ohrten Kloppenheim, Auringen und Hefloch von jedem man Ein Umbgang Brodt. Und dieß ist also die ganze Schul- und Kladenamts-Bestallung.

Im Jahre 1701 wurde von der Gemeinde Kloppenheim ein hochheinzuschäpender Beschluß gefaßt: die Errichtung einer freien Schule. Die Schüler zahlen kein Schulgeld mehr, Tinte wird frei gestellt, armen Kindern werden Papier und Bücher unentgeltlich geliefert. Auch die Befoldung des Schuldieners wird anders geregelt. Es wird „ein freywilliger Beischuß an Geldmitteln angeordnet, umb die vorige Schulbestallung, die 33 fl. betragen, um 12 fl. zu erhöhen.“

Herr Philippus Köhrig erhält also 45 fl. Schul- und Kladenamts-geld und zwar in zwen Termin Soll er haben, auf

St. Johann das erste Ziehl, das zweite auf Martini. Sodann erhält er zwischen der Bruchwieße und dem Auringer Weg einen Graß Pladen zur Viehzucht zu gebrauchen; an der Pfingstweith bey den Plangen Ländern ein Pladen Landes in seinen Nutzen. Die Kladen-Gewannen wurden erneuert. Weiter wurde bestimmt: Die Schull Zehntbaren äder wo möglich mit Sommer- oder Winterfrucht zu bestellen, und nicht mit graß oder Widenfütterung (wodurch dem Schuldiener der Zehnte verloren ging) und im Schull Zehnten getreu, ohne Betrug oder Vorenthaltung gegen Ihne, Schuldiener, zu verfahren.

Bestehen blieb allein die Bestimmung, daß die Schullinder das zur Heizung des Schulzimmers notwendige Holz mitbringen mußten.

1764 richtet deshalb die Gemeinde, vertreten durch den Pfarrer S. W. Weintraud und den Schultheiß J. N. Hanfohn, eine Eingabe an den Fürsten und erbittet die Abgabe von 7 Klastern Holz zur Heizung des Schulzimmers zum Märkerpreis. Es wird darin ausgeführt, daß das Mitbringen des Holzes eine Hauptsache sei, weshalb die Eltern ihre Kinder sehr spät, öfters erst im 7. und 8. Jahre und hernach „noch sehr unseßig in die Schule schiden und doch, obgleich sie unfähig und untüchtig sind, wollen confirmirt haben, damit sie, wie sie sagen, die Last los sind, welcher Beschwerde aber nicht anders abzuheffen ist, als wenn eine Schule ganz frey ist und die Eltern ihrer Kinder wegen an den Schuldiener nicht das mindeste abzugeben haben.“

Im Jahre 1711 ersucht die Gemeinde bei Neubesezung die Stelle einem Lehrer zu übertragen, der des Orgelspiels kundig ist; „da sie nicht ohne ansehnliche Kosten in der Kirche eine Orgel angeschafft, zu deren Gebrauch sie eines Organisten bedürftig ist, der Gehalt der Schulbestallung aber ebenso wenig zwey Personen ernähren kann, als es thun — oder verantwortlich ist, den zeitlichen alten Schuldiener in seinen alten Tagen zu cassiren und etwa einen andern an die Schul zu nehmen, welcher zugleich die Orgel schlagen könne. Bis dahin will sich die Gemeinde etwas kosten lassen und die Kosten des Orgelschlagens durch freywillige Beiträge aufbringen. Doch bald schien es damit zu habern; 1717 beklagt sich der Lehrer, daß ihm die Gemeinde fürs Orgelspiel nichts vergüten wolle. Vom Konsistorium wird darauf hin die Gemeinde verpflichtet, ihm, gleich wie seinem Vorgänger, wegen der besonderen Mühe des Orgelschlagens jährlich 9 fl. zu reichen.“

Der Nachfolger des Schuldieners Köhrig, der von 1693 bis 1727 in Kloppenheim amtiert, wird dessen Schwiegerjohn Joh. Conrad Neuschwender, von Wörsdorf gebürtig, der seit 1714 Abjunctus seines Schwiegervaters war. 1756 erbittet und erhält er seinen Sohn Conrad Peter Neuschwender als Abjunctus, dem auch nach seines Vaters Tod 1757 die Stelle zu Kloppenheim übertragen wird. Er wirkte in Kloppeh. bis zu seinem Tode, 1798. Einem Privatbrief eines Geistlichen an Dekan Bidel in Wörsbach entnehmen wir die Bemerkung: „soviel ich weiß, hat Kloppeh. an Neuschwender einen guten Schulmeister verloren.“

Ämtliche Besichtigungen hatten ergeben, „daß das in Kloppenheim gegenwärtig befindliche Schulhaus zur Wohnung eines Schuldieners und Aufnahme einer zahlreichen Schulljugend nicht mehr tauglich, auch so schlecht conditionirt sei, daß zu besorgen stehet, es dürfte selbiges ohnvermutet zusammenfallen“ usw. Deshalb wurde 1749 beschloffen, ein neues Schulhaus zu erbauen. Die Gemeinde hatte vom Badhaus und der sogenannten Pfingstweith 200 fl. vorrätig, diese sollten in erster Linie zum Neubau verwendet werden. Dieser Beschluß erregt einen Sturm der Entrüstung bei einer kleinen Anzahl hartköpfiger Leute, die als „unruhige Gemeindeglieder“ bezeichnet werden, welche stets in Streitigkeiten mit Schultheiß und Gericht lebten. Hauptächlich erhebt sich heftiger Widerspruch gegen die Verwendung der vorhandenen 200 fl., „falls diese nicht los gegeben würden, entstünde Mord und Totschlag“. „So steh ich denn mit Schultheiß und Gerichten in Gefahr, ermordet zu werden“, so berichtet Pfarrer Weintraud am 18. März 1749. Nach langen, harten Verhandlungen kommt der Neubau zu stande. Es liegen zwei Zeichnungen vor, eine von Anth. Scheffer, die andere von Joh. A. Bager; nach welcher der Bau ausgeführt wurde, kann nicht mehr festgestellt werden.

Zur Vestrerung der Baukosten erhält Kloppenheim die Erlaubnis, 50 Klasten Holz zu fällen und auch außerhalb des Landes verkaufen zu dürfen; die Nachbarorte verpflichten sich, unentgeltlich Baumstämme zu liefern. Hefloch erhält zur Vestrerung seines Beitrags 50 fl. vom Klarenthaler Kloster und vom Fürsten die Erlaubnis, im Land zur Aufbringung seines Beitrags „collectiren“ zu dürfen.

Durch Dekret vom 5. August 1798 wird die Schullstelle zu Kloppenheim dem Schuldiener Conrad Scheerer zu Adolphsdorf übertragen, der sie bis 1821 verwaltete.

Es folgen weiterhin: 1. Peter Barth 1821—1823. In diesem Jahre wurde Hefloch von Kloppenheim getrennt. 2. Ludwig Werner 1823—1851. 3. Friedrich Knapp.

Im Jahre 1859 erhält Kloppenheim den ersten zweiten Lehrer: Karl Wilhelm Diez, Vater des Rudolph Diez.

Die jetzige neue Schule wurde 1899/1900 erbaut und bald darauf die 3. Lehrerstelle errichtet.

§§§

Altnassauer Allerlei.

J. B.-G. In der Küche und an der Tafel des Prinzen von Oranien 1567. Meisterkocht, Küchenschreiber, Küchenmeister, Knechte und Jungen bildeten das Küchenpersonal des Prinzen von Oranien. Jeden Mittag hatte sich der Meisterkocht mit dem Küchenschreiber zu unterreden, was andern Tages am Herrschaftstisch und zur Mittags- und Abendmahlzeit fürs Gefinde zu speisen sei. Am nächsten Morgen hatte der Meisterkocht mit den Knechten und Jungen beiseiten in der Küche zu erscheinen und alles, was gekocht werden sollte, gehörig zuzurichten. Ueberbleibsel waren aufzuheben und andern Tages zweckentsprechend zu verwerten. Der Koch hatte Edelknechten, reißigem Gefinde, Knechten und Jungen werktags morgens 7 Uhr Suppe zu geben, und zwar jeder Person am vorgeschriebenen Ort. Wer zur festgesetzten Stunde nicht da war, es mochte sein, wer es wollte, erhielt nichts. Ausgenommen waren Knechte und Jungen, die in herrschaftlichen Diensten befallen waren, denen war Essen und Trinken zu geben früh und spät. An Sonn- und Feiertagen erhielt das Gefinde keine Suppe. Mittags- und Abendmahlzeit anlangend, hatten die Küche morgens 10 und abends 5 Uhr mit „garer, wohlgekochter Speis“ aufzuwarten. Die nachmittags 2 Uhr nach Belieben einen Untertrunk tun wollten, hatten sich am gebührenden Ort zusammenzufinden. Wer die Stunde versäumte, hatte nichts zu beanspruchen. Auch der Arbeitsleute sollte an den einzelnen Mahlzeiten gedacht werden. Der Koch hatte die Küche verschlossen zu halten und niemand einzulassen, er sei edel oder unedel. Wer aus der Küche etwas haben wollte, dem sei es zum Fenster oder zur Tür hinauszureichen. Täglich hatte der Küchenmeister in Küche und Keller zu prüfen, wieviele Personen an den einzelnen Stellen gespeist worden seien und alles genau in sein Manual einzutragen und es dem Hofmeister zu übergeben. Es war besonderer Wunsch der Herrschaft, daß die, so bei ihr im Saale oder in der Eßstube speisten, sich nicht selbst an die Tische drängten, sondern den Beiseid des Hofmeisters abwarteten. Auch Reisige, Junker, Diener und andere hatten sich so zu setzen, wie Küchenschreiber und Keller sie beiseiden. Wer gegessen hatte, durfte sich nicht unterfangen, mit den Nachessern an einem andern Tisch nochmals zu speisen, sondern hatte sich an seiner Mahlzeit genügen zu lassen. Alle Diener und Hofverwandten hatten sich des überflüssigen Zutrinkens, des schändlichen und unchristlichen Fluchens und Gotteslästerns, auch aller Unzucht gänzlich zu enthalten. Aus billiger christlicher Ursache war solches nicht erlaubt, und wer es wagte, war des Dienstes zu entlassen. Die bei der Herrschaft im Saal oder in der Eßstube aßen, edel oder unedel, hatten bei Tisch nicht eher aufzustehen, bis die Tafel aufgehoben und das Gebet gesprochen war. Nach aufgehobener Tafel durfte bis zu den Untern (nachmittags) oder bis zum Schlaftrunk kein Wein mehr gereicht werden, es sei denn, daß Fremde da waren und selbiges durch den Hausherrn oder den Hofmeister befohlen ward. Koch, Bottelierer und Metzger hatten ihre Mahlzeit mit den Nachessern zu halten und durften, während die Herrschaft zu Tische saß, in der Küche keine Gelage veranstalten. — In enger Beziehung zur Küche stand die Bottelerei, deren Leiter der Bottelierer war. Er hatte den Reissigen, dem gemeinen und gebüngten Gefinde zur Morgensuppe, zu Untern und zum Schlaftrunk ziemlich Brot und Trankbier zu geben. Bei Ankunft von Fremden hatte er jedoch erst vom Hofmeister Weisung zu empfangen. Den Frauenzimmern, Räten, Edlen, Sekretären und andern, die im Saale aßen, hatte der Bottelierer nach Notdurft zu geben, doch soll man sich des überflüssigen Zutrinkens enthalten. Den Reissigen und anderem Hofgesinde soll auf jeden Tisch, daran 8 bis 9 Personen saßen, für die Person ein Becher Wein gegeben werden, und alle sollen, solange man ißt, Bier genug haben. Der Saalknecht soll achtgeben, daß ihm daselbe zugetragen wird. Sobald gegessen ist, soll kein Bier mehr gereicht werden. Den Reissigen und dem Gefinde durfte vor Tisch auf der Bottelerei kein Wein gereicht werden. Zur Morgensuppe und zum Untertrunk, morgens 7 und nachmittags 2 Uhr, war den Reissigen und dem Hofgesinde vom Bottelierer Brot und Bier nach Notdurft, jedoch nicht im Überfluß zu reichen. — Dem Pförtner war aufgegeben, darauf zu achten, daß schändliches und untreuliches

Abtragen von Speis und Trank verhütet werde. Treffe er Manns- oder Weibspersonen auf dem Wege, so habe er Anzeige zu erstatten.

J. B. Die Russen auf dem Rückzuge 1815. Für den Rückzug der russischen Armee wurden im Jahre 1815 im Amte Höchst folgende Maßnahmen getroffen: Dem Vernehmen nach, so schreibt das Amt, ist die kaiserlich russische Armee im Anzuge, welche wie bisher ihren Weg über Frankfurt, Hochheim usw. nimmt, dabei wird das hiesige Amt und die ganze Gegend wieder stark betroffen werden. Wegen der Verpflegung dieser Einquartierung sind höheren Orts folgende Verfügungen getroffen worden: 1. Der Hafer wird aus dem in Wiesbaden errichteten Landesmagazin, das Heu aber in den Quartierständen gegeben. 2. Zur Mundverpflegung wird aus dem Landesmagazin in Wiesbaden auf jeden Mann $\frac{1}{2}$ Pfund Brotmehl zum Verbacken, $\frac{1}{4}$ Pfund Grütze, Graupen, Gerste, Buchweizen oder Bohnen und $\frac{1}{4}$ Schoppen Brantwein geliefert. 3. Fleisch gibt der Quartierträger. Es soll aber die gesetzliche Vergütung gerade so dafür gewährt werden, als wenn das Fleisch vom Landesmagazin geliefert worden wäre. Das Amt wird dafür zu sorgen sich bemühen, daß die aus dem Landesmagazin abzugebenden Lebensmittel und Hafer in Zeiten hierher gebracht werden, wo man sie alsdann in Empfang nehmen kann. Der Ortsvorstand wird für den erhaltenen und in den Gemeinden zu verteilenden Vorschuß eine Quittung ausstellen und dafür sorgen, daß er an die Quartierträger verteilt wird. Überdies aber muß der Ortsvorstand die Schuld gegen die herzogl. hochpreisl. Marsch- und Einquartierungs-Kommission durch die zu erhebende militärische Verpflegungs-Vergütung unfehlbar und bei Vermeidung eines Exzeßes an das unterzeichnete Amt abliefern, da das russische Militär nur eine Hauptvergütung dahin abzuführen pflegt, wo der Stab liegt. Es ist daher nötig, daß jeder Ortsvorstand die Quartierlisten einseende, damit aus der Hauptvergütung jede Gemeinde ihren Anteil erhält.

Das herzogl. Amt:
von Sachs.

Höchst, den 5. Juli 1815.

— **Seltene Erscheinung an der Lahn in alter Zeit.** Ergänzend zu den Mitteilungen unter gleicher Überschrift in Alt-Nassau Nr. 3 (S. 12) von unserem W. G.-D.-Mitarbeiter schreibt uns ein Tagblatt-Bezieher an der Nerobergstraße in liebenswürdiger Weise:

„Mein Großvater, der 1789 in Limburg a. d. Lahn geboren war, erzählte mir einmal, er habe es als etwa 12-jähriger Junge gesehen, daß eine „Wasserhose“ das Wasser aus der Lahn bei Limburg in die Wolken gezogen habe, so daß stundenlang kein Wasser mehr im Fluß gewesen sei. Nachdem das Ereignis verschwunden, habe man tote Fische und Krebse in Menge auf den Wiesen und Aedern herumliegen sehen. Sollten die obigen Erscheinungen nicht auf ähnlichen Ursachen beruhen?“

Ähnliche Erscheinungen sah ich am Bodensee, wo ich eine Reihe von Jahren gewohnt habe.

G. M.

§§§

Bücherschau.

Hessen-Nassauisches Wörterbuch. Über das Arbeitsjahr 1919 schreibt Prof. Brede-Markburg in den Sitzungsberichten der Preussischen Akademie der Wissenschaften vom 22. Januar 1920: Die vertragmäßigen Mittel wurden im Berichtsjahr durch eine sehr erfreuliche Zuwendung der Giesener Hochschulgemeinschaft erhöht. Das Wörterbuch wird auf solche außerordentlichen Beihilfen in der nächsten Zeit immer dringender angewiesen sein, wenn es bei der allgemeinen Teuerung seine Arbeit in dem ausgedehnten Maße und mit demselben Erfolge fortsetzen soll wie im abgelaufenen Jahre. — In diesem hat die Zahl der Eingänge aus allen Bezirken und aus allen Bevölkerungsteilen des Wörterbuchgebietes eine Höhe erreicht wie in keinem der Vorjahre. Es scheint in der Tat, als ob bei aller Schmach und Not des Vaterlandes die Werte heimatischer Eigenart um so heller leuchten, als ob so mancher zur tieferen Einsicht bei sich selbst geführt und in ihm auch für die Schätze der intimsten Mutterprache Liebe und Verständnis gerade jetzt geweckt wird. Daneben haben Anregungen in der Presse, sogenannte Wörterbucheden in Zeitschriften und Kalendern, sowie eine umfangreiche Korrespondenz mancherlei Früchte gezeitigt. Im ganzen waren es diesmal 156 Eingänge (gegen 84 im Vorjahr). An die 25 000 leere Zettel wurden von auswärtigen Sammlern und Freunden eingefordert, 17 000 sind bisher mit reicher Ausbeute zurückgekommen.



(Nachdruck sämtlicher Original-Beiträge verboten.)

Ein gemeinsamer Stammvater fast aller regierenden bezw. entthronten europäischen Fürsten.

Von J. E.

Prinz Wilhelm von Oranien „Wilhelmus von Nassauen“, dessen Leben und Wirken ungefähr 300 Jahre zurückliegt, war ein Kind unserer engeren Heimat, nämlich ein Graf zu Nassau-Dillenburg; er ist als gemeinsamer Stammvater fast aller am Weltkrieg beteiligten europäischen Fürsten anzusehen. Er, der Begründer der niederländischen Unabhängigkeit, war in dritter und vierter Ehe mit zwei französischen Frauen vermählt, mit Charlotte v. Bourbon (gest. 1582) und Luise Coligny (gest. 1620), der Tochter des großen Admirals von Frankreich. Von ihm und diesen beiden Frauen stammten die gekrönten Häupter Europas ab. Sein Sohn vierter Ehe, Friedrich Heinrich von Nassau-Oranien (gest. 1647) ist der nahe Stammvater von fünf Fürsten und Fürstinnen, unter welchen auch der vormalige Kaiser Wilhelm II. Er stammt in gerader Linie vom Großen Kurfürsten und dessen Gemahlin Luise Henriette ab, welche eine Tochter des Prinzen Friedrich Heinrich war. Ihre jüngere Schwester Albertine Agnes wurde mit Wilhelm Friedrich, dem ersten Fürsten zu Nassau-Weilburg, vermählt. Davon stammt ebenfalls in gerader Linie die Königin Wilhelmine der Niederlande ab, welche des großen Oraniers Erbe mit Umlicht und Tatkraft verwaltet. Auch der von Europas Gnaden gewesene Fürst von Durazzo, Prinz Wilhelm zu Niederrhein, gehört zu dieser Abstammung, denn seine Mutter ist eine geborene Prinzessin der Niederlande. Eine Urenkelin des Fürsten Wilhelm Friedrich zu Nassau-Weilburg, nämlich die Prinzessin Karoline, heiratete den Fürsten Karl Christian zu Nassau-Weilburg und wurde die Stammutter der Großherzogin Maria Adelsheid von Luxemburg. Auch der König Gustav von Schweden ist derselben Abkunft, da seine verstorbene Mutter Sophie eine Schwester des letzten Herzogs zu Nassau war.

Die älteste Tochter des Oraniers aus dritter Ehe, Luise Juliane (gest. 1644), ist Ahnfrau von nicht weniger als zehn Fürsten, darunter vier Kronprätendenten. Sie war die Gemahlin des Kurfürsten Friedrich IV., Pfalzgraf bei Rhein. Ihre Enkelin Elisabeth heiratete den Herzog Philipp I. von Orleans. Von diesem Paar stammt Ludwig Philipp, König der Franzosen (1830–1848) ab, welcher Urgroßvater des französischen Kronprätendenten Ludwig Philipp von Orleans, des Königs Albert von Belgien und Großvater des Zaren Ferdinand von Bulgarien ist. Es vermählten sich nämlich von König Ludwig Philipps Töchtern Luise mit Leopold I. von Belgien und Klementine mit August von Sachsen-Koburg-Gotha, dem Vater des Zaren, Elisabeth Charlotte, die Tochter des Herzogs Philipp Ludwig I., wurde durch ihren Gemahl Karl Leopold, Herzog von Lothringen, die Stammutter der deutschen Kaiser Franz I., Stephan (1745 bis 1765), dessen Sohn Leopold II. (1790 bis 1792) und Enkels Franz II. (1792 bis 1806), als Franz I. Kaiser von Österreich bis 1835. Des letzteren Enkel war der alte Kaiser Franz Joseph, der während des letzten Weltkrieges starb. Leopoldine, Tochter Franz I. von Österreich, heiratete den Kaiser Pedro I. von Brasilien; beider Tochter Königin Maria II. da Gloria von Portugal, die letzte des Hauses Braganza, nahm Ferdinand von Sachsen-Koburg-Gotha zum Gemahl, von welchen der letzte König von Portugal, Manuel, in gerader Linie ab-

stammt. Ferdinands Tochter Antonia wurde die Gemahlin des Fürsten Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen, des spanischen Kronkandidaten 1870, und Mutter des Königs Ferdinand von Rumänien. Leopolds II. Urenkelin, durch seinen Sohn Herzog Karl von Teschen und Enkel Erzherzog Karl Ferdinand, ist Maria Christine, die Mutter des Königs Alfons XIII. von Spanien. Eine Enkelin Leopolds II., durch seinen Sohn Vizekönig Rainer von der Lombardei, heiratete Viktor Emanuel II. und wurde die Großmutter des jetzigen Königs von Italien und durch ihre Tochter Clotilde auch Großmutter des bonapartistischen Prätendenten Viktor Napoleon. Von Herzog Ferdinand von Modena, gest. 1806, einem Bruder des Kaisers Leopold II., stammt die Prinzessin Maria Beatriz, Gemahlin des Infanten Don Juan Carlos. Beider Enkel ist das jetzige Haupt der karlistischen Partei, Don Jaime, Infant von Spanien.

Von den Prinzen von Oranien dritter Tochter dritter Ehe, Catharina Belgica, gest. 1648, entstammen fünf Herrscher Europas. Sie heiratete den Grafen Philipp Ludwig II. von Hanau-Münzenberg und wurde Mutter der Gräfin Amalie Elisabeth, welche dem Landgrafen Wilhelm V. von Hessen-Cassel vermählt wurde. In gerader Abstammung davon ist Luise, Tochter des Landgrafen Wilhelm zu Kumpenheim, gest. 1867, entsprossen, die den König Christian IX. von Dänemark heiratete. Kinder ihres Sohnes König Friedrich sind die Könige Christian X. von Dänemark und Haakon von Norwegen. Auch Konstantin, König von Griechenland, durch seinen Vater Georg, Kaiser Nikolaus von Rußland, durch seine Mutter Maria Feodorowna (Dagmar), und Georg V., König von England, durch seine Mutter Alexandra, sind Enkel der Königin Luise. Alle diese zwanzig Fürsten, ferner alle früheren Bundesfürsten des deutschen Reiches sind Abkömmlinge des großen Wilhelm von Oranien. Die nachbenannten vier Fürsten Europas: Johann II. von Liechtenstein, Nikita von Montenegro, Peter von Serbien und Albert von Monaco, können Wilhelmus von Nassauen nicht als Stammvater anführen.

Eppstein vor zweihundert Jahren.

Von J. Brumm.

Das altertümliche Städtchen Eppstein im Taunus hat eine reiche Geschichte, aus der wir hiermit ein Bruchstück veröffentlichen, das mutmaßlich aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts stammt und uns einen Einblick in die Ortsverhältnisse vor zweihundert Jahren gewährt.

Das Städtchen Eppstein liegt in einem Tale an dem Gildenbach, links am Schlosse hin, welches auf einem hohen Berg und Felsen steht.

Die Grenzen des Städtchens sind mit 58 Steinen abgesteckt, welche man den Burgfrieden nennt; etliche sind Sandsteine, andere Rauhsteine. Die Sandsteine sind auf der Seite nach der Stadt mit B. F. (Burgfrieden) gezeichnet. In dem Gerichtsbuch ist das Maß, wie weit einer von dem andern steht, niedergeschrieben. Dieser Bezirk innerhalb der einzelnen Grenzsteine

ist aber leider zum Nachteil der Bürgerschaft Anno 1718 um vieles abgetrennt und verändert worden. Gegen Morgen grenzt Eppstein an den Staufen oder die Oberlieberbacher Mark, gegen Mittag an den herrschaftlichen Wald Neuburg, gegen Abend an das Bodenhäuser Gebiet und gegen Mitternacht an den herrschaftlichen Wald, Heingeberg genannt.

Das Städtchen hat 109 bürgerliche Häuser ohne die herrschaftlichen Gebäude sowie Rathaus, Schulhaus und Bürgerturm. Es sind zwei Stadttore vorhanden. Die Zahl der Bürger beträgt 104 und 22 Witwen.

Die Bürgerschaft besteht aus zwei Konfessionen: der evangelisch-lutherischen und der römisch-katholischen, wovon die erstere die herrschende ist und von jeher existiert hat. Alle Vorgesetzten in der Bürgerschaft sind bis dato aus den evangelischen Bürgern genommen worden, als da sind: Schultheiß, Gerichtsschöffen, Zöllner, Transtreuereinnehmer, Kassenmeister und Kirchenälteste; jedoch ist die katholische Konfession und Bürgerschaft niemals geduldet oder benachteiligt worden. Übrigens stehen die Katholiken wie die evangelischen Bürger und Verfassenen und Dienstboten unter dem evangelischen Kirchen- und Schulgesetz. Die katholischen Kinder können wie die Kinder der Evangelischen zur Schule gehen, werden in den nämlichen Rechten, Freiheiten und gebührenden Abgaben wie die evangelischen Kinder gehalten, also auch in den Gebühren an den evangelischen Pfarrer dahier, wie von jeher geschehen.

Das Städtlein Eppstein und seine Bürger sind frei, wie von vielen hundert Jahren her erweislich, von Leibeigenschaft, vom Militärdienst, von Fron- und Jagddiensten jeder Art, auch von dergleichen Geldern sie mögen Namen haben, welche sie wollen. Dagegen zahlt die Bürgerschaft aus der Bürgerkasse alljährlich 4 Gulden an gnädigste Herrschaft als Soldatensteuer, und ferner zahlen einige Bürger von ihren Häusern, Gärten, Wiesen und Aedern gewisse herrschaftliche Zinsen, wie aus den Zinsbüchern zu ersehen ist. Übrigens werden keine Schatzung und Monategelder entrichtet, wie auch keine Profession etwas zahlt, sondern frei ist, ausgenommen die Bierbrauer, Branntweinbrenner, Wirte und Metzger, welche ein Gewisses abgeben, was jedoch nicht viel ausmacht.

Um die Bürgeraufnahme zu erlangen, muß ein Fremder, er sei Manns- oder Weibsperson, 300 Gulden mitbringen und ein ehrliches Gewerbe treiben, um sich redlich zu ernähren, auch mit guten hinlänglichen Attesten versehen sein und solche vorzeigen, daß sie keiner Leibeigenschaft, keinem Militärstande oder sonstiger Fronarbeit unterworfen sind. Auch sonst ist gute Aufführung und Betragen Bedingung. Ein Fremder, Manns- oder Weibsperson, zahlt 5 Gulden herrschaftliches Einzugsgeld, welches in die Bürgerkasse kommt. Ferner muß der Mann einen lederen Feuerreimer in die Gemeinde mitbringen und stellen. Ein einheimischer Bürgersohn oder eine Bürgerstochter zahlt kein herrschaftliches Einzugsgeld, sondern jedes 1 Gulden, der in die Bürgerkasse fließt. Die Mannsperson muß aber auch in diesem Falle einen Feuerreimer stellen.

Jeder neue Bürger, der in die Bürgerschaft an- und aufgenommen wird, er sei ein Fremder oder Eingeborener, legt bei allhiefigem Amte auf dem Rathause in Gegenwart und Weisheit des zeitlichen Schultheißen den Bürgereid ab, und es zahlt ein Fremder 1 Gulden 30 Kreuzer und ein Einheimischer 45 Kreuzer, welches einem zeitlichen Beamten zukommt. Weibspersonen zahlen nichts. Wie von jeher zahlt ein Bürger für eine Citation 6 Kreuzer, für ein Dekret 10 Kreuzer, für Vormundsverpflichtung 20 Kreuzer und für eine Konfirmation 30 Kreuzer.

Das Eppsteiner bürgerliche Gericht besteht, wie von uralten Zeiten her erweislich, aus einem zeitlichen Schultheißen und sieben Gerichtsschöffen, welche jedesmal von evangelischer Seite und Bürgern gezogen werden. Davon sind beständig zwei Gerichtsmänner evangelische Kirchenvorsteher und Seniores, wie auch ein Unterkirchen-Senior aus den evangelischen Bürgern ernannt und gezogen wird, welche sodann auf Recht und Gerechtigkeit, gute Zucht und Ordnung in und außer der Kirche zu sehen und dieselbe zu handhaben beflissen sein müssen.

Was die Pflichten der zeitlichen Schultheißen betrifft, so hat ein zeitlicher Schultheiß dahier nach seinen Pflichten auf die herrschaftlichen wie auf der Bürgerschaft Interessen, Einkünfte, Vermehrung, Verbesserung, Recht und Gerechtigkeit zu sehen und dieselbe zu handhaben. Er muß ferner das Polizeiwesen besorgen helfen, herrschaftliche Dekrete und Befehle publizieren und bekannt machen, klagende Parteien anhören, untersuchen und zwischen ihnen entscheiden. Vergehungen, Verbrechen Übertretungen, Frevel und sonstigen der weltlichen und geistlichen Verordnungen und Gesetzen widerstrebende und zuwiderhandelnde Personen mit einer Geld- oder Turnstrafe belegen und durch die Untergebenen vollziehen. Die bürgerlichen oder Gemeindecinkünfte hat er wohl

zu beachten, solche zu vermehren und nicht vermindern. In der Bürgerschaft muß er alles wohl anordnen und in gutem Zustande erhalten, dabei jedem Recht und Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Ein zeitlicher Schultheiß hat jährlich 8 Malter Korn von gnädigster Herrschaft zur Besoldung und dann 20 Kreuzer für Schreibpapier aus der Bürgerkasse, sodann für Kontrakte, Ehepacten, bei Heiraten, Personenprotokollen, für Atteste, Pässe, Scheine, Abschriften, Kaufbriefe zu schreiben, jedes nach seiner Art 30 Kreuzer Gebühren. Allein Versicherungen auszufertigen, auf Verlangen Testamente zu errichten, Inventar aufzunehmen, Verteilungen zu tun, Versteigerungen zu halten oder etwas zu verlehnen, in strittigen Sachen auf den Augenschein zu gehen oder gerichtliche Sessionen zu halten oder für die Bürgerschaft in Angelegenheiten Gänge zu tun, wo Zeit und Tag veräußert wird, werden durch Schultheiß und Gericht besorgt und nach Erkenntnis belohnt. Wo der zeitliche Schultheiß das Protokoll führt und aufbewahrt, Abschriften gibt, wird nach Gutachten des Schultheißen und Gericht öfters nach Sessionen oder überhaupt belohnt, wovon ein zeitlicher Schultheiß jedesmal noch einmal so viel als ein Gerichtsmann erhält. Schreibgebühren werden einem Schultheißen apart bezahlt. Maß und Gewicht zu visitieren, wie auch die Weid zu setzen, wird von Schultheiß und Gericht besorgt; dafür wird ihnen aus der Bürgerkasse der Lohn. Ferner werden die Feld- und sonstigen Rüben, so die Schützen einbringen, zu Ende des Jahres bei versammelter Gemeinde durch Schultheiß und Gericht auf dem Rathaus abgetan und zur Strafe gezogen. Diese Strafen fallen in die Bürgerkasse. Auch werden von Schultheiß und Gericht bei versammelter Gemeinde die Feldschützen bestimmt und in Pflicht genommen, die Feuerläufer bestimmt, die Viehhirten, welche auch die Nachtwacht tun, gebündelt und in Pflichten genommen. Die beiden Bürgermeister, wovon einer aus dem Gericht, der andere aus der Bürgerschaft genommen wird und die jährlich wechseln, werden bestimmt und in Pflicht genommen und hat der Gerichtsbürgermeister 5 Gulden Belohnung für die ständigen Gefälle zu erheben und Rechnung zu führen, der andere Bürgermeister hat 1 Gulden Belohnung, muß Boten, Fuhrren usw. bestellen, wie auch die herrschaftlichen Briefe, welche Einzelingelinge, d. i. die keine Fuhrren haben, auf die sechs nächsten Ortschaften als Dorsbach, Langenhain, Wildschaffen, Bremtal, Bodenhäuser und Fischbach besorgen, darüber ein Verzeichnis führen, die Reize wohl halten, hat hiervon jährlich 40 Kreuzer für das Briefregister zu schreiben und wird von gnädigster Herrschaft von einem Brief bei Tag 2 Kreuzer und bei Nacht 4 Kreuzer bezahlt.

Übrigens haben beide miteinander bei den Metzgern das Fleisch zu schätzen, anzuschreiben, auch bei den Bäckern das Brot und Gewicht zu visitieren, wobei beide bei dem Metzger und Bäcker ein Gewisses an Fleisch und Brot für ihre Belohnung erhalten. Ferner müssen auch beide Bürgermeister mit einem zeitlichen Schultheiß den Hirtenlohn zu 3 Quartalen setzen helfen und ausschlagen, und zur Belohnung hat jeder eine Kuh, ein Schwein, der Schultheiß aber doppelt so viel als beide von dem Hirtenlohn, auch in der Mastung frei. Wenn es Mastung gibt, haben Schultheiß und Bürgermeister die Rechnung zu tun, welches die Bürgerkasse nichts angeht; übrigen haben beide Bürgermeister auch mit dafür zu sorgen, daß Weg und Steg in gutem Stand erhalten werden.

Die Bürgerschaft von Eppstein erhebt Weg- oder Pflastergeld von Wagen und Karren, welche nicht aus hiesigem Amte sind und durchpassieren, welches an den Meistbietenden verlehnt ist. Die aus allhiefigem Amte sind frei. Ferner ordinär Nachtgeld, so auf bürgerlichen Häusern und Hofreiten ruht, ferner Leib-, Haus- und Güter-Weid, wie aus dem Weidbuch zu ersehen ist. Ferner erhebt sie Zinsen von gewissen Plätzen, so der Gemeinde gehören und überbaut werden, ferner Güterzinsen von Gütern, die verlehnt und ausständig sind, ferner nimmt sie etwas ein aus Obst, so es welches gibt, was aber nicht viel ausmacht. Ferner von den Rückfälligen, so von den Schützen angebracht und durch Schultheiß und Gericht zur Strafe gezogen worden sind. Ferner von einem fremden einziehenden Bürger oder einer Frau 5 Gulden Einzugsgeld, von einem einheimischen Bürger oder einer Frau 1 Gulden. Ferner erhält die Eppsteiner Bürgerschaft alljährlich von gnädigster Herrschaft für die Unterhaltung von Weg und Steg 2 Gulden, ferner 3 Malter Frucht, wovon 2 Malter auch für Weg und Steg zu machen verwendet werden, und das eine davon das Neujahrsbrot genannt wird. Ferner alljährlich 2 Malter buchen Scheitholz, so zur Heizung der Rathausstube dienen, die aber jedesmal bei gnädigster Herrschaft nachgesucht werden müssen. Sie werden ohnentgeltlich gewährt, doch muß die Gemeinde den Nacherlohn bezahlen.

Diesen Einnahmen stehen folgende Ausgaben gegenüber: Die Bürgerschaft zahlt alljährlich an gnädigste Herrschaft 4 Gulden

Soldatensteuer, so ständig, an einen zeitlichen Schulheiß für Schreibpapier 20 Kreuzer, dem Gericht die Wech zu legen 2 Gulden, dem Gericht Maß und Gewicht zu visitieren 50 Kreuzer, dem Gerichtsbürgermeister als Lohn 5 Gulden, dem Unterbürgermeister 1 Gulden, demselben für die Führung des Briefregisters und das Abholen des Briefgeldes 40 Kreuzer, dem Glöckner für das Bierhrläuten von Martini bis Petritag 2 Gulden.

Von den alten schlichten Einrichtungen Eppsteins vor 200 Jahren sind die meisten im Wandel der Zeiten in Wegfall gekommen, neue sind an ihre Stelle getreten, an deren Verbesserung noch Jahr um Jahr gearbeitet wird, um so die Einwohnerschaft nach dem schwachen Maß menschlichen Könnens zufriedener und glücklicher zu machen.

Teuerungszeiten im alten Frankfurt.

Von M. Harrach.

Die enorme Teuerung aller Lebensmittel und Rohstoffe läßt uns unsere Blide auch in alte Zeiten zurückschweifen, um Vergleiche zu finden mit unseren heutigen schweren Tagen. Alt-Frankfurt sah nach manchem Kriege, aber auch nach manchem Erntemißjahr schwere Teuerungen, weil es noch wenig Versorgung aus dem Auslande gab.

Vom Jahre 1529 heißt es: Es war ein nasses Jahr und der Wein wurde daraufhin sauer. . . Alles wurde befehlthalben sehr teuer und das Korn schlug auf, daß es um St. Martini um einen Gulden bezahlt wurde.

Es gab eben, wie erwähnt, noch keinen richtig gehenden Import, der das hungernde Frankfurt mit dem nötigen Korn hätte versorgen können. Heute haben wir glänzende Handels-erleichterungen, die aber dennoch stöcken und uns in eine Zeit zurückerwerfen, als wären Frankfurts nächste Grenzen schon das Ausland.

Vom Jahre 1562 berichtet uns die Versnersche Chronik: „Nachdem man acht Tage lang weder Brot noch Weizen haben konnte, wurden die Bäder um 100 Gulden gestrafft“. Vom Jahre 1565 heißt es: „Nachdem allhier eine Teuerung sich hervor-
getan, ist vom 11. Oktober bis auf den 4. Dezember mit den Bädern viel verhandelt worden und man untersuchte die Teuerung. Man hatte gefunden, daß es eine mutwillige Teuerung war und die Bäder sind wiederum um 100 Gulden gestrafft worden“.

Dafür war aber in diesem Jahre der Wein so gut geraten, daß man ein Fuder „ziemlich guten Weines“ um zwölf Gulden und auch schon um 8 und 6 Gulden kaufen konnte! Man denke, ein ganzes Fuder Wein für sechs Gulden — dafür ist heute für das Rehnfische kein Stück Apfelwein zu haben! . . .

Ein paar Jahrzehnte später scheint durch das Verjagen der Wassermühlen abermals eine Mehnteuerung entstanden zu sein. Der Rat hat die Roß-Mühle gehen lassen und durch einen fremden Meister Tag und Nacht zwanzig vier Achtel Korn mahlen lassen. Dabei haben acht Pferde alleweg drei Stunden gehen müssen“.

In späteren Zeiten scheint der Frankfurter Rat mancherlei Erfahrungen erworben zu haben, um der Teuerung entgegenzuwirken. Anno 1693, als man Korn und Mehl wegen der Teuerung nicht mehr haben konnte, und auch das Rindfleisch 6 Kreuzer kostete, ist vom Rat selbst 200 Achtel Mehl zum Verbacken ausgegeben worden und den fremden Bädern wurde erlaubt, Brot in die Stadt zu bringen (was die Bäderinnung sonst nicht geduldet hätte). „Darauf wurde der große Mangel einigermaßen gestillt. . .“ vermeldet der Chronist.

Altnassauer Allerlei.

J. B.-G. Sonntagsfeier in Nassau-Dränien. Daß es mit der Heilighaltung des Sonntags in Nassau-Dränien in früheren Zeiten nicht so bestellt war, wie es im Interesse der guten Sache zu wünschen gewesen wäre, ersehen wir aus einer Reihe von Verordnungen, die die Landesregierung in dieser Beziehung erlassen hat. So schreibt Graf Johann der Ältere von Dillenburg im Jahre 1563 an seinen Amtskeller in Habamar: „Wir erfahren, daß unsere Untertanen zum Kirchengehen und Anhören des alleinseligmachenden Wortes Gottes ganz unflüchtig sind und sich dergestalt unchristlich halten, daß „Gottes pilllicher Born und Straff“ über sie ergehen muß, wie man seinen göttlichen Born und Nutzen täglich vor Augen sieht. Wir befehlen dir daher, daß du neben den Kirchendienern die Untertanen zum Kirchgang fleißig ermahnst und falls sich einer nachlässig zeigt, ihn uns anzeigst, damit wir ihn in schwere Strafe nehmen und unsere Ungnade im Werk befinden andern zum Exempel,

und im Jahre 1567 schreibt er an sämtliche Schultheißer im Dillenburgischen: „Wir sehen vor Augen, daß der Born Gottes wegen unsers unbußfertigen und gottlosen Lebens je länger, je mehr entzündet wird, und wir mit unsern vielen Sünden in diesen teuren und geschwinden Zeiten Krieg, unerhörte Krankheiten und andere Betrübnis über uns bringen, und da wir uns nicht bessern, noch härter treffen werden. Um dem Born Gottes zu entfliehen, müssen wir von den Sünden ablassen und uns zu Gott befehlen. Darum befehlen wir dir, daß du in der Pfarrkirche die Untertanen zur Gottesfurcht ermahnst und auf Feier- und Bettage fleißig zur Anhörung des göttlichen Wortes, zu Gebet und Sacramenten anhältst und die, bei denen sich Säumnis zeigt, durch Strafen herbeibringst. — 1641 klagt die Gräfin Sophie Hedwig von Nassau-Diez, das kontinuierliche Kriegsuntweien habe die Enthüllung des Sabbats und der monatlichen Bettage mit Holzhauen, Mähen und Auslaufen eines jeden nach seinen Geschäften mit sich gebracht. Sie befiehlt ihren Dienern, geistlichen und weltlichen, die Übeltäter, welche sich in der Enthüllung des Sabbats strafbar machen, zur Anzeige zu bringen, damit sie „mit eilender Turm- und Geldstrafe exemplarisch bestraft werden“, andern zur Warnung. — Schon 1680 erscheint eine neue Verordnung der oranischen Regierung, die die Mißstände noch deutlicher hervorhebt, indem sie sagt: „Es hat auch die Enthüllung des Sonntags als des Herrn Tag sehr überhand genommen, indem am Sabbat alle Leichtfertigkeit und Aupigkeit mit Freßen, Saufen, Spielen, Tanzen und weltlicher Handlung als Winkauftrinken und in die Mühlen fahren betrieben wird, auch dieser Tag, den Gott zu seinem Dienst und seiner Heiligung bestimmt, in einen Tag seiner Verachtung und allen Mutwillens und Gottlosigkeit verändert hat und aus einem Tag des Herrn ein Tag des Satans geworden ist, so sollen fortan alle Sonntag unter der Predigt die Tore der Städte und Dörfer zugehalten, auch keinem Hirten erlaubt sein, Vieh auszutreiben und die Witte niemanden, außer Durchreisenden zwischen Gottesdienst und Abendgebet etwas vorsetzen bei 10 Gulden Strafe. Die spielen, tanzen, in die Mühlen fahren, Winkauf trinken und Kontrakte schließen, sollen 1/2 Gulden Strafe zahlen, Pfeifer und Spiel-
leute aber auf frischer Tat soll man in den Turm werfen. — Sehr schlimm muß es um 1695 im Diezer Lande ausgesehen haben, wie aus einer Verordnung der Gräfin Albertine hervor-
geht, die hervorhebt, daß in den trübseligen Kriegsläufen aller-
hand schädliche Erzeße, sündlicher Mutwille und Verbrechen mit Enthüllung der Sonn-, Fest- und Bettage, mit der Verachtung des großen Gottes, seines Wortes und seiner Diener bei alt und jung getrieben werde. Selbst im Hause des Herrn unter Gesang, Predigt, Gebet und Administration der heiligen Sacra-
mente werde von erwachsenen Knaben unverantwortlicher Mut-
wille verübt. Prediger und Älteste werden, sagt die Gräfin weiter, heimlich und öffentlich angefeindet, beschimpft und ge-
schmäht. Alle Kirchendisziplin sei dahin, und es werde von alt und jung ein solch wildes und wüstes Leben geführt, daß nichts als Flüchen und Schwören, Lasterung des allerheiligsten Namens Gottes, Freßen, Saufen, Habern, Bansen, Schänden und Schmähren am Tage sei. Die Gräfin befiehlt daher, daß geistliche und weltliche Diener fleißig Obacht geben auf die gottlosen Freuler und sie anzeigen, damit sie mit eilender Turm-
strafe, mit Trilles oder Geld exemplarisch bestraft werden. — Lassen wir uns an dieser kleinen Blütenlese über die Sonntags-
heiligung früherer Zeit genügen. Sie läßt uns erkennen, daß es in dieser Beziehung bei uns tatsächlich besser geworden ist.

J. L. Der frühere Flach- und Hausbau auf dem Westerwalde. Noch vor etwa einem halben Jahrhundert genoß der mittlere und untere Westerwald weit über seine Grenzen hinaus einen bedeutenden Ruf durch seine blühende Leinenindustrie. Die jüngere Generation kann sich kaum mehr davon ein richtiges und klares Bild machen, da sich die wirtschaftlichen Verhältnisse der genannten Landschaft in der Neuzeit wesentlich verschoben haben. Wohl gibt's auch heute noch in den hier bei Betracht kommenden Westerwaldbörfen einige Leinenweber, die das 70. Lebensjahr bereits überschritten haben; die jüngere Generation hat die alten Webstühle aus den Zimmern entfernt, weil sie bei leichterem Beschäftigung den Zeitverhältnissen entsprechend einen höheren Verdienst findet. Seit Jahren fehlt auf dem Westerwald die Grundbedingung der Weberei, vornehmlich der Flachsbau. Im sogenannten „Trierisch Land“ der Gegend um Wallmerod, Montabaur, Weibdt hatte sich der Flachsbau am längsten gehalten, doch auch hier ist er, mit einigen Ausnahmen, wo er noch zum Privatgebrauch gebaut wird, von der Bildfläche verschwunden. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts gehörte der Flach- und Hausbau, neben dem Kartoffel- und Haserbau, zu den ertragreichsten Faktoren der Landwirtschaft. Das aus diesen Gespinnstpflanzen

mit großer Mühe gewonnene Garn wurde sämtlich an Ort und Stelle zu Leinwand verarbeitet. Während der Blütezeit der Leinenindustrie standen in jedem Dörfchen oft bis zu Hundert Webestühle im Betrieb. Die dortigen Leineweber lieferten schön gearbeitetes, gediegenes Tuch und hatten deswegen einen großen Kundenkreis. Selbst in den Sommertagen, wenn wegen Ungunst der Witterung nicht in der Landwirtschaft gearbeitet werden konnte, wurde fleißig gewebt. Im Winter war nicht allein am Tage, sondern auch bis in die Mitternacht hinein der Webstuhl im Betrieb. Die ganze Familie war mit bei der Arbeit: Frauen und Mädchen saßen am Spinnrad und auch die Kinder waren beschäftigt; letztere drehten den Haspel, worauf die Garnröllchen für den Webstuhl aufgerollt wurden.

Die Gespinnspinnpflanzen fertig zum Spinnen herzustellen erforderte viel und angestrengte Arbeit. Die getrockneten Flachstängel wurden durch das „Brecken“ von den Holzigen Teilen befreit; diese, Scheive oder Ahne genannt, fielen unter die Brechbank und die Fasern wurden mit der Hand festgehalten. Da die Fasern noch nicht ganz rein waren, wurden sie auf dem Schwingstock mittelst der Schwinge durch Beschlagen deselben sauber gemacht. Bei diesem Verfahren trennten sich die schlechteren Bestandteile von den besseren; letztere wurden „Hodch“ genannt. Jetzt kamen die geschwungenen Fasern auf die Fesche, ein Gerät mit scharfen Eisenzähnen. Was beim wiederholten Durchziehen durch die Fesche in der Hand bleibt, gab das feinste und beste Gespinnst und hieß „Kern“; die kurzen, groben und verworrenen Fäden, die zur Erde fielen, wurden „Werg“ genannt. Die Mädchen erlernten schon in der Industrieschule das Spinnen und alljährlich wurden auf Kosten der Gemeinde einige schöne Spinnräder für die besten Leistungen unter sie verteilt. Mit dem in keinem Hause fehlenden Spinnrade wurde mit der Zeit ein förmlicher Luxus getrieben; es gab solche von der einfachsten Konstruktion bis zu den feingedrehtesten, mit Perlmutter und Silber eingelegeten Prachtexemplaren. Jede Spinnerin suchte sich darin zu vervollkommen, den feinsten Fäden zu drehen, wie auch die größtmögliche Arbeit zu leisten. Fleißige Spinnerinnen spinnen in einem Tage zwei Spulen Garn, welche einen Strang ergeben. Nachdem das Garn noch verschiedene Behandlungen erfahren (gefocht, geklopft), kam es endlich auf den Webstuhl. Dies plumpe Gerät wurde gewöhnlich im Winter im Wohnzimmer aufgestellt und nahm viel Raum in Anspruch. Das „Tuchmachen“ war eine Kunst, die der Westerwälder Landbewohner von den Vätern ererbt und wobei Arme und Reiche in steter Bewegung blieben. Obgleich diese Arbeit recht anstrengend war, wurde dieselbe nicht selten auch von dem weiblichen Geschlecht ausgeführt. Hand das Tuch zu Kleidungsstücken Verwendung, so nahm der Weber als Einschlag weiße, schwarze oder blaue Baumwolle, was dem Gewebe ein ganz nettes Ansehen gab. Ein Teil der fertigen und später auf der Wiese gebleichten Leinwand ward zu Hemden, Bett- und Handtüchern usw. verarbeitet, während von den ungebleichten Stoffen eine nicht unbedeutende Ellenzahl zum Färber wanderte und als Blauleinen der verschiedensten Schattierungen zu Kleidungsstücken verarbeitet wurde. Der ins Haus genommene Schneider fertigte für den Vater und dessen Söhne neue Kittel (Rill), Hosen (Buzen) und Wämser (Kartres); für Mutter und Töchter aus der „Weiderwand“ (dem Einschlagstoff) weite, faltige Unterröcke (Diertig) an. Beim Eintreten in den Dienst hielten sich Knechte und Mägde außer ihrem klingenden Lohn eine gewisse Ellenzahl Leinwand aus. Die Westerwälder Hausfrauen setzen ihren Stolz darin, Risten und Kasten voll Leinenwäsche zu besitzen. Möglicht viel Leinen mit in die Ehe zu bringen, kam bei der Brautausstattung an erster Stelle. Eine Braut aus dem Rierisch Land brachte 4 bis 5 Duzend Leinenhemden, 2 bis 3 Duzend Bettüberzüge, Duzende von Bett- und Handtüchern, einen großen Bündel spinnfertigen Flach und ein Spinnrad mit in die Ehe.

Das gewobene Tuch für Weißleinen wurde auf die im grünen Kleide prangenden Wiesen zum Bleichen gespannt, und so oft das Tuch trocken war, wurde es begossen. Bis das Tuch die schneeige Weiße erhielt, was bei günstigem Wetter in 4 bis 5 Wochen der Fall war, blieb es auf der Bleiche. Wie noch heute die alten Leute aus ihren Jugenderinnerungen erzählen, boten die mit Hunderten von langen Leinenstreifen belegten Dorfwiesen einen schönen Anblick: es gliperten dieselben in der Sonne und schwellten von leichtem Winde bewegt über dem grünen Rasen. Nach beendeter Bleiche wurden die getrockneten Leinenstücke zusammengerollt, dann verkaufte der Weber einen großen Fad Leinen in eine „Fied“ (Bettüberzug), belledete sich mit Sonntagskittel (blaugefärbt), auf dem Kopfe die Seidenmütze, einen derben Knotenrock in der Hand und reiste zu Fuß (Bahnen gab es auf dem Westerwald damals noch nicht) nach Koblenz, Neuwied oder auch ins Rheingau,

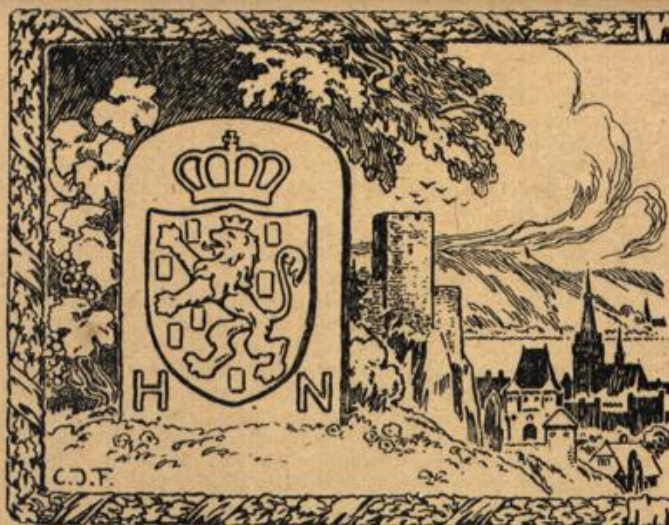
wo er jein Leinen zu gut gezahlten Preisen verkaufte. Selbstredend wurde der Hausbedarf zurückbehalten.

Das Zeitalter der Maschinen hat der Handweberkunst ein Ende gemacht. Obwohl Hausierer das Kunstweben mit nach Hause brachten und auch einige junge Leute in Annaberg (Schleifchem Erzgebirge) das Kunstweben gründlich erlernten, ging die hiesige Leinenindustrie stetig zurück. Die hiesige Leinenindustrie konnte mit dem Maschinenweben die Konkurrenz nicht aufnehmen und die alten, ächzenden Webstühle wurden außer Dienst gestellt. Die alten wadeligen Webestühle können uns erzählen, welche fleißige Generationen an ihnen gearbeitet haben und wie man im harten Kampfe um die großen Güter des Lebens Sitte und Volkseigentümlichkeit bewahrt hat. Damals galt bei jung und alt noch der Spruch: „Selbst gesponnen, selbst gemacht, ist die beste Bauerntracht!“

Mit dem Verschwinden der Webestühle ist auch der Gespinnspinnpflanzenbau ganz erheblich zurückgegangen. In allen Industriekreisen wird über Mangel an Rohstoffen geklagt. Auch in der Leinenindustrie fehlt es an solchen. Wenn Deutschland wieder in die Höhe kommen will, so lehre man auch wieder zu den früheren Verhältnissen zurück, dann wird sich der Aufbau allmählich vollziehen. An Stelle der Arbeitsfurchen, der Genuß- und Vergnügungslust muß Arbeitsfreude, Sparsamkeit und solides Leben treten.

J. B. Wie der Pfarrer von Driedorf seine Bauern vom Aberglauben heilte, Anno 1781. Im Monat Februar des Jahres 1781, als ein heftiger Sturmwind auf dem Westerwalde wüthete, ließ sich in Driedorf an einigen Tagen hintereinander in der Luft ein Getöse gleich einem Blasinstrument hören, welches bisweilen zwei bis drei Stunden anbauerte. Die Leute, betroffen ob solch einer unsichtbaren Musik, liefen bald vor die Tore der Stadt, um zu schauen, ob etwa ein Trompeter oder Postillon ankäme; bald eilten sie vor die Kirchentüre und horchten, ob etwa die Orgel gespielt würde. Allein sie fanden sich getäuscht, und damit hatte auch die Erforschung der wahren, natürlichen Ursache ihr Ende. Es erfolgte, was gewöhnlich zu erfolgen pflegt, wenn der gemeine Mann die Ursache von einer etwas seltsamen Erscheinung nicht gleich vor Augen hat oder mit den Händen betasten kann: man macht ein Wunder daraus. Jetzt stimmte der Bauern durch Aberglauben gespannte Einbildungskraft das eintönige Gebläse bald zur schönsten Feldmusik hinauf, indem der Nachbar Hans sagte: „Was ist es anders, als eine prophetische Anzeige bevorstehender Kriegszüge? Hört man nicht deutlich die Trompeten, Pauken, Pfeifen und Trommeln?“ „Wahrschäftig“, versetzte der Lips, „mich deucht gar, ich hörte Kanonen donnern. Ja, auf dem Brucherberg da soll noch ein Lager stehen, das ist längst prophezeit und das muß eintreffen.“ „Aber, du lieber Gott, was werden's für Völker sein“, rief die erschrockene Annelies, „Franzosen oder Deutsche?“ „Gannoveraner“, entgegnete Schusters Hanne; denn das bedeuten die roten Streifen, die man neulich am Himmel sah, und die die einfältigen Leute Nordlicht nannten. Das hab' ich gleich gesagt. Jetzt besaßten einige schon die schöne Butter und den schmackhaften Käse, die hungrige Soldaten wegschnappen würden; andere fühlten schon die Prügel, womit die unbarmherzigen Krieger ihnen den Rücken bleuen würden. Ein Schlaupfisch dachte auf Mittel, wie er der leidigen Einquartierungen und Fouragelieferungen sich entziehen oder diese seinem Nachbarn zuschanzen möge. So ängstigte und täuschte sich das abergläubische Volk lange vergebens, bis endlich der Ortspfarrer erschien und die Ursache der geheimnisvollen Nachtmusik aufklärte. „Schaut hinauf, ihr einfältigen Leute“, sagte er, „da oben in der Kuppel des Kirchturms ist ein Loch. Wenn der Wind hineinbläst, gibt's einen Ton, den ihr jetzt hört, wie ich ihn schon längst gehört habe. Den könnt ihr jedesmal hören, wenn der Wind von der Seite zu dem Loch hineinbläst. Lernet von mir, daß nichts törichter ist, als durch phantastische Vorstellungen sich selbst zu betrügen. Untersucht stets die natürlichen, bisweilen verdeckten Ursachen der euch noch unbelannten Naturbegebenheiten fleißig, und wenn ihr sie dennoch nicht finden könnt, so wartet, bis die Zeit oder verständige Leute sie euch aufklären und verfallt niemals auf Prophezeiungen, Hegerien, Teufeleien oder dergleichen die christliche Religion entehrende Pöffen.“

J. B. Ein Kunstmaler aus Schönbach 1505. Der Dillenburg Hof pflegte schon recht frühe die schönen Künste, besonders die Malerei. Auf dem Schlosse sowohl als auch in den Kirchen wurden Maler in Dienst genommen, darunter einer aus Schönbach, Amts Herborn. Er vergoldete Monstranzen, fertigte Heiligenbilder, malte das Agnus Dei und auch — Teufel in der Dillenburg Stadt Kirche 1505, wozu er weiße, rote, gelbe und blaue Farben verwandte.



Alt-Nassau

Blätter für nassauische Geschichte
und Kultur-Geschichte.

Monatliche Freibeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 6.

24. Jahrgang.

1920.

(Nachdruck ähnlicher Original-Beiträge verboten.)

Auswanderelend im Obertaunuskreis 1820 bis 1849.

Von Archivar a. D. F. W. E. Noth.

Am großen Feldberg liegt das Amt Uffingen, teilweise raues Gebirgsland, gegen Osten flach. Der Boden ist wenig ergiebig, die Bevölkerung nicht wohlhabend; es herrscht Mangel an Verkehr durch Ab- und Zugang. Daß unter diesen früher mehr ausgesprochenen Verhältnissen eine gesunde, auf Zufriedenheit beruhende Geschäftigkeit nicht aufkam und der Wandertrieb sich einstellte, ist begreiflich. Die von einer falsch auffassenden Nassauischen Bureaukratie angewandten Verbesserungsversuche konnten die Lage der Leute nicht verbessern. So griffen diese nach dem Verdienst im Ausland, da das Inland mit der fehlenden Industrie und einer kümmerlich entwickelten Landwirtschaft solchen nicht bieten konnte. Hier war es vorerst das reiche England, in zweiter Linie Frankreich, welchen unzufriedene Elemente die Taschen zu füllen und dafür ein bequemes Leben zu erwerben verstanden. Gewissenlose Deutsche fanden sich leicht, eine Art Sklavenhandel, in der Volkssprache „Seelenveräußerung“ genannt, ins Leben zu rufen. Diese wucherischen Agenten benutzten die gewöhnliche Verfahrensweise des Auslandes, ihre Mitmenschen der Heimat zu entführen und im Ausland auszunutzen. Dieselben erschienen in den nassauischen Dörfern Espa, Weipfelden und Cleeburg, sie wußten mit Geld und schönen Worten junge Leute beiderlei Geschlechts ins Ausland, mit Vorliebe nach England, zu verschwären, versprachen reichen Verdienst ohne besondere Mühe und ein angenehmes Leben. Mit den Eltern oder Angehörigen wurde ein förmlicher Vertrag abgeschlossen und etwa 1 Gulden Wochenlohn in bar versprochen, der auch zeitweise an die Familien in Deutschland ausbezahlt ward. Daß den jungen Leuten das eingegangene Dienstverhältnis bald unerträglich werden konnte, fiel niemanden ein. Bis zum Bruch desselben ward bezahlt, der Rest war Sache des Betrogenen im Auslande. Die Unternehmer hielten sich gegen das Gesetz die Hände sauber und waren weder den deutschen Familien noch deren Angehörigen im Auslande etwas schuldig, wenn sich das Verhältnis frühe oder spät änderte. Die Betrüger waren mithin Deutsche auf Grund fremdländischer Verhältnisse. Jedes deutsche Konsulat war hier machtlos und jede persönliche Beeinflussung der Betrogenen ausgeschlossen. Die Herkunft der letzteren spielte keine Rolle. Die angeworbenen Mädchen verkauften kleine Besen, im Sommer Fliegenwedel. Da besonders das benachbarte Hessen, aus den Kreisen Friedberg, aus Buxbach, aus Nieder- und Hochweisel, Hausen, Ostheim und Maibach, auch den Aintern Alsbach und Braunfels des Kreises Weimar solche Verkäuferinnen lieferte, hießen diese Mädchen zu London die „hessischen Fliegenwedler“ oder „hessische Besenmädchen“ (Hassian broom girls). Was aus diesen untreuen, weltunerfahrenen Dingen ward, war schändliche Ausbeutung ihrer Arbeitskraft, Entehrung mit ihren Folgen, schlechte Krankheiten, Elend und Verkommenheit, schließlich Heimkehr und der Unterstützungswohnsitz auf Kosten der Mitmenschen. Leichtsin, Bequemlichkeit und eine gewisse Arbeitsscheu steckten, durch eitle Versprechungen genährt, immer weitere Kreise im Amt Uffingen an. In den Jahren 1821 bis 1841 wurden nach den Cleeburger Kirchenbüchern zu Espa 240 Kinder geboren. Davon waren 24, mithin ein Zehntel, unehelich zu Hause, 25 weitere im Auslande geboren. Von diesen war für 12 England, für 5 Frankreich, für 4 Rußland, für 1 Belgien, für

3 das übrige Deutschland das Geburtsland. Das Auswandern der Kinder begann mit der Schulentlassung. 1843 gingen aus Cleeburg 8, aus Espa 7, aus Weipfelden 3 Knaben als künftige Kellner oder Hausburken, im gleichen Jahr 6 Mädchen aus Cleeburg, 6 aus Espa, 2 aus Weipfelden als Fliegenwedler und Besenmädchen nach England. Diese Auswanderung wirkte zu Hause auf den Geburtenrückgang, da die einmal Betrogenen gewöhnlich nicht mehr heirateten. Dieses Auswandern nahm zu. 1843 waren es 41 junge Leute aus den drei genannten Orten, 1844: 40, 1845: 36 und 1846: 40 Personen, welche nach England gingen. Zu Espa wurden 1821 bis 1830: 45 Kinder mehr geboren als von 1832 bis 1841, was mit einer gesund anwachsenden Bevölkerungsziffer sich nicht verträgt.

Jahrelang war dieses unsaubere Geschäft in England betrieben worden, als die englische „morning chronicle“ zu London am 6. Januar 1844 unter der Aufschrift: „German slaves“ (Deutsche Sklaven) von einem Mädchen Elisabeth Anders aus Frankfurt a. M. berichtete. Dasselbe hatte seinen Dienstherrn, einen Deutschen mit Namen Gerlach, beim Londoner Polizeipräsidenten wegen schlechter Behandlung verklagt. Die Behörde nahm sich der Sache an und stellte fest, daß Gerlach drei Mädchen im Dienste hatte, welche mit Drehorgeln umherziehen und dazu singen mußten. Der Verdienst, gewöhnlich 5 Schilling täglich, mußte abgeliefert werden. Die Anders hatte dreimal im Monat von Gerlach Schläge erhalten, weil dieselbe weniger ablieferte. Als Vertöstigung bekamen die Mädchen für mittags einen Penny bar, Frühstück und abends Kartoffeln mit Wasser. Die Familie der Anders bekam 54 Kr. Wochenlohn nach Deutschland geschickt. Der Magistrat zu London konnte so wenig als das Konsulat etwas in der Sache tun, da Anders gefänglich gemietet war. Das Mädchen sollte heimgeschickt werden. Dieser Artikel der genannten englischen Zeitung ging in das Frankfurter Conversationsblatt Nr. 19 vom 19. Januar 1844 und in die Augsburger allgemeine Zeitung Nr. 15 über. Die Frankfurter Oberpostamtszeitung verfolgte die Sache und stellte in Nr. 24 vom 21. Januar 1844 fest, daß eine Elisabeth Anders aus Frankfurt a. M. unbekannt sei. Der Konsul der freien Stadt Frankfurt zu London sollte weitere Nachforschungen zu London anstellen. Der Pfarrer Friedrich Wilhelm Schellenberg zu Cleeburg, ein wahrer Menschenfreund, klärte nun die Frankfurter Oberpostamtszeitung in Nr. 30 vom 30. Januar 1844 auf, die Elisabeth Anders sei die Elisabeth Enders, Tochter des verstorbenen Landwirts Georg Enders und der noch zu Cleeburg lebenden Elise Enders, geborenen Meuter, geboren zu Cleeburg den 14. Juli 1828. Das Anders sei das englisch ausgesprochene Enders. Derselben Dienstherr Gerlach stammt aus Niederweisel in der Wetterau. Enders sei unverdorben nach England gekommen, Gerlach suche mit derselben auf dem Kupplerwege noch Geld zu verdienen und lebe selbst mit derselben. Ein englischer Pfarrer Luis Cappel, Pastor zu St. George in London, bat den Menschenfreund Pfarrer Schellenberg zu Cleeburg brieflich den 21. November 1844 wegen Rückkehr einer Frau Gotscheim nach Deutschland, alle Cleeburger und Leute der Umgegend, deren viele zu London seien, vor diesem Deutschland degradierenden Hungerleben zu warnen. Das läßt tief blicken. Es scheint, daß Pfarrer Schellenberg auf Londoner Nach-

richten hin die genannten Artikel in deutschen Zeitungen veranlaßte. Der Taunusbote als Amtsblatt für die Ämter Usingen, Zbsteln, Königstein und Höchst schilberte in Nr. 9 den 3. März 1844 das Elend, in welches so manche arme Kinder aus Cleeberg, Anspach, Wehrheim, Obernheim usw. wie auch vielen Orten der Wetterau durch grausame und schändliche Menschen gestürzt werden. Das Schicksal der unglücklichen Elisabeth Enders aus Cleeberg wird den Eltern, welche so leichtsinnig ihre Kinder den Fliegenweblern und Landgängern übergeben, die Augen öffnen. Die Sache kam auch an den Dekan Senfft zu Usingen und durch diesen 1845 in die Landesdeputiertenversammlung Nassaus. Die Dekane wurden bei den Kirchenvisitationen auf die Zustände solcher fahrenden Leute aufmerksam gemacht. Der Reizung, ohne besonderes Gewerbe in der Welt herumzuziehen, sollte im Hinblick auf Cleeberg mit allem Ernst von den Geistlichen entgegengetreten werden. Auch einflußreiche Gemeindeglieder sollten sich hier beteiligen, wie auch die Regierung ihre Hilfe zusagte. Pfarrer Schellenberg ward von Dekan Senfft am 21. Januar 1846 brieflich benachrichtigt. Die Diabstalia Nr. 43 vom 12. Februar 1846 machte unter der Aufschrift: „Fliegenwebler und Landgänger“ auf diese Sache aufmerksam und beantragte eine geordnete Auswanderung aus den armen Landgemeinden. Ob dieser Artikel ebenfalls von Pfarrer Schellenberg beeinflusst ward, ist ungewiß. Die Bettelfahrten der sogenannten „Fliegenwebler“ und „Landgänger“ seien wieder üblich und griffen als Krebschaden um sich. Etwa zehn Kinder aus dem Amt Usingen wurden durch Agenten herumgeschleppt, ohne Aussicht auf Rückkehr zu ihren Eltern. Die Behörden taten ihr möglichstes, seien aber machtlos, da das Übel tiefer liege und in der Verwarnung der betreffenden Gemeinden begründet sei. Man empfahl eine ehrbare Auswanderung nach Amerika in Masse aus solchen Dörfern. Pfarrer Schellenberg wandte sich 1848 nach Beendigung der Märzereignisse an die deutsche Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. und überlieferte die verschiedenen Zeitungsartikel über den Fall Elisabeth Enders mit Auszügen aus den Kirchenbüchern Cleebergs. Er machte auf das seit Jahren mit Seelenverläuferei verbundene Herumziehen mancher Bewohner Nassaus, Preußens, besonders Hessens, auf die wachsende Entfaltung dieser Orte, auf die Rückkehr als Auswanderer in trostlosem, häufig erkranktem Zustand aufmerksam, damit, wie ein englischer Geistlicher ihm geschrieben, die deutsche Jugend nicht zum „Lastviehdienst“ mißbraucht werde. Er beantragte, zu beschließen, daß niemand einen andern zum Bettel, zum gewerblosen Umherziehen von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, zum Stehlen, zum Vermieten an Knabenschänder benützen dürfe. Winberjährige zum Broterwerb durch Singen, Musizieren, Handel im Umherziehen zu mieten, sei zu verbieten. Eltern dürfen schulpflichtige Kinder nicht zum Bettel, gewerblosen Umherziehen weder in Deutschland noch im Ausland verwenden. (Stenograph. Berichte über die Verhandlungen der deutschen konstituierenden Nationalversammlung IV. S. 2843. Eingabe vom 10. Oktober 1848. Cleeberg, Amts Usingen.) Der Ausschuß berichtete hierüber den 28. Dezember 1848 und hielt auch die Reichsgewalt für zuständig, für Wohlfahrt und Deutschlands Ehre bei den betreffenden Staatsregierungen und bei der Regierung Großbritanniens allenfalls durch ehrbare Auswanderung oder Übersiedelung aus den ärmeren menschenüberfüllten Gegenden einzuwirken. Die Nassauische Ständeversammlung lege ihr Gewicht auf Verteilung der Domänen Nassaus, was als gesetzlich festgelegt in Form einer angemessenen Verteilung von Grund und Boden manche Schäden heilen könne. Die Sache ward dem Reichsministerium zur Ergreifung geeigneter Maßregeln überwiesen. (Stenograph. Berichte VI, S. 4403–4408.) Der volkswirtschaftliche Ausschuß der deutschen Nationalversammlung arbeitete ein Gesetz zum Schutz deutscher Auswanderung aus und sollte ein Auswanderungsamt errichtet werden. Die Agenten mußten geprüft und allein Taugliche zugelassen werden. Der Gesetzentwurf ward den 15. März 1849 überreicht. Man wollte nun die deutsche Auswanderung nach Amerika begünstigen und das Auswandern nach England in andere Bahnen lenken. Interessant ist, daß bei dieser Gelegenheit die Reichsregierung darauf hinwies, wenn eine innige Verbrüderung Deutschlands mit Österreich-Ungarn erreicht sei, man zugleich der Lösung der Einwanderung in die österreichischen Donauländer entgegenstehe. Es ist merkwürdig, daß sich jetzt diese Frage als Handelsweg Deutschland–Ungarn–Bagdad auf ähnliche Weise löst. Es gingen auch noch 1849 zahlreiche Rheingauer, wie Schuth aus Rauenthal, Bibo aus Hattenheim und andere nach Slavonien und Bösland, dort deutsche Neben anzupflanzen. Tatsache ward, daß die „Fliegenwebler“ und „Besenmädchen“ nach 1849 aufgehört. Die Regierungen zu Darmstadt und Wiesbaden müssen in diesem Sinne tatkräftig eingewirkt haben.

Gelegentlich dieser Auswanderungsangelegenheit Jugendlicher ging die Gemeinde Espa ihre eigenen nationalökonomischen Wege der Selbsthilfe. Im Juni 1848 reichte dieselbe der Wiesbadener Regierung ein Gesuch wegen Verteilung des dortigen Domänenguts ein. Es ward in der Eingabe ausgeführt, die Gemeinde Espa habe eine kleine Mark von nur 295 Morgen, deren 180 den Bürgern, 114 Morgen der Domäne gehörten. Wald sei keiner vorhanden. Die Seelenzahl betrage etwa 300 Personen, die Zahl der Bürger 50, davon seien 25 Grundbesitzer, 25 besäßen nur Gärten und kein Ackerland. 1843 besaß Espa tatsächlich 469 Morgen Land, 53 Häuser, 85 Familien, 262 protestantische, 46 katholische und 17 jüdische Einwohner. Espa gehörte 1590 bis 1803 den Herren von Heusenstamm und Frankenstein und fiel 1803 an Nassau. Durch die standesherrliche Regierung mögen die Verhältnisse an sich heruntergekommen sein. Da die Landwirtschaft nicht alle Bewohner beschäftigen konnte, mußte ein Teil davon in England, Frankreich, Rußland und Spanien, selbst in Amerika, 60 Personen etwa jährlich, als Auswanderer ihr Brot zu verdienen suchen. Nicht allein Besitzlose, auch solche mit Besitz wanderten aus. An die Espaer Mark stieß, durch einen Wald getrennt, mit 283 Morgen Lokalmass und 2994 fl. Steuerkapital der Cleeberger Hof als Domänegut. Zwölf Espaer Bürger hätten diesen Hof für 450 fl. und weitere 50 fl. für Freiheit von Kriegslasten auf achtzehn Jahre in Pacht. Die Espaer wollten diesen Hof kaufen und gleichmäßig aufteilen, um solchen in 28jähriger Annuität zu bezahlen. Auf die Ausführungen des Dekans Senfft zu Usingen in der Nassauischen Deputiertenkammer 1845 beriefen sich die Espaer ausdrücklich. Senfft hatte den Hauptgrund der Espaer Auswanderung in den trostlosen Vermögensverhältnissen der Bewohner, in dem Fehlen einer Dorfalmende der Verschuldung, dem größtenteils aus Domänenpachtgut bestehenden Ackerland, der Erhebung von jährlich 7½ Sempel Staats-, Gemeinde- und Kirchensteuern gesucht. Früher bereits war die Gemeinde Espa bei der Generaldomäneninspektion um Vorkauf und Streuland in den nahen Domänenwaldungen eingekommen.

Die Gemeinde sah in dem Verteilen des Grundbesitzes zu gleichen Teilen die beste Gelegenheit, für tätige, fleißige Arbeiter ohne Besitz zu Eigentum zu kommen, den Familien ein sicheres Einkommen zu verschaffen und dadurch Anhänglichkeit an die Heimat zu erzeugen, das Auswandern sei zu Espa angegangen und liege in den schlechten Vermögensverhältnissen. Nochmals ward der Ankauf und die Aufteilung des Cleeber Hofes empfohlen. Was aus der Sache ward, ist unbekannt.

Nassau regelte das Auswandern für das Land dahin, daß sechs Wochen nach dem ersten Erscheinen der Bekanntmachung einer beabsichtigten Auswanderung in öffentlichen Blättern den Nachsuchenden der Entlassungsschein von dem Kreisamt erteilt und alle Ansprüche ernstlicher Art an den Auswandernden für erloschen erklärt wurden. Der Verein zum Schutz deutscher Auswanderer in Texas änderte mit Genehmigung des Nassauischen Staatsministeriums des Innern vom 7. September 1850 seine Satzungen ab. (Intelligenzblatt vom 12. Oktober 1850 Nr. 41, Beilage.) Die Auswanderungen gingen damals vielfach über Antwerpen und Havre (1850). Am 7. Oktober 1850 machte das Komitee des Vereins zum Schutz deutscher Auswanderer in Texas zu Wiesbaden auf das Dekret des kgl. Ministeriums des Innern vom 7. September 1850 und die Nachträge zu den Statuten des Vereins zum Schutz deutscher Auswanderer in Texas vom 23. Juli 1847 aufmerksam. Das Nassauische Staatsministerium zu Wiesbaden erteilte seit Januar 1850 die Erlaubnis zum gewerbmäßigen Betrieb der Vermittelung des Transports von Auswanderern unter den in der Verordnung vom 31. Januar 1849 enthaltenen Bestimmungen an gut beleumundete. Das allgemeine Nassauische Intelligenzblatt brachte seit 1850 die Auswanderungsanzeigen gemäß der Nassauischen Verordnung vom 24. März 1849. Die Auswanderer mußten künftig einen Entlassungsschein vor dem Auswandern besitzen. Die Haftbarkeit für Verpflichtungen gegen Gläubiger erforderte das. Es entstanden Auswanderungsgesellschaften mit festen Preisen. Die „Union“ mit den Schiffen der Black star Compagny zu Newyork nahm als Überfahrtspreis von Mainz oder Biebrich bis Newyork für Erwachsene 68, für Kinder unter 12 Jahren 51 Gl., stellte den vorgeschriebenen Seeprovisant an Schiffsbrot, Reis, Mehl, 12 Pfund Fleisch, freies Logis zu Liverpool in eigenem deutschem Gasthaus, es waren frei zwei Zentner Gepäck für Erwachsene und ein Zentner für ein Kind (1850).

Zur Lebensbeschreibung des Johannes Bückler, genannt Schinderhans.

Von Archivar a. D. F. W. E. Noth.

Bekanntlich weilte Schinderhans viel auf der Hahnenmühle bei Schloßborn, aber auch die Fuchsenmühle, Festricher Gemarkung, ward von ihm vielfach heimgesucht. Beide Mühlen lagen auf der Nassau-Jösteiner und Kurmainzer Grenze und boten durch ihre Lage Sicherheit, indem dort ein von der Behörde Verfolgter längere Zeit sicher war, da den nachziehenden Landjägern das Überkreiten der Grenze untersagt war, wenn ein Verdächtiger sich entfernt hatte. Bis die Nachbarbehörde schriftlich zur Verfolgung auf dem Amtswege ausgeben war, verging immerhin noch einige Zeit. Auf der Hahnenmühle wohnte Bücklers Geliebte, Julie, welche er gerne für seine Frau ausgab. Schinderhans bezahlte dem Müller Konrad Sparwasser ein Kostgeld für Wohnung und Unterhalt derselben. Sparwasser machte sich bei den Untersuchungsrichtern als Mitwisser und Fehler verdächtig, aber eine direkte Mittäterschaft ließ sich nicht nachweisen, da der Mann offenbar aus Furcht vor Bückler und dessen Genossen, des Franz Krämer, genannt Zahnfranz, der Sparwasser nicht leiden konnte, des Friedrich Knopf, genannt Fusarenfris, und des Johann Jadel oder Jodel, genannt der scheele Hannes litt und aus Angst schwieg. Deshalb erfolgte auch richterlicher Freispruch, da offenbar Befangenheit vorlag. Auch der sogenannte Bургbäder Peter Kilb, privilegierter Bäder und Apfelweinwirt mit Branntweinausschank und Verkauf desselben zu Schloßborn, ward als Fehler und Mitwisser zwar angeklagt, aber ebenfalls freigesprochen, da Schinderhans in der Wirtschaft nur als Gast verkehrte und alles an Speisen und Getränken bar bezahlte. In den letzten Monaten des Jahres 1800 hielt sich Schinderhans mit der Julie und seinem Kind 7 bis 8 Wochen lang ununterbrochen auf der Hahnenmühle auf, bezahlte die verabreichten Lebensmittel bar, trug solche aus näheren und entlegeneren Orten zusammen und schaffte Wildbret in die Küche, wie er solches in den benachbarten nassauischen Wäldern erlegt hatte. Er kaufte auch ein Schwein zu Hestrich. Dasselbe ward auf der Mühle geschlachtet und von besuchenden Freunden des Schinderhans verzehrt. In der Neujahrsnacht von 1800 zu 1801 überschritt Schinderhans mit drei Genossen von der Hahnenmühle aus den zugefrorenen Weiher bei Schloßborn, brach auf dem Eise ein und begab sich in die Wirtschaft des Bургbäders Peter Kilb zum Trocknen der Schuhe und Kleider sowie Wärmen. Die nahe Burg, das Renthäus oder Schloß zu Schloßborn lag dem Bургbäder gegenüber und hatte der Wirtschaft den Namen verliehen im Gegensatz zu der zweiten privilegierten Schloßborner Bäderei des Philipp Kilb auf der Festricher Straße.

Die Burg gehörte später dem Peter Mohr. Der Bургbäder bezahlte an Gewerbesteuer 4 Gulden 12 Albus jährlich. Das Haus war das letzte, grenzte an Wiesen und Gärten und war jeder alsbald bei nahender Gefahr rasch im Freien, was für Schinderhans die Veranlassung war, gerade diese Wirtschaft aufzusuchen. Des Schinderhans Genossen waren damals von der Neujahrsnacht und dem reichlich genossenen Branntwein in ausgelassener Stimmung und wäre es beinahe wegen eines Mädchens zu Tötlichkeiten mit Schloßborner Burschen gekommen, wenn nicht Schinderhans den Übermütigsten seiner Genossen niedergeschlagen hätte, worauf es Ruhe gab. Er selbst spielte mit zwei mitgebrachten kleinen Hunden, ließ dieselben ein paar Karolinstüde apportieren und einen seiner Genossen, als es zum Bezahlen von 3½ Schoppen Branntwein, einiger Weide und eines Tellers rohen Sauertrauts an kleinem Geld fehlte, auch der Bургbäder nicht herausgeben konnte, Silbergeld bei Melchior Frankenbach holen, worauf Schinderhans mit seinen Genossen zu Rathäus Dorn sich begab. Auch der Schultheiß von Schloßborn hatte den Schinderhans als einen der Gäste erkannt. Die Genossen redeten den Schinderhans als „Bruder Hannes“ an. Weitere Besuche der Bургbäderei sind in den Akten nicht bekannt, aber vorauszusetzen. Dieser Bургbäder Peter Kilb ward nun von dem Zahnfranz beschuldigt, er habe von Schinderhans Geld, welches derselbe mit Wildbrethandel und Krämerei von der Hahnenmühle aus „ehrllich“ verdiente, zum Aufheben erhalten, aber noch im Besitz. Kilb habe den Fehler und Mitwisser gespielt und halte das Geld zurück. Kilb ward im Mai 1802 gefangen nach Mainz gebracht, aber entlassen, da man demselben den Besitz des Geldes so wenig als die Fehlerei und Mitwisserei von dem „ehrllichen“ Handel nachweisen konnte und Schinderhans so ehrllich war, zu erklären, er habe mit Kilb nie in Verbindung gestanden und wisse nichts von derartigem Geld. Schultheiß N.

zu Schloßborn hatte im Auftrag des Eppsteiner Kellers auf Geheiß der französischen Untersuchungskommission zu Mainz, während Kilb in Untersuchungshaft saß und Frau Kilb mit ihren Kindern allein zu Hause war, im Juni 1802 eine peinliche Hausdurchsuchung eingeleitet, die sich auf bares Geld und Papierassignaten erstreckte, aber vollständig ergebnislos verlief. Kilb ward nun freigelassen. Das Konzept der Hausdurchsuchungsverhandlung mit zwei beiliegenden rohen Bleistiftzeichnungen ist noch vorhanden. Die Stelle für den Monatsstag der Verhandlung blieb unausgefüllt. Für Einrichtung von Wirtschaften damaliger Zeit enthält das Aktenstück wertvolle Angaben. Das Haus des Bургbäders Peter Kilb enthielt unten das Wirtszimmer, wie heute noch, links des Eingangs und rechts den Laden für Brot- und Mehl-Verkauf. Darüber befand sich ein geräumiger Tanzsaal mit Orchester. Das Haus bestand 1802 aus dem jetzigen Haus der Christian Kilb Witwe und dem Nachbarhaus des Peter Mohr. Daß beide Häuser ehemals ein Ganzes bildeten, beweist ein durch beide Häuser durchgehender eisener Durchzugsbalken als Träger des Gebälks des Tanzsaals. In dem Wirtszimmer ebener Erde befand sich nichts als ein geringer Ausschank mit einem Steintrog zum Apfelweinausschank, einige Gläser und Henkeltrüge, Branntweingläser, Hohlmaße für Ausmessen von Apfelwein und Branntwein über die Straße. Mehrere Wiber an den Wänden mit Holzrahmen und Glas wurden wie auch die Röhre des mächtigen Kachelofens zwar untersucht, selbst der Aufsatz des Kachelofens abgenommen. Der Saal im Obergeschoß besaß nur ein Fenster nach der Straße und eins auf die Wiesen und Gärten. Diese Fenster hatten innen Holzläden mit eisernen Vorlagestangen. An einem der Fenster stand ein Eichentisch mit Holzplatte und gedrehten Füßen, offenbar ein sogenannter Bauernstisch, mit Schubfach, das wie auch der Raum unter der Holzplatte untersucht ward. An der Wand befand sich eine Holzbank ohne Lehne oder eine „schlechte Bank“ mit gedrehten Füßen, festgemacht. An dem mächtigen Kachelofen mit einer Wärmelachsel und verchließbarem Türchen stand eine „gute Bank“ mit gedrehten Füßen. Der Ofen ward ganz abgelegt und untersucht, selbst die Tonzfliesen unter dem Esengestell mit Füßen, worauf der Ofen ruhte, entfernt. Zwischen Ofen und Fenster befand sich an der Wand festgemacht ein dreiteiliges Holzgestell mit Zapfen zum Aufhängen von Hüten und Kleidern und einer Leiste, woran 15 Henkeltrüge in Steingut und Dedeln in zweierlei Formen hingen. Da die Rückwand dieses Gestells verdächtig war, ward solche entfernt. Diese lausiche Ecke scheint der Aufenthalt der Alten und Zuschauer beim Tanz gewesen zu sein und bot allerdings ein zum Überblick des Saals geeignetes ruhiges Plätzchen. Neben dem Kachelofen hing ein kleines Gestell für Tonzpfeifen mit langen Röhren zum Rauchen sowie eine Schwarzwalderuhr mit Gewicht. Auch das Uhrgehäuse ward untersucht. Gleiches Schicksal hatte das Holzgetäfel unter den vier Fenstern des Saals. Den Stubenboden aufzuheben, vergaßen die Bericht-erstatte des Schultheiß und Keller, wie eine andere Hand am Rande des Schriftstücks rügte. Offenlich war das dort gesuchte Geld nicht vorhanden. Der Mittelraum des Tanzsaals enthielt an der Wand das Orchester oder den „Musikantenstand“ mit zwei Tritten Erhöhung zum Aufsteigen. Hier ward der Bretterboden entfernt. Ein tannener, weiß gestrichener Schrank enthielt alte geschriebene Musiknotenbücher, eine zerbrochene Flöte und eine Violine ohne Saiten. An dem letzten Fenster neben dem Eingang befanden sich wiederum ein Tisch mit Schubfach, eine „schlechte“ Bank, mithin ohne Lehne, ein leber-überzogener Altensessel mit Baden und geschweiften Füßen, zwei geschnitzte Bauernstühle mit gedrehten Füßen, eine Standuhr mit Kasten bis an die Decke, mehrere Holzapfen in dem Holzgetäfel zum Aufhängen von Hüten und Kleidern, ein Wandkästchen mit einem Kartenspiel, ein Dambrettspiel an einem Zapfen hängend. Es scheint, daß diese Ecke für die ankommenden Nichttänzer bestimmt war. Das angrenzende „Musikantengemach“ enthielt zwei große Betten, in denen auch nichts Verdächtiges zu finden war. Die Türe war mit Stoff überzogen. Derselbe ward entfernt, ohne darunter etwas zu finden. Hinter der Wirtstube befand sich ein Schlafgemach mit Himmelbett, ein Stollenischrank und eine Truhe. Der Schrank ward vollständig auseinandergenommen, auch die Schubladen unterhalb des Bettgestells genau nachgesehen, der Vorhang entfernt und der Austritt zum Bett untersucht. Im Dachstod waren noch zwei Schlafzimmer, deren eins den „fahrenden Burschen“ diente. Der Rest des Bodens war gebielt und diente zum Fruchtaufschütten. Hier wurden die Dielen ebenfalls ergebnislos aufgehoben. Das ganze Haus bot nichts Verdächtiges. Die Untersuchung war mithin ergebnislos und die 45 Gulden 6½ Albus Kosten für Beamte und Handwerker, auch mehrere beschädigte und zerbrochene Sachen fielen der Gerichtskasse zur Last.

Altnassauer Allerlei.

J. B. Die Russen in Eppstein 1813 und 1814. Unterm 3. Mai 1820 schreibt Schultheiß Gruy zu Eppstein an das herzogliche Amt in Königstein: Das Gesuch des Johann Baptist Nathan zu Eppstein um Befriedigung der gelieferten Bedürfnisse an die russischen Truppen 1813 und 1814 nach seinen schon mehrfach eingegebenen Rechnungen zu 160 Gulden und 2 Kreuzern. Joh. Baptist Nathan hat nämlich 1813 und 14 die in seiner Rechnung verzeichneten Bedürfnisse an Viktualien, welche teils in das russische Lager außerhalb Eppsteins, teils an die hier einquartierten Generale zu Bedürfnissen ihrer Tafel auf Requisition derselben haben abgegeben werden müssen, auf Geheiß des Ortsvorstandes geliefert im Betrage von oben genannter Summe. Auch ist die Rechnung wegen ihrer Richtigkeit vom Ortsvorstand und mehreren Ortsbürgern unterschrieben worden, worauf genannter Nathan auch schon 100 Gulden auf Abschlag erhalten hat. — Auch hat damals Johann Baptist Nathan bei den so nahe bei Eppstein bivakierenden Kosaken, wohl 1500 Mann an der Zahl, und ihren Pferden sein vorzügliches Bauholz, welches von ihnen in einer Nacht verbrannt worden ist, geliefert; auch hat er großen Verlust an Heu erlitten, ebenso noch andre Bürger, wobei auch viele Bürger nach russischer Manier gestochen und geschlagen worden sind und die Knute empfunden haben, so wäre zu wünschen, daß Joh. Baptist Nathan, wie auch andre Bürger, Zahlung erhielten und für das mit Gewalt genommene Gut entschädigt würden. — Gleichzeitig meldet der Schultheiß dem Amte, daß Ludwig Rübsamen im Jahre 1813 und 1814 an die hier eingetroffenen russischen Kommandos und Ordonnanzen, welche Lebensmittel und Fourage in die auswärtigen Lager bei Widen, Massenheim, Dellenheim, Wallau und Nordenstadt requiriert haben, geliefert hat:

8 Sack à 1 Gulden	fl.	8 Kr.	—
6 Hühner à 1 Gulden	"	6	"
4 Hühne à 1 Gulden	"	4	"
8 Sack à 1 Gulden	"	8	"
1 Faß zum Fleischsalzen	"	3	20
1 Pechfaß zum Wagenschmieren	"	"	26
10 Zentner Heu	"	27	30
8 Steden Holz ins Lager bei Eppstein	"	88	"
2 Zugstränge	"	"	36
2 Simmern Kartoffeln	"	"	20

Sa. fl. 146 Kr. 12

Die herzogliche Landesregierung erkannte beide Forderungen an und zahlte den Lieferanten die Beträge aus.

J. B. Wunderbarer Kirchturmeinsturz in Herborn, 1787. Bereits vor mehreren Jahren, so berichtet die Chronik von Herborn, betam der hohe Turm der obersten Pfarrkirche daselbst so gefährliche Risse im Mauerwerk, daß man das Geläute der Glocken einstellen mußte. Im Jahre 1785 suchte man diese Schäden zu heilen. Unter Aufwand großer Kosten brachte man neues Gebälk in den Turm und verband die Mauern durch eiserne Schließen. Die Risse wurden mit Speis ausgefüllt, und die Glocken konnten nun wieder geläutet werden. Aber trotzdem man die Reparatur recht sorgfältig ausgeführt hatte, erwies sie sich als nicht haltbar. Schon im nächsten Frühjahr zerbrachen die eiserne Schließen, und die alten Risse zeigten sich von neuem. Im August waren die Öffnungen so groß, daß das Konfistorium, das Stadtgericht und die eingepfarrten Dorfschaften beschloßen, dem Einsturz des geborstenen Turmes durch einen beschleunigten Abbruch zuvorzukommen und dabei die zwei schönen Glocken zu retten. Es wurde ein Afford zu 300 Gulden abgeschlossen. Der Unternehmer hatte dafür das Dachwerk abzubauen, die Mauern niederzulegen und die Glocken herabzuholen. Am 3. Dezember abends waren die Arbeiter mit dem Abbruch des Dachwerks bis auf die Mauern glücklich fertig geworden. Den folgenden Tag sollten die beiden großen Glocken heruntergelassen werden, wozu 30 Personen als Helfer bestellt worden waren. Am Abend vorher hatten aber Arbeitsleute bereits ein verdächtiges Knistern im Mauerwerk des Turmes gehört. Trotzdem erschienen die Leute am 4. Dezember, morgens um 4 Uhr schon. Sonst pflegten sie bei der Arbeit oben auf dem Turm einen Schnaps zu trinken. Diesmal tranken sie ihn unten in der Stadt, bevor sie an die Arbeit gingen. Und das war ihr Glück! Eine Viertelstunde nach vier Uhr löste sich das Mauerwerk und der stolze Kirchturm stürzte in sich zusammen. Die eine Glocke blieb unbeschädigt; an der andern brach das Gehänge ab. Von Menschen wurde niemand beschädigt. Wegen dieser göttlichen Gnadenbezeugung zur Erhaltung so vieler Mitbürger fand am 5. Dezember ein öffentlicher Dankgottesdienst statt.

J. B. Der Postraub in Würges. Über den uns von unserm landsmännischen Schriftsteller Ottokar Schupp ausführlich geschilderten Postraub zu Würges brachten die Tagesblätter damaliger Zeit folgenden Bericht. Zu Würges, im gemeinschaftlichen Amte Camberg, hat sich in der Nacht vom 10. Januar 1801 eine Raubgeschichte zugetragen, die um ihrer Wertwürdigkeit willen verdient, öffentlich bekannt gemacht zu werden. An gedachtem Termin, nachts zwischen 11 und 12 Uhr, drang eine Räuberbande von etwa 20 Mann in den genannten Ort mit fürchterlichem Geschrei ein und besetzte das Haus des Posthalters Oberst. Während ein Teil der Horde beständig aus kleinem Gewehr auf die Zugänge und Straßen scharf feuerte, erbrach ein anderer die Haustür, ergriff, band und mißhandelte den Posthalter und zwei seiner Knechte. Schränke, Türen und Kommoden wurden hierauf zerschlagen, und da das Gefundene, besonders der Geldvorrat, den Erwartungen der Räuber nicht entsprach, wurde der Posthalter samt seinen Knechten von neuem durch viele Tritte und Schläge, ja durch einen Dolchstich übel zugerichtet. Die Unmenschen bestanden nicht nur darauf, daß der Mann mehr Geld herbeischaffen, sondern auch den Zufluchtsort seiner Frau angeben sollte. Diese hatte sich inzwischen durch einen Sprung aus dem 2. Stock des Hauses glücklich gerettet, aber bei dem weiteren Verstecken in der Scheune einen so unglücklichen Fall getah, daß man ihre Wege lange in Sorgen war. Eine dritte Knecht war durch Verfrachten unters Bett glücklich davongekommen. Bis dahin war der verworfene Bande ihr Vorhaben gelungen. Das beständige scharfe Feuern und das französische Kommandieren des einen Anführers außer dem Hause hatte dem andern mit seinen Leuten im Hause zur Ausführung ihres Vorhabens Ruhe verschafft und die übrigen Einwohner zu Würges in den Wahn versetzt, als wäre nicht eine Räuberhorde, sondern ein militärisches Korps in der Ausplünderung des Posthalters begriffen. Zum Glück widerlegte sich dieser Irrtum noch. Es wurde mit der Glode gestürmt, die Einwohner rüsteten sich zum förmlichen Angriff, und einer derselben feuerte auf die Räuber, welche nun, ihrer Zahl und eigenen guten Bewaffnung ungeachtet, die Flucht ergriffen und mit ihrem Raube sich begnügten. Wahrscheinlich wurde den Geplünderten nur durch diese Vorboten mutiger Gegenwehr das Leben und der übrige Teil ihrer Habe gerettet. Es kann daher unsern Mitbürgern bei etwaigen wiederholten Angriffen ein herzhafter Widerstand gegen die an sich mutlosen und schon durch die Vorwürfe ihres Gewissens ängstlichen Räuberbanden nicht genugsam empfohlen werden.

Inhalts-Verzeichnis.

- Ablösung der Seelenberger Gerechtsame. S. 3.
- Auswanderelend im Obertaunuskreis 1820 bis 1849. S. 21.
- Bücherschau. S. 4, 16.
- Der frühere Flachs- und Hansbau auf dem Westerwalde. S. 19.
- Der Postraub in Würges. S. 24.
- Die älteren Schulverhältnisse des Dorfes Kloppenheim. S. 14.
- Die „Brabänder“ im alten Oberursel. S. 12.
- Die Regelung der Kurmainzer Schulden. S. 3.
- Die Russen auf dem Rückzuge 1815. S. 16.
- Die Russen in Eppstein 1813 und 1814. S. 24.
- Eigenhändiges Schreiben der Herzogin Anna von Braunschweig usw. S. 8.
- Ein gemeinsamer Stammvater fast aller regierenden bzw. entthronten europäischen Fürsten. S. 17.
- Ein Kunstmaler aus Schönbach 1505. S. 20.
- Eppstein vor zweihundert Jahren. S. 17.
- Frühlingsfeier auf der Burg Hattstein i. T. S. 4.
- Fürstlicher Erlaß zur Verhütung von Krankheitseinschleppung. S. 8.
- In der Küche und an der Tafel des Prinzen von Dranien 1567. S. 16.
- Johann Anton Graf zu Leiningen-Westerburg-Schadec (1655 bis 1698). S. 11.
- Seltene Stüde. S. 4.
- Seltene Erscheinung an der Lahn in alter Zeit. S. 12, 16.
- Sterbensläufe zu Frankfurt am Main in alter Zeit. S. 7.
- Sonntagsfeier in Nassau-Dranien. S. 19.
- Feuerungszeiten im alten Frankfurt. S. 19.
- Verfügung des fürstlichen Hofgerichts zu Wiesbaden, die jogen. Freischupper des Landes zu verweisen. S. 12.
- Waisenhaus und Waisenpflege zu Wiesbaden 1721—1804. S. 1, 5, 9, 13.
- Wie der Pfarrer von Driedorf seine Bauern vom Aberglauben heilte, Anno 1781. S. 20.
- Wunderbarer Kirchturmeinsturz in Herborn, 1787. S. 24.
- Zur Lebensbeschreibung des Johannes Büdler, genannt Schinderhans. S. 23.

Der Landbote.

Volkstümliche Freibeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 1.

— Erscheint allmonatlich. —

1920.



Spruch.

Die Nationen müssen einander als Führer dienen, und alle täten unrecht, wollten sie sich des Wissens berauben, das sie sich gegenseitig leihen können. Es liegt etwas sehr Eigentümliches in dem Unterschiede eines Volkes von einem andern: das Klima, das Aussehen der Natur, die Sprache, die Regierungsform, besonders aber die Ereignisse der Geschichte, einer Macht, die weit außerordentlicher ist als alle übrigen, tragen zu diesen Unterschieden bei, und kein Mensch, so geistesgewaltig er auch sei, kann erraten, was sich auf natürliche Weise im Geiste dessen entwickelt, der auf einem andern Boden lebt und eine andere Luft atmet.

Frau v. Stahl („Über Deutschland“).

Sein eigener Herr.

Stizze aus dem Leben von Wilhelm Schoof, Hersfeld.

Die Badefaison neigte sich ihrem Ende zu. — Ein schneibender Oktoberwind segte durch die ersterbende Natur... Die Wipfel der knorrigen Bäume rauschten tiefmelancholische Weisen und streckten ihre entlaubten Zweige gen Himmel wie erstarrte Leichen... Verblühte Blätter raschelten und tanzten am Boden hin... Die ersten Silberfäden irrten planlos von Strauch zu Strauch...

Trostlos... Alles sah ringsher... Eine müde Stimmung, die Sehnsucht im Herzen nach Frieden weckt...

Die Kurkapelle hatte ihr letztes Konzert gegeben. Die Badegäste hatten sich in alle Himmelsrichtungen zerstreut. Nur hier und da noch einige fremde Uniformen, rauschende, blendende Toiletten... Überall dieselbe wehmütige, müde Stimmung, die uns nach einer reichlich durchkosteten, flüchtigen Stunde beschleicht, ohne daß wir wissen, was uns die Zukunft für Stunden bringen mag.

Durch die Kuranlagen schlenderte langsam einer der letzten Gäste, ein junger Mann von stattlicher Erscheinung und ausgefuchter feiner Kleidung. Er mochte seinem Aussehen nach für dreißig gelten. Er schien nicht viel mehr vom Leben zu erwarten. Wenigstens lag in seinen Mienen der Ausdruck einer müden Anspannung und ausgeprägten Langeweile, wie in denen eines Menschen, der das Leben und seine vergänglichen Freuden in vollen Zügen genossen hat.

Wie gleichgültig ihm alles zu sein schien. Pfeisend umwehte die kalte Herbstluft seine Stirn... Eine Krähe flog krächzend, von seinen Schritten aufgeschreckt, davon... Mechanisch drang ihm das Knirschen vereinzelter Equipagen auf dem weichen Kiesande der Promenade ans Ohr... Er bemerkte nicht, wie ihn zuweisen die Vorüberfahrenden aufmerksam betrachteten.

In resignierter Teilnahmslosigkeit ließ er sich auf einer nahegelegenen Bank nieder. Ihn kümmerte nichts, was um ihn vor sich ging. Wieder einmal plagte ihn die entsehlige, dumpfe Langeweile, die ihn schon so oft im Leben verfolgt und grausame Stunden hatte durchleben lassen... Diese peinliche Stille um ihn her quälte ihn... Zerstreuung mußte er haben, Zerstreuung, um aus diesem elenden Zustand herauszukommen... Wie sollte er sie finden? Kein Stimmengeschwirr... Keine Fußgänger... Keine interessanten Damenercheinungen... Keine Konzertsänge, kein Gläserklirren und Tellerklirren... Kein Fächerrauschen, Komplimentetauschen... Keine Walzerweisen im taghell erleuchteten Kurpaal...

Eine furchtbare Qual, dieses graue Erdbetrübnis, das ihn nur schon seit mehreren Tagen verfolgte. Wo war seine Welt?... Verrauscht, vorbei, wie ein kurzer, unbefriedi-

gender Traum... Nun stand er einsam da, verlassen von all dem Glanz, der ihn umgeben hatte. Ja, jetzt empfand er so recht die tiefe Einsamkeit um sich her, die ganze Ede und Leere in seinem Herzen... Wieder einmal überkam ihn die völlige Nichtbefriedigung seines bisherigen Lebens... Was hatte er denn vom Leben? Nichts, gar nichts... Eine niedrige Stille, ein ewiger Taumel von Genuß zu Genuß, ein ewiges Hasten und Jagen von Vergnügen zu Vergnügen... Das war seine Welt, in der er sich wohlgeföhlt hatte. Wie sel sie ihm jetzt mit einem Male erschien... Wie drängte es ihn mit einem Male heraus aus diesem eintönigen Treiben, diesem tatenlosen Leben ohne Zweck und Ziel... Wie sehnte er sich nach einem Betätigungsdrang seiner brachliegenden Kräfte... Wie kam er sich so unendlich arm vor. Und doch, konnte er nicht ebenso reich wie andere Leute sein, wie seine Universitätsfreunde beispielsweise, die längst in Amt und Würden standen? Mühten sie nicht im Stillen mit Verachtung auf ein solches Leben herabschauen? Wie glücklich hatten sie doch den Ernst des Lebens mit ungebundenem Jugendfrohsinn zu vereinen gewußt! Und er, was hatte er von seinen Studienjahren gehabt? Hatte er jemals zu arbeiten brauchen? Hatte man ihn jemals dazu angetrieben? Weshalb auch? Weshalb sollte er arbeiten? Warum nicht erst die goldene Jugendzeit genießen, hatte er sich immer wieder gesagt, während seine Freunde arbeiteten. War er nicht sein eigener Herr auf der Welt? Hatten ihm seine Eltern nicht ein glanzvolles Vermögen hinterlassen, von dem er sein ganzes Leben lang in Überfluß zehren konnte, ohne sich durch sklavische Arbeit ein paar klägliche Groschen zu verdienen?

Abgesehen, hatten ihm seine Verbindungspflichten nicht genug Mühe gemacht? Hatte er nicht mit Leib und Seele dafür gelebt, nicht Gut und Blut dafür geopfert? Hatte er sich nicht hohes Ansehen in der ganzen Studentenschaft erworben? Stand er nicht noch heute hoch und geehrt wie ein Halbgott da? Galt er nicht in Gesellschaftskreisen als geistreicher, unterhaltender junger Mann, nicht als weise, geschätzte Persönlichkeit der Damenwelt? Wußte er sich nicht die Herzen aller jungen Damen und Vadsische im Fluge zu erobern?... War er nicht eine gern gesehene Erscheinung in allen Ball- und Vergnügungsräumen? Wurde er nicht für die Winterabende mit ehrenvollen Einladungen förmlich überschüttet?...

Und trotzdem... heute kam es ihm immer mehr zum Bewußtsein, daß sein ganzes bisheriges Leben nichts als blendender Schein gewesen, der ihn arg um sein Herzensglück betrogen hatte, daß es nichts als eine angenehme Selbsttäuschung, nichts als buntes Glitterwerk gewesen... Immer mehr wurde ihm klar, daß er nichts, gar nichts bisher im Leben geleistet hatte, daß er seine Jugendzeit verbummelt in süßem Nichtstun...

Was würde er jetzt darum geben, hätte er nur einmal die süßen Geheimnisse angestrengter Arbeit kennen gelernt! Welch hohe Befriedigung mußte es wohl gewähren, nach ernster Arbeit das Examen ehrenvoll bestanden zu haben und eine Stellung im Staate bekleiden zu dürfen, die ein ganzes Leben ausfüllt. Hätte er nur einmal so gearbeitet wie seine Freunde, die längst einen angesehenen Beruf hatten und, hochgeachtet von ihren Untergebenen, lebten... Zwar hätte er immer die Absicht gehabt, wenn er die Freuden des Studentenlebens zur Genüge gelosset hätte, sich in aller Stille zum Examen vorzubereiten, nicht des späteren Gewerbes wegen — er hatte reichlich ohne das zu leben — sondern um, wie seine Freunde, eine angesehene und geachtete Lebensstellung einnehmen zu können... An Begabung und

Interesse hatte es ihm gewiß nicht gefehlt; besaß er doch im stillen eine tiefe Neigung für alles, was schön und wahr ist... Aber dann kam immer, wenn er einmal einen ernstlichen Anlauf zur Arbeit nehmen wollte, ein so unerklärlicher Widerwille mit einer so zwingenden Übermacht, daß er die Feder beiseite werfen mußte und alsbald seinen vier Wänden entfloß, um sich anderwärts Zerstreuung zu schaffen... Aber Interesse hatte er gehabt, nur... O, er hätte manchmal ausschreien mögen vor Verzweiflung...

So vertröstete er sich von einem Tag zum andern, immer weiter, bis er endlich einsah, daß es nicht ging, und er seinen Studien auf immer Lebewohl sagte... O, er brauchte ja nicht zu arbeiten, wenn er nicht wollte! Er würde sich schon sein Leben so angenehm wie möglich gestalten... Im Frühling auf Reisen, im Sommer im Bade, im Winter in der Hauptstadt...

Aber heute, nachdem er diesen Lebensplan etwa ein Jahr lang im umfassendsten Sinne durchgeführt hatte, warum fühlte er dennoch eine so tiefe Nichtbefriedigung, eine solche Ode und Leere in seinem Herzen, wie er sie noch nie zuvor gekannt hatte?...

Waren ihm doch alle irdischen Freuden, die es nach seiner Ansicht geben konnte, vergönnt. Konnte ihm doch sein Geld einen jeden Herzenswunsch erfüllen. Was wünschte er mehr? Warum fühlte er sich trotzdem nicht befriedigt? Deshalb sehnte er sich plötzlich heraus aus diesem süßen Nichtstun, aus dem ganzen bisherigen Treiben und Leben? Warum ekelte es ihn förmlich an, empfand er einen so großen Abscheu davor? Hatte er sich doch selbst diesen Lebensplan so zusammengestellt. War er doch sein eigener Herr, unabhängig von allem slavischen Gehorsam... Nun fühlte er sich doch nicht glücklich, sehnte er sich nach einem neuen Glück, das ihn mehr befriedigen sollte, das ihm seine quälende Langweile, seinen nagenden Hunger nach einem bestimmten Etwas stillen sollte... Nun drängte es ihn mit einem Male so ungestüm nach Hause, zurück in seine stille, verlassenene Wohnung, die er über ein Jahr lang nicht wiedergesehen hatte, sie kam ihm jetzt so heimlich, so traulich, so ganz anders als früher vor, als ob er dort das neue Glück finden müßte.

Und mit einem Freudenstöße sprang er auf von der Bank. Jetzt hatte er's. Hinweg von hier noch heute, sobald wie möglich. Hinweg aus diesem Strudel gähnender Langweile, zurück in seine längst verlassen, heimliche Wohnung, zu seinem Glück, das ihn so sehnsüchtig erwartete... Ja, jetzt hatte er's endlich gefunden, sein langersehntes Glück, nach dem er so lange, lange gesucht, in allen Ländern, an allen Plätzen, überall vergeblich, ohne zu ahnen, daß er es daheim in seiner stillen Wohnung eingeschlossen hatte: Schaffen wollte er, schaffen, etwas leisten, irgend etwas, etwas Großes aber, etwas Niedergewesenes, das ihn mit einem Schläge berühmt machen sollte...

Dann würde er befriedigt, glücklich werden, die Langweile ihn nicht mehr quälen und foltern... Nur hinweg von hier, hinweg aus diesem Nichtstun, dem ganzen bisherigen Leben, ein neues Leben beginnen, fern von allem Glitterstand und Truggold... Wie kam er sich plötzlich so reich, so beschenkt vor! Wie schön erschien ihm jetzt die Welt im Spiegel seines neuen Glückes, wie haßte, verabscheute er sein ganzes früheres Leben...

Noch war es nicht zu spät für ihn. Noch konnte er sich aufräumen aus dem Schmutz und Moder seines alten Lebens zu lichten, reinen Höhen, wo bessere Luft ihn umwehen und seinen Geist erquickten sollte... Nein, so tief war er noch nicht gesunken, das konnte nicht sein. Er spürte ja seine neuen Kräfte, er fühlte sein Blut wie heiliges Feuer ihn durchrieseln...

Zum ersten Mal in seinem Leben war er jetzt wirklich befriedigt. Das machte, weil er endlich sein spätes Glück gefunden hatte. O, wie glücklich wollte er werden! Nicht noch einmal sollte ihn das Scheinglück betäuschen... Er würde ihm schon zu entgehen wissen, rein Loden und Schmeicheln würde ihn wieder in seine Schlingen bekommen... Er hatte es gelobt und würde seinem Schwure treu bleiben... Das konnte er, das wollte er. War er doch sein eigener Herr!...

Wie langsam der Zug nur heute fuhr! Zwölf Stunden sollte er darin sitzen, bis er endlich sein ersehntes Ziel erreichen würde! Noch volle zehn Stunden also! Er hätte ausschreien mögen vor stürmender Sehnsucht. Wieder einmal ein verlorener Tag! Was konnte er tun dagegen? Mußte

er sich nicht seinem Schicksal fügen? Er war heute nicht sein eigener Herr... Nun, er würde die verlorene Zeit durch doppelten Fleiß wieder einbringen... Er fühlte sich ja jetzt so stark wie nie zuvor...

Wie viel tausend Pläne nicht vor seinem Auge auftauchten! Aber keiner wollte doch so recht greifbare Gestalt annehmen. Etwas Großes sollte es sein, etwas Niedergewesenes... Ein wissenschaftliches Werk, nein, dazu gehörten Vorkenntnisse... Eine politische Schrift, die war zu heikel für ihn. Er hatte sich ja nie um Politik gekümmert. Das Gebiet war ihm auch nicht vornehm genug... Wie viel Proletarier in seinen Augen arbeiteten an diesem Weg... Nein, Handwerker im blauen Kittel, mit denen durfte er nicht zusammengehen... Eine philosophische Arbeit vielleicht, das wäre nicht übel, „Psychologie des Glücks“, „Über die Unsterblichkeit der...“ Nein, das würde zu schwer für ihn sein, auch zu große Anstrengung und Weltkenntnis erfordern. Aber eine musikalische Komposition, etwas ganz Großartiges, à la Richard Wagner, das würde passen für ihn... Besaß er doch eine ausgeproben musikalische Begabung, spielte er doch in allen Gesellschaftskreisen...

Doch nein, jetzt fiel ihm etwas viel Besseres ein: Ein Drama, ein soziales Drama, ja, das würde viel mehr wirken... Ein „soziales Drama aus der Gegenwart“, mit politisch philosophischen Zeitgedanken... Welch eine großartige Bühnenwirkung das hervorrufen würde! Wie würde er da mit einem Schläge berühmt, genannt werden, in aller Munde leben... Ja, das war ein trefflicher Einfall. Gleich wollte er damit beginnen. Überschrift: „An der Wende des Jahrhunderts.“ Soziales Drama aus der Gegenwart in fünf Akten von... Erster Aufzug, erster Auftritt: Fabrikplatz, Feierabendstunde, Arbeiter im eifrigen Gespräch vorübergehend...

Doch nein, jetzt ging es nicht. Jetzt fehlte ihm die nötige Gemütsammlung... Erst mußte er zu Hause in seiner stillen Wohnung sein, dann würden ihm die Gedanken schon zufließen wie ein sprudelnder Silberquell... Er fühlte ja seine Triebkräfte, seinen immer stärker anwachsenden Schaffensdrang... Wäre er nur erst daheim, in seiner traulichen Wohnung! Wie entsetzlich diese langweilige, geisttötende Bahnfahrt! Mußten da nicht seine besten Gedanken im Entstehen wieder erstickt werden?... Welch goldene Worte und prächtige Bilder gerade jetzt seine Seele durchwogten! Wenn er sie nur erst auf dem Papier hätte! Aber er wußte ja nicht, in welchem Zusammenhang, in welchem Akt er sie bringen würde, erst mußte er doch den Anfang haben... Eine furchtbare Qual, diese Fahrt... Er hätte ausspringen mögen vor Verzweiflung. Wie sollte er sich retten aus dieser endlos langen Gefangenschaft? Sein eigener Herr wollte er sein! Und nun doch wieder diese graufame Langweile... Wie sollte er ihr enttrinnen? Noch acht qualvolle Stunden, bis er endlich frei war! Was sollte er so lange anfangen? Schlafen, nein, das durfte er nicht. Er konnte seine Zeit besser gebrauchen...

Doch jetzt hatte er einen guten Einfall. Er wollte einmal sehen, was er an interessanter Reiseliteratur mit sich führte. Vielleicht würde ihm ein gutes Buch neuen Stoff und Anregung zu seinem Plane bringen. Er mußte ja wohl schon eine ganz ansehnliche Bibliothek zusammen haben von seinen letzten Reisen und seinem langen Badeaufenthalt her... Alles, um die entsetzliche Langweile zu ertöten!... Also erstens: Paul Heyse: „Männertreu“... Nein, das war nicht pilant genug. Wildbrandt: „Die Rothenburger“, das war zu schwer, sich hineinzuversetzen... Hatte er es doch früher nach den ersten Seiten schon wieder aus der Hand gelegt... Aber Jola: „Rom“, das wäre etwas... Doch diese endlos vielen fremden Wörter und Naturschilderungen... Wenn er doch nur besser Französisch verstände! Doch hier war etwas Passendes: Tolstoi: „Die Kreutzerfsonate“, die mußte er lesen. Die mußte er unbedingt kennen lernen, schon seines Dramas wegen... Wie viel neue Anregung könnte sie ihm bringen!...

So, nun würde er alle Langweile los werden. Ein interessantes Buch, wenigstens nach den ersten Seiten zu urteilen... Aber es gab viel zu denken... War er doch ohnehin schon durch die lange Fahrt erschöpft. Ja, er merkte es immer mehr, er war sehr angegriffen... Ein wenig Ruhe dürfte ihm auf die mancherlei Anstrengung hin nichts schaden. Aber länger als eine Stunde Schlaf durfte er sich nicht gönnen. Es war ja noch heller Tag und jede Stunde war ihm jetzt kostbar. Er wollte ja arbeiten, schaffen, unermüdlich schaffen, bis er sein Ziel erreicht... (Schluß folgt.)

Der Wald im Volksleben und Volksglauben der Vorzeit und Gegenwart.

Von Rudolf Nies.

(3. Fortsetzung.)

II. Die Siedelungen im Waldgebiet.

Geben schon die Ortsnamen eine Vorstellung von dem großen Walddreikant Nassau in früherer Zeit, so würde eine geordnete Sammlung und Übersicht der nassauischen

Flurnamen

mit entsprechender Charakterisierung der Fluren das Bild des Waldbandes noch schärfer hervortreten lassen. Die Sammlung in dem Nassauischen Namenbuch von Rehrein kann hierbei nur als Notbehelf dienen, da sie nur die bloßen Namen und diese nicht einmal vollständig bietet und weder über die Lage und Bodengestalt, noch über die jetzige Kulturbeschaffenheit der einzelnen Gemarkungsteile Auskunft gibt. Trotzdem läßt auch sie schon manches Bemerkenswerte erkennen, denn schon die Namen an sich reden in vielen Fällen eine deutliche Sprache. Es sei deswegen noch kurz auf die Flurnamen eingegangen.

Noch häufiger wie bei den Ortsnamen tritt bei den Flurnamen die verschiedene Art der Bewaldung in den Bezeichnungen, die hierfür gebraucht werden, hervor. So finden sich bei den Flurnamen folgende Benennungen für Wald, die zum Teil einzeln (oft mit abweichender Schreibweise), dann aber auch in den verschiedenartigsten Zusammensetzungen, bald als Grund-, bald als Bestimmungswörter, auftreten: Behang, Brühl, Busch, Büsche, Did, (Didicht), Dorn (Dorngebüsch), Forst, Gebüsch, Geheg, Hag, Hahn, Hähnen, Hähnchen, Hain, Hainchen, Hamen (Waldgebiet oder gefällter Wald), Harbt, Hau, Hed, Heden, Hedelchen, Heeg, Holz, Hölzer, Horst oder Hooft, Loh, Püsch und Neupüsch, Rauschen (Buchegebüsch), Strauch, Struth und Struth, Wald, sowie die forsttechnischen Bezeichnungen Blöße, Lichtung, Schlag, Schneise, Stangen usw.

Auch die Mannigfaltigkeit der Baumarten, die in den Wäldern zu finden war, tritt in den Flurnamen hervor. Namen mit A horn, Birke, Breme (Dornbusch), Buche, Dorn (Schlehdorn), Eiche, Erle oder Eller, Esche oder Asch, Espe oder Asp, Fichte, Hase (Häsel oder Hessel), Heister, Hölzer oder Holder, Hülse oder Hülse, Linde, Nußbaum, Reitel (Buche), Tanne, Wachholder und Weide, sowie die damit verwandten Namen Hert (Eichert), Eder, Baum, Bäumen, Eichel usw. findet man in großer Zahl einzeln und in Zusammensetzungen. Ein Teil der Flurbezeichnungen, die Wald- oder Baumnamen entlehnt sind, entsprechen heute nicht mehr den Kulturverhältnissen; in vielen Fällen sind die Wälder verschwunden und Felder und Wiesen, Weiden und Acker an ihre Stelle getreten. Die Flurnamensammlung von Rehrein läßt diese Umwandlung in den meisten Fällen nicht erkennen; nur da, wo die verschiedenen Ausdrücke für Wald oder eine besondere Baumart in Verbindung mit Feldnamen wie Acker, Anwand, Anwänder, Bih, Driesch, Driescher, Feld, Flur, Garten, Gewann, Grund (meist Wiese), Land, Morgen, Pladen, Stück, Stücker, Wasem, Wies, Wiesen, Wingert treten, ist die Umwandlung von Waldgelände in anderes Kulturland mit ziemlicher Sicherheit zu vermuten. Es seien hier eine Anzahl Namen dieser Art genannt, deren Nachprüfung wir Ortskundigen überlassen müssen:

Eichenader	in der Gemarkung	Obergladbach.
Eichenader	" "	Wirges.
Holzader	" "	Rehe.
Büschader	" "	Offenbach bei Herborn.
Büschader	" "	Stephanshausen.
Altehadader	" "	Flammersbach.
Eichelsanwand	" "	Daubach.
Eichenbih	" "	Werth bei Wallmerod.
Hedenbih	" "	Oberhattert.
Hardmorgenbih	" "	Winnen.
Eicheldriesch	" "	Dachsenhausen.
Eicheldriesch	" "	Nastätten.
Erledriesch	" "	Oberhaid.
Eichdriesch	" "	Heiligenborn.
Alpendriescher	" "	Langenhain.
Erlendriescher	" "	Himmighofen.
Eckerau	" "	Weinbach.
Eichfeld	" "	Schweighausen.
Eichfeld	" "	Seelbach bei Nassau.

Eichfeld	in der Gemarkung	Espe.
Eichfeld	" "	Oberreifenberg.
Fichtenfeld	" "	Bierstadt.
Stodsfeldchen	" "	Hausen bei Usingen.
Eichenflur	" "	Nordhofen.
Birkenflürchen	" "	Freilingen.
Birkenflürchen	" "	Wölferlingen.
Birkenflürchen	" "	Hilgert.
Dornenfuhr	" "	Wingert.
Birkengarten	" "	Reichenberg.
Aspengewann	" "	Ruppertschhofen.
Bäumengewann	" "	Aulenhäusen.
Fichtengewann	" "	Bettendorf.
Fichtengewann	" "	Brandobersdorf.
Holzhub	" "	Alertchen.
Waldhub	" "	Kemmenau.
Waldhub	" "	Rehe.
Birkenland	" "	Giesenhäusen.
Bremenland	" "	Hundsangen.
Lindenmorgen	" "	Norken.
Hahnpladen	" "	Marzhäusen.
Eichenrain	" "	Breithardt.
Eichstüd	" "	Hof.
Eichstüd	" "	Bühl.
Eichstüd	" "	Sainerholz.
Holzstüd	" "	Höhn.
Hülststüd	" "	Sosienheim.
Eichenstücker	" "	Kemel.
Lindenstücker	" "	Frucht.
Nußbaumstücker	" "	Lipporn.
Hahnwasem	" "	Brandobersdorf.
Häselwasem	" "	Ernsthausen.
Strutwasem	" "	Häusen.
Strutwasem	" "	Weinbach.
Waldwasem	" "	Ranzbach.
Aspenwies	" "	Walderbach.
Aspenwies	" "	Görgehausen.
Buchhölzerwies.	" "	Grötel.
Eichertswies	" "	Staudt.
Eichenwies	" "	Reichenborn.
Brüßlerwies	" "	Erbach i. Rheingau.
Tannwies	" "	Wider.
Gebüschwieschen	" "	Lochum.
Holzswieschen	" "	Norken.
Eichelswieschen	" "	Altenrod.
Rothwingert	" "	Braubach.
Rauschenwingert	" "	Bürges bei Idstein.

Außer den Flurnamen dieser Art gibt es nun noch andere, welche kundtun, daß ehemalige Waldorte in Kulturland umgewandelt worden sind. Es sind dies die Flurnamen, die sich auf das Roden von Waldstellen beziehen. Das schon mehrfach angeführte Werk von Rehrein verzeichnet weit über 1000 dieser Namen, und wenn auch eine Anzahl davon eine andere Bedeutung haben sollte, so ist die Zahl der übrigen immerhin noch recht beträchtlich.

Der Flurname Rod (Roth) kommt allein, ohne Zusammenfassung, 76 mal, als Grundwort in zusammengefügten Namen, wie Ackerrod, Buchenrod, Eichenrod, Fürstenrod, Gemeinderod, Gesellenrod, Gräfenrod, Hedenrod, Hilsenrod, Kirchenrod, Pfaffenrod (7 mal), Schäfersrod (4 mal), Wolfsrod, Zentgräfenrod, im ganzen 200 mal und als Bestimmungswort wie Rodfeld (5 mal), Rodland, Rodstüd (2 mal), Rodwies (2 mal), Rodsberg (2 mal), Rodhasel, Rodheid, Rodhäuser, Rodberg (34 mal), Rodherd (26 mal), Rotherlen, Rothhag, Rothhahn (2 mal), Rothhed (10 mal), Rotholz (3 mal), Rothland (8 mal), Rothmark (3 mal), Rothstücker (2 mal), Rothwies (12 mal), Roderberg (3 mal), Rotherfeldchen usw., im ganzen über 300 mal vor. Bei letzteren Namen kann „Rod“ auch die Eigenschaft „rot“ (Farbe) bedeuten, z. B. bei Rothborn, Rotherd, Rothklein, Rothleimen, Rothstein u. a., doch wird dies nur bei einem kleinen Teil dieser Namen zutreffen.

Von „Roden“ sind auch die Flurnamen Rödchen, Rödler und Rödern abgeleitet. Rödchen kommt einzeln (45 mal) und in verschiedenen Zusammensetzungen wie Hasenrödchen, Hedenrödchen, Kiliansrödchen usw. im ganzen 55 mal vor. Die Namen Rödler, Rödern sind dagegen häufiger; Rödler, Rödern kommt allein 64 mal, in Zusammensetzungen wie Altrödern, Breitrödern, Langrödern, Rödlerader, Rödlerberg (4 mal), Rödlerbergerfeld, Rödlerdriescher, Rödlererlen,

Röderwies (5 mal), Rödersberg, Rödersgrund, Rödersewald, Röderchen, Röchesberg (2 mal), Röbelsberg (2 mal) usw., zusammen 156 mal vor.

Eine andere Gruppe von Flurnamen bezieht sich auf das Roden durch Abbrennen des Waldes. Es kommen hierbei u. a. folgende Namen vor: Auf' m oder Im Gebrannten (auch Verbrannten) (22 mal), Brand (ohne Zusammenfügung 5 mal), Brandberg, Brandbusch, Brandheck (4 mal), Brandholz (3 mal), Brandigrod, Brennelhed, Brennelsberg, Gebrannter Berg (8 mal), Gebrannte Heide (15 mal), Verbrannter Berg, Verbranntes Holz, Gesengter Wald, Sang (9 mal), Rothsang, Sangholz (2 mal), Sängelberg (4 mal), Sengschieb oder -schitt (5 mal). Im ganzen sind es 143 Namen dieser Art. Er ist nicht ausgeschlossen, daß einzelne derselben die Orte von gelegentlichen, unbeabsichtigten Waldbränden bezeichnen, also Stellen, die später wieder aufgeforstet wurden, doch wird die Zahl dieser Namen gering sein. Sang kann bei den Flurnamen in einzelnen Fällen auch Gesang bedeuten, wie denn der Name Vogelsang ebenfalls in 13 Gemarkungen vorkommt, die bei unserer unten folgenden Übersicht natürlich unberücksichtigt geblieben sind. Ebenso ist bei einzelnen dieser Namen die Ableitung von dem ahd. langa, mhd. lange = Ahrenbüschel, Garbe nicht ausgeschlossen; doch läßt sich jetzt kaum feststellen, welche Bedeutung Sang in den einzelnen Fällen hat.

Daß der Wald bei den Rodungsarbeiten vielfach abgehauen wurde, spricht sich ebenfalls in den Flurnamen aus. Es gibt da folgende bezeichnende Namen: Gehäu (3 mal), Gehauenheck, Gehauenholz, Gehauenerstein (2 mal, eine andere Deutung vielleicht angebrachter), Schlath, Schlath (einzelne 18 mal, in zusammengefügten Wörtern 4 mal), Schleide*) und Schwand (1 mal in Schwandwies). Im ganzen kommen hier 31 Namen in Betracht.

(Schluß folgt.)

Die Mühle am Deich.

Von Justus Flöthe.

Wo die Mühle steht am Deich,
Lag im Gras ich kühl und weich,
Sah im Abendwinde wehn
Sich der Mühle Flügel drehn,
Und der viere Drehen war
Mir, als wechselt um das Jahr:
Frühling, Sommer, Herbst und Winter
Gehi die Mühle, schnell, geschwinder,
Je nachdem die Winde wehn,
Sich im Kreis die Flügel drehn.
So uns Jahr um Jahr umkreist,
Wonnig, heiß, kühl und vereist.
Ohne Rast und ohne Ruh
Eist ein Jahr dem andern zu.
War ein Flügel eben da,
Schon ist auch der andre nah;
Fusch — nun ist auch der vorbei,
Und der dritte eist herbei.
Kaum gesehen, kommt nach vier
„Prost Neujahr“ die Eins zu mir.
War noch Frühling lust im Land,
Blüht schon Sommerjungenbrand,
Und wie dieser dritte hier
Steht der Herbst bald vor der Tür.
Ernte, Stoppeln, Sturm — und da
Ist der vierte Winter nah.
Und so geht's jahraus jahrein,
Keiner holt den andern ein,
Und so lang der Wind noch stand,
Noch kein Flügel Ruhe fand.
Soll ich etwa ohn' Berweilen
Wie die Mühlenflügel eilen?
Mich, so wie der Wind mag wehn,
Wie ein Mühlenflügel drehn?
Nein! Da macht es mehr Vergnügen
Hier behaglich still zu liegen,
Schau'n das Flügel drehn in Ruh',
Bis die Augen fallen zu. — —
Plöhl! ruck's! — Kein Lüftchen weht —
Alles still — die Mühle steht.

*) Von den Ortsnamen dürfte hier noch die oben nicht angeführte Wüstung Seide bei Dorndorf zu nennen sein. Der Verf.

Umschau.

* Was urbar gemachtes Odland trägt. Die Notwendigkeit, unsere landwirtschaftliche Produktion zu steigern, um von der Einfuhr aus dem Auslande weniger abhängig zu werden, hat schon im Kriege dazu geführt, bisher nicht benutztes Land zum Anbau heranzuziehen; sie wird aber jetzt nach dem Kriege in immer größerem Maße dazu zwingen, die begonnene Urbarmachung von wüstem Lande fortzusetzen. Wie groß die Aussichten sind, die sich hier eröffnen, zeigt eine kleine holländische Veröffentlichung, deren Inhalt in der Deutschen landwirtschaftlichen Presse wiedergegeben wird. Es handelt sich um Ergebnisse, die in den letzten Jahren in Holland, wo es besonders nahe der belgischen und deutschen Grenze noch verhältnismäßig viel Odland gibt, erzielt wurden. Ein Landwirt hat Heide land urbar gemacht und Roggen und Kartoffeln angebaut. Das Land wurde mit 1500 Kg. Düngestoff, 1000 Kg. Kainit und ebensoviel Thomasphosphat pro Hektar gedüngt, dann mit Lupinen besät, nachdem diese untergepflügt waren, von neuem mit Kainit und Phosphat in kleinerer Menge und mit 300 Kg. Chist gedüngt. Darauf wurde Perleuser Roggen eingesät. Der Ertrag war 3250 Kg. Roggentorn und 6000 Kg. Stroh, also 36 v. H. Korn in der Gesamternte, während der Landwirt daneben auf altem Roggenland unter genau den gleichen Umständen 30 v. H. erntete. Das Verhältnis von Korn zu Stroh ist in hohem Maße abhängig von der Wasserzufuhr, und der Heide land besitzt eine schlechte Wasserkapazität, bei der sich das Ergebnis günstig gestaltet. Die geernteten Kartoffeln zeichneten sich durch Wohlgeschmack und Gesundheit aus, was sich aus der Abwesenheit von allerlei Schädlingen in dem neuererschlossenen Boden erklärt. Überraschend ist dabei, daß man Kartoffeln auf eben urbar gemachtem Heideboden umso höher legen muß, je loser der Boden ist. Es handelt sich dabei anscheinend um den Einfluß eines gerade in dem losen Heide sande anwesenden giftigen Stoffes, dessen Einfluß auf das Auskeimen am besten in der Nähe der Oberfläche durch Zutritt der Luft verhindert wird. Ebenso wie die Kartoffelernte zeichnete sich die weißer Rüben durch Wohlgeschmack und Gesundheit aus.

* Schutz den Fledermäusen! Alter Aberglaube und üble, durch nichts begründete Nachrede hat das nächtliche Flattervögel der Fledermäuse in Verruf gebracht. Aber diese nächtlichen Flieger, so wird in der Heimatschutz-Chronik hervorgehoben, zählen zu unseren nützlichsten Tieren. Auf ihren nächtlichen Streifzügen fallen ihnen allerhand fliegende schädliche Insekten, Käfer und Nachtfliegen zum Opfer, so daß sie des Nachts gewissermaßen die Stelle der Schwalben vertreten. Da nützliche Insekten zur Nachtzeit nicht fliegen, Kulturschädlinge aber in großer Anzahl anzutreffen sind, ist die Fledermaus von hohem Wert. Da sie für ihren monatelangen Winterschlaf in ihrem Körper einen großen Fettvorrat aufspeichern muß, hat sie große Insektenmengen für ihre Nahrung nötig und vertilgt sehr viele Schädlinge. Man schone deshalb die Fledermäuse, biete ihnen geeignete Schlupfwinkel für die Tages- und Winterruhe und belehre die Jugend über ihren großen Nutzen, damit die Existenz der Tiere bedrohenden Fledermausjagden an Sommerabenden aufhöre.

* Die Hygiene der Bienen. Die interessante Tatsache, daß die Bienen in ihren Stöcken auch sanitäre Maßnahmen vornehmen, wurde auf einer Versammlung der Bienenzüchter der Insel Wight durch viele Beobachtungen festgestellt. Seit dem Jahre 1906 sind die Bienen dieser Insel von einer geheimnisvollen Krankheit heimgesucht; sie ruht wohl von einem Bazillus her, der die Verdauungsorgane der Bienen angreift und sie tötet. Während bisher keine Mittel dagegen gefunden wurden, hat man nun durch Zufall festgestellt, daß gehöriges Ausschweifen der Stöcke eine gewisse Gewähr gegen die Krankheit bietet. Verschiedene Züchter teilten mit, daß sie beobachtet hätten, wie die Bienen die Körper von Tieren, die an der Krankheit gestorben sind, aus dem Stod heraustragen und in einiger Entfernung auf die Erde fallen lassen. Zweifellos regt sich da ein hygienischer Instinkt, so daß die Bienen die Gefahr empfinden, die durch die im Stod liegen bleibenden toten Tiere hervorgerufen wird.

Der Landbote.

Volkstümliche Freibeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 2.

— Erscheint allmonatlich. —

1920.



Spruch.

Was die Erfahrung und die Geschichte lehren, ist dieses, daß Völker und Regierungen niemals etwas aus der Geschichte gelernt und nach Lehren, die aus derselben zu ziehen gewesen wären, gehandelt haben. Jede Zeit hat so eigentümliche Umstände, ist ein so individueller Zustand, daß in ihm aus ihm selbst entschieden werden muß und allein entschieden werden kann. Im Gedränge der Weltbegebenheiten hilft nicht ein allgemeiner Grundsatz, nicht das Erinnern an ähnliche Verhältnisse, denn so etwas, wie eine fahle Erinnerung, hat keine Kraft gegen die Lebendigkeit und Freiheit der Gegenwart.

G. W. F. Hegel („Philos. d. Geschichte“).

Sein eigener Herr.

Stizze aus dem Leben von Wilhelm Schoof, Hersfeld.

(Schluß.)

„Stat'on ... Bitte aussteigen, mein Herr!“ — Was war das für ein gelender Schrei an seinem Ohr? ... Warum hatte man die Wagentür sperrangelweit aufgerissen und ihn in seinem herrlichen Traum gestört? ... War das nicht mehr als rücksichtslos? Sollte das etwa schon ... Sollte er wirklich schon in ... Unmöglich! — Und doch wieder, alles um ihn erleuchtet ... Draußen tiefe Dämmerung ... So wäre er wirklich schon an seinem ersehnten Ziel? Er glaubte immer noch zu träumen. Doch jetzt noch einmal die gelbe Stimme des Schaffners, die ihn eben so unsanft aus seinem Schlummer geweckt hatte, und dann die Worte, mehr unwirklich als höflich: „Bitte, mein Herr, hatten Sie mich nicht gebeten, Sie mögenfalls hier zu wecken? Also bitte schnell aussteigen. Der Zug fährt im Augenblick weiter.“ — Ja, es war kein Traum, er war wirklich schon an seinem Endziel. So hatte er demnach beinahe acht Stunden geschlafen? O diese kostbare Zeit! Die wollte er doppelt und dreifach wieder einholen ...

Schnell eine Droschke und dann im Trabe zu seiner Wohnung! O wie langsam auch die Droschke fuhr, ganz so bummelig wie die Eisenbahn, wenigstens anfänglich ... War es doch noch eine ziemliche Strecke bis zu seiner Wohnung, und er hatte die Zeit so nötig, so fürchtbar nötig!

Wie neu ihm übrigens draußen alles erschien. Taghell erleuchtete Riesenschaukenster ... Elektrische, bläulich glühende Lichtglocken ... Pferdebahngeklänge ... Wagengeräusche ... Pferdgeräusche ... Fußgänger mit aufgeschlagenem Rocken auf dem Asphalt hurennend ... Schauerliches Windgeheul ... O wie heimlich er sich da in seinem stillen, geheizten Zimmer fühlen würde! ... Ja, er mußte endlich einmal heraus aus diesem eintönigen Trubel und Marktgeschrei des Lebens, aus dem grauen Einerlei des Gesellschaftslebens mit all seinem Flitterband, dem Ball, Konzert- und Theatersälen, aus denen das Gekasper der Langweile ihm entgegengrinste ... Nicht eher sollten ihn die Theater- und Gesellschaftsräume wiedersehen, bis er seinen Plan vollständig durchgeführt, und sollten Jahre darüber vergehen ... Er konnte ja mit leichtem Herzen diesem Tand entsagen, hatte er sich doch einen tiefen Abscheu angetrunken ... Wenn er nur wollte, dann war es ihm ein leichtes ... War er doch sein eigener Herr!

So, nun war er endlich wieder in seinem alten, trauten Zimmer. Wie ungewohnt ihm alles darin vorfam: der kostbare Nußbaumschreibtisch, die großartigen Prachtsände

und elegant gebundenen Bücher, fast alles wie unbemerkt ... Ein ganzes Jahr lang also hatte er sein Heim nicht gesehen. Er konnte es kaum glauben. Und wie sorgfältig seine Wirtin alles in Ordnung gehalten, wie schön sie ihm das Zimmer zum Empfang geschmückt hatte. Mußte das nicht ein tiefes Glück für ihn sein, in einem solchen Raum seine Schaffensfreudigkeit nach Herzenslust betätigen zu können, unabhängig von allem Berufszwang, aller Gesellschafts- und aller sonstigen Qual ... Wie leicht doch ein solcher Genuß zu erringen war! —

Ob er wohl heute abend noch mit der Arbeit beginnen würde? Eigentlich war er doch zu angegriffen von der langen Reise. Außerdem hatte er noch nicht zu Nacht gespeist. Ja, das hätte er im Eifer beinahe ganz vergessen ... Und auf der langen Reise hatte er so gut wie nichts genossen! Ferner lag da ein ganzer Stoß von angekommenen Briefschaften und Zitungen, Einladungen zum größten Teil ... Nun, die würde er rundweg ausschlagen. Das hatte er sich fest gelobt. Er brauchte keine Zeit jetzt besser. Aber lesen mußte er sie wenigstens ... Zu angestrengter Arbeit war er doch nicht mehr frisch genug. Also blieb er dabei für heute. Aber morgen in aller Frühe ... dann wollte er das Verlorene nachholen ...

Was, elf Uhr schon? — Unmöglich! Das konnte nicht sein. Ein Irrtum offenbar ... Seine Uhr mußte falsch gehen ... Um Punkt acht wollte er bei der Arbeit sitzen! Nun sollte er schon wieder drei Stunden verschlafen haben? Es war doch zum Verzweifeln ... Aber, in der Tat, draußen lichter Tag, volles geschäftiges Leben ... So mußte er sich eben in sein Schicksal ergeben. Er würde ja die Zeit schon wieder einbringen ...

Nur beim Ankleiden wünschte er sich nicht zu überhasten. Das hatte er nie getan, das wollte er auch jetzt nicht tun. Der Tag war ja auch schließlich noch lang genug. So, nur noch eine Tasse Kaffee schlürfen und dann — an die Arbeit. Vorher nur noch schnell die neuen Briefe und Zeitungen durchfliegen ... Nichts als Einladungskarten! ... Jeden Abend zu einer anderen Familie gebeten. Das sollte gerade! Er würde überall abschreiben. Dazu war ihm seine Zeit zu köstlich ...

Was nur die Zeitungen heute so viel Interessantes brachten! Ein ganz neuer „Ezialischer Roman aus der Gegenwart“. Welch glücklicher Zufall! Den mußte er lesen ... Was konnte er daraus für neue Anregungen gewinnen, ehe er an sein Werk ging ...

So, nun konnte er endlich mit seiner Arbeit beginnen. Aber es war bereits ein Uhr vorbei. Er verspürte großen Hunger. Also würde er sie bis nach dem Mittagessen aufschieben ... Eine gute Flasche Wein würde ihn dann in d'herische Stimmung versetzen ... Ein kleiner Spaziergang in der klaren Herbstluft dürfte ihm auch sehr gut tun. Dann könnte er mit frischen Geisteskräften an die Arbeit gehen. Der Nachmittag würde dann noch lang sein. Außerdem hatte er ja noch den ganzen Abend vor sich ...

Nun war er endlich so weit und konnte sich an seine Arbeit setzen. Allerdings schon sechs Uhr. Wieder drei kostbare Stunden versäumt! Aber diesmal war er wirklich nicht schuld. Ja, diese Freunde ... Mußten sie ihm auch gerade auf seinem Spaziergang begegnen und ihn aus seiner besten Stimmung bringen ... Jetzt mußte er dafür wieder doppelt fleißig sein ...

Also überschritt ... Erster Aufzug, erster Auftritt ... Was schwer es doch war, gerade den Anfang zu finden. Alles zu matt, nicht kräftig, nicht stimmungswohl genug ... Er mußte doch gleich bei Beginn des Stückes die Zuschauer

Übersicht der Ortsnamen nach Wald-, Rodungs-, Baum- und Tiernamen.

Namen der ehemaligen nassauischen Ämter.	Nach Wald- namen.	Nach Rodungs- namen.	Nach Baum- namen.	Nach Tier- namen.	Summe:
1. Braubach	3	—	4	3	10
2. Diez	7	2	2	1	12
3. Dillenburg	2	1	3	3	9
4. Eltville	—	1	2	1	4
5. Hachenburg	3	12	2	1	18
6. Hadamar	2	4	6	—	12
7. Herborn	3	6	2	2	13
8. Hochheim	1	—	1	—	2
9. Höchst	1	—	1	—	2
10. Idstein	5	3	4	—	12
11. Königstein	9	1	—	—	10
12. Langenschwalbach	6	8	3	—	17
13. Limburg	2	2	3	—	7
14. Marienberg	10	5	3	—	18
15. Montabaur	5	5	3	1	14
16. Nassau	3	7	6	—	16
17. Rastätten	3	6	4	1	14
18. Reichelsheim	—	—	—	—	—
19. Rennerod	8	9	2	1	20
20. Rüdeshheim	3	—	1	—	4
21. Runkel	5	1	4	—	10
22. St. Goarshausen	3	7	1	—	11
23. Selters	4	8	5	2	19
24. Usingen	9	6	6	—	21
25. Wallmerod	8	12	3	1	24
26. Wehen	8	3	1	—	12
27. Weilburg	5	2	3	1	11
28. Wiesbaden	1	2	2	—	5
	119	113	77	18	327

Die Durchschnittszahl der hier in Betracht gezogenen Dörfer beträgt für ein Amt 11. Nach der Häufigkeit des Vorkommens der ausgedehnten Namen gruppieren sich die Ämter folgendermaßen:

A. Den Durchschnitt und darüber haben:

1. Wallmerod	24	10. Rastätten	14
2. Usingen	21	11. Herborn	13
3. Rennerod	20	12. Diez	12
4. Selters	19	13. Hadamar	12
5. Hachenburg	18	14. Idstein	12
6. Marienberg	18	15. Wehen	12
7. Langenschwalbach	17	16. Weilburg	11
8. Nassau	16	17. St. Goarshausen	11
9. Montabaur	14		

B. Unter dem Durchschnitt haben:

18. Runkel	10	24. Rüdeshheim	4
19. Braubach	10	25. Eltville	4
20. Königstein	10	26. Höchst	2
21. Dillenburg	9	27. Hochheim	2
22. Limburg	7	28. Reichelsheim	0
23. Wiesbaden	5		

Ein Vergleich dieser Übersicht mit der vorigen zeigt, daß mit Ausnahme des Amtes Dillenburg alle Ämter der ersten Gruppe dieser Liste in der ersten Gruppe der zweiten Liste wiederkehren, wenn auch die Reihenfolge eine andere ist. Damit scheint erwiesen, was schon früher angedeutet wurde, daß die Hauptrodungsarbeiten hauptsächlich im Gebirge vorgenommen werden mußten, weil hier der Wald am ausgedehntesten war. Aber selbst das Gebirge weiter hinab bis zu den Flußniederungen dehnten sich Wälder aus, und auch hier wurden umfangreiche Rodungen vorgenommen.

Ein großer Teil unseres jetzigen Kulturlebens spielt sich auf altbewährtem Waldboden ab. An vielen Stellen unseres Landes, wo jetzt in blühenden Dörfern und Städten emsiges Leben pulsiert, wo in wohlgepflegtem Kulturland der Pflug tiefe Furchen in den lockeren Boden gräbt, wo üppige Saaten emporsteigen und die furende Sense durch rauschende Halme schwingt, wo auf grünstimmenden Wiesen nahrhafte Gräser und saftreiche Futterkräuter für unsere Haustiere wachsen: Da rauschten einst die deutschen Urwälder, da breiteten zähe Eichen, krafttrophende Buchen, langschäftige Eichen, schlankte Birken und weitläufige Linden ihre Wipfel aus, und ein zahlloses Heer von Unterholz und Buschwerk

durchzog und umschloß die ungeheuren Waldflächen. Im Lauf von ungezählten Jahrhunderten hat der deutsche Urwald den Boden vorbereitet, zermüht und gebüngt, der jetzt ein reiches Kulturland trägt, der goldene Saaten reifen läßt und vielen Tausenden von Bewohnern Nahrung und Unterhalt gewährt.

Deutsche Fastnachtsbräuche.

Von Dr. Friedrich Spreen.

Wir befinden uns in der Fastnachtwoche, und zum erstenmal nach sechsjähriger Pause leben die Lustbarkeiten und Vergnügungen dieser tollen Zeit auf. Die Hauptfeier der Fastnacht beginnt ja mit dem sog. „feisten Donnerstag“ und erreicht ihren Höhepunkt dann am Sonntag, Montag und vor allem am Dienstag. Die ungeheuer zahlreichen und z. T. sehr seltsamen Gebräuche, die sich im Laufe der Jahrhunderte in der Fastnacht vereinigt haben, leiten in ihrem eigentlichen Kerne ihren Ursprung aus der Tatsache her, daß die Fastnacht einen wichtigen Jahresabschnitt, den Frühlingsanfang, bedeutet. Die Bräuche lassen sich daher zu dem Fruchtbarkeitsglauben der heidnischen Vorzeit in Beziehung setzen, wenngleich freilich auch das christliche Element manches umgeformt hat und vor allem der der Menschheit nun einmal innewohnende Drang nach Übermut und Genuß sich ungebündelt Bahn bricht. Die scheinbar chaotische Flut bunter Feste, Tänze, Aufzüge und Vermummungen, als die uns zunächst die deutschen Fastnachtsbräuche erscheint, erhält durch ihre wissenschaftliche Betrachtung eine gewisse Systematik, und auch die Sitte hat in die Reihenfolge der einzelnen Bräuche Regel und Ordnung gebracht. Betrachten wir diesen ganzen Fastnachtszauber mit dem Auge des Forschers, wie dies Paul Sartori im dritten Bande seines Werkes „Sitte und Brauch“ getan hat, so drängt sich eine bestimmte Reihenfolge und Gruppierung der scheinbar unzusammenhängenden Bräuche von selbst auf.

Schon die Vorbereitungen zum Fastnacht werden im Dorf mit viel Bedacht und einer gewissen Feierlichkeit getroffen. In den Spinnstuben vereinigte man sich zu den sog. „Fastelabendverbänden“, in denen das Programm durchgesprochen und dann öffentlich angezeigt wurde. Diese Anzeige, die bisweilen unter Lärm und Trommelschlag erfolgt, ist in manchen Gegenden mit einer symbolischen Handlung, einer förmlichen Ausgrabung der Fastnacht, verbunden. Es tun sich in dieser Vorbereitungszeit bestimmte Gruppen zusammen, die diese frohe Zeit gemeinschaftlich feiern. Der Lehrer übt mit den Kindern die Gesänge ein, die bei den „Heischegängen“ ertönen sollen; Burschen und Mädchen probieren die Tänze und Spiele, die sie ausführen wollen. Zunächst beginnen dann, als Vorklang des ganzen Festes, die Umzüge. Diese Umzüge werden charakterisiert durch den möglichst großen Lärm, der mit ihnen verbunden ist. Wie die Umzüge überhaupt ursprünglich aus Wittgängen für die Fruchtbarkeit der Fluren herzuleiten sind, so schließt auch das dabei erzeugte Geräusch den tieferen Sinn in sich, daß man mit dem Lärm die der Fruchtbarkeit feindlichen Mächte verschrecken, die bösen Dämonen erschrecken und den schlummernden Frühling aufwecken will zu neuer Lebenskraft. Während die Kinder sich mit bescheidenen Lärmgeräten, wie Kummeltöpfen und Schnarren, begnügen, feuern die Burschen ihre Flinten ab, schlagen die Trommeln und vollführen ein sorgsam eingeübtes gellendes Reithentnallen; sie behängen sich mit Gloden und Schellen, und Geschrei darf natürlich auch nicht fehlen. Abschreckend auf die bösen Geister sollen auch die Masken wirken, die der Reim sind für alle Vermummungs- und Maskenfeste der Fastnacht. Vielfach sind es Tiermasken, wie die Darstellung eines Pferdes oder eines Bären, in denen altheidnische „Vegetationsdämonen“ verkörpert werden. In anderen Gegenden tragen die Umherziehenden Tiere mit sich herum, einen Fuchs, einen Hahn oder einen Bod; auch in diesen Tieren haben wir Symbole der Frühlingskraft zu erkennen. Die Symbolik wird weitergeführt, indem die Vertreter der einzelnen Berufe und Handwerke Innungszeichen mit sich tragen. Die Wegger haben in ihrem Fastnachtszug ein Kalb oder einen Ochsen; die Drescher erscheinen mit geschmückten Dreschlegeln; die Fischer geleiteten in den bayerischen Donaugegenden große Rähne auf Rollen herum; die Schornsteinfeger laufen mit beruhtem Gesicht einher, und diese Schwärzung des Gesichtes wird dann als Schreckmaske von anderen Fastnachtsfeiern übernommen. Mit der lärmenden Luft, der eine tiefere mythische Bedeutung zugrunde liegt, verbinden sich praktische Zwecke. Besonders die Kinder und die jungen Leute benutzen diese Umzüge, um Geld und Eßwaren einzusammeln. Aus den Erträgen der Wittgänge werden dann Mahlzeiten veranstaltet, die der Lehrer vielfach in der Schule abhielt.

Gar leicht entwickelt sich aus dem Umgang der Tana, und dieser ist denn zum eigentlichen Grundelement der Fastnachtsfeier geworden. Auch die Fastnachtstänze stehen in enger Beziehung zu den uralten Frühlings- und Fruchtbarkeitsfeiern. So wird noch heute in manchen Gegenden als Zweck des Fastnachtstanzes angegeben, daß es dem Flachs Gedeihen bringe. An der oberen Nahe heißt es z. B.: „Der Flachs wächst im Jahre so hoch, als das Jungvolk beim Fastnachtstanz springt.“ Deshalb üben die Burschen und Mädchen sich schon vorher möglichst hohe und verwegene Sprünge ein. Doch nicht nur das hohe Springen, sondern die lebhafteste Bewegung überhaupt ist der Flachs-ernte günstig, und so wird denn alles Laufen und Fahren als gute Vorbedeutung für die Ernte bedeutet. Aus früheren Zeiten wird von Schwerttänzen berichtet, die zur Fastnacht stattfanden; hie und da wird auch um Steine herumgetanzt, und besonders beliebt ist der Tanz um das Fastnachtsfeuer. In manchen Orten vereinen sich die Frauen zu besonderen Tanzvergnügen. So gibt es „Jungferntänze“, zu denen die Mädchen die Burschen einladen. Im Württembergischen halten die Frauen Festlichkeiten unter strengem Ausschluß der Männer ab, wie sie auch eigene Umzüge veranstalten, an denen kein Mann teilnehmen darf.

Alle die Tollheiten, Feste und Foppereien sollen ausgesprochenenmaßen dazu dienen, die Fruchtbarkeit der Felder und des Viehes zu fördern. „Je toller die Fastnacht, desto besser gedeiht im nächsten Jahr die Frucht“, ist eine alte Bauernregel. Zu diesen Vegetationsbräuchen gehört z. B. auch der Schlag mit der Narrenpritsche. Die Pritsche ist ein Symbol des Wachstums im Baume, sowie auch die Stöcke und Besen, mit denen man sich gegenseitig schlägt, die altheidnische „Lebensrute“ darstellen. So tritt auch im Fastnachtsbrauch bereits der Maibaum hervor, dessen eigentliche Zeit erst später kommt. In der Altmark beschenken am Fastnachtsabend die von den Knechten geküßten Mädchen die Burschen mit einem Strauß von Buchsbaum oder anderem Grün. Die bei den Wittgängen gesammelten Schwären werden an manchen Orten auf einen sog. Spieß gesteckt, einen hohen Stod, der wie ein Maibaum geschmückt ist. Auch für die Haustiere werden zur Fastnachtszeit bereits gewisse heilsame Maßregeln getroffen; man füttert Hühner und Tauben zur Fastnacht besonders gut, weil sie dann besser gedeihen; man beschneidet zur Fastnacht die Obstbäume und umwidelt sie mit Stroh; man bestreut die junge Saat mit der Asche vom Aschermittwoch, um ihr besonderen Segen zu verleihen. Auch das Wasser, dies wichtige Fruchtbarkeits-element, darf bei den Fastnachtsbräuchen nicht fehlen. Die Knechte und Mägde, ebenso wie die Schulkinder, begießen einander, so daß sie bis auf die Haut naß werden. Bei den Umzügen werden alle bepritzt, und in manchen Gegenden der Schweiz findet zu Fastnacht ein feierliches Umwandeln der Brunnen statt. Aber nicht nur für die Fruchtbarkeit des Viehes und der Fluren sorgt man zur Fastnachtszeit, sondern auch der Mensch selbst verleiht sich besondere Kraft durch reichliches Essen und Trinken. Es werden bestimmte Speisen genossen, die für das ganze Jahr Kraft verleihen sollen, und bestimmte Kuchen gebaden. Den übriggebliebenen Resten des Fastnachtsessens wohnt ein Zauber inne; und sie werden dementsprechend verwandt.

Fastnacht ist überhaupt eine Zeit der Reinigung, und deshalb tritt auch die reinigende Kraft des Feuers hervor. Man rollt brennende Räder die Höhen herunter und läuft mit Fackeln und angezündeten Strohwicken durch die Flur. Der erste Sonntag in den Fasten, der sog. Funkensonntag, ist besonders diesen Feuersgebräuchen vorbehalten. Das Feuer soll auch dazu dienen, das Gedeihen der Äder zu fördern; deshalb heißt es in Tirol „Kornaufweiden“, wenn die Fastnachtsfeuer angezündet werden. Brautpaare springen durch die Flammen. Während das Feuer brennt, werden in Württemberg die „Lehen“ ausgerufen, d. h. die jungen Leute werden zu Paaren zusammengegeben. Der Fastnachtmontag ist ein beliebter Hochzeitstag. Der Gedanke der Reinigung zur Fastnachtszeit lebt auch in einer Fülle von Orakeln und Vorbedeutungen, von allerlei Schutz und Abwehrzauber. Da die Zeit eine heilige und geweihte ist, so soll man kein Vieh aus dem Stalle treiben, nicht in den Wald gehen, nicht Holz hacken, nicht nähen und spinnen.

Der Fruchtbarkeitszauber des Faschings tritt besonders deutlich hervor in den Fastnachtspielen, in denen der Sieg des Frühlings über den Winter dargestellt wird. Denselben Sinn hat das Fastnachtsbegräbnis, das den Abbruch der Festzeit darstellt. Eine Verkörperung der winterlichen Mächte, meist eine Strohfigur, wird mit einer Leichenpredigt und vielem Geheul begraben oder auch ins Wasser geworfen. In manchen Gegenden wird als Symbol der geendeten Festfreude ein darauf

bezüglicher Gegenstand vergraben, so in Böhmen die Waßgeige, im Eichsfeld ein Hering, anderswo ein alter Kater. Mit dem Aschermittwoch endet dann alle Lustbarkeit. Melancholisch geht man im Schwäbischen „den Fasching mit der Laterne suchen“ oder wäscht am Brunnen den Geldbeutel, der nun ganz leer ist.

Fastnachtsprüche.

Es sei hier ein Spruch mitgeteilt aus dem Rheingau, der also lautet:

„Ho, ho, ho,
Die Fastnacht ist do!
Die Fastnacht im Rhinle
Schneid' mer e Stück vom Schinle.
Ho, ho, ho,
Die Fastnacht ist do!“

Ho, ho, ho,
Der Jud lieht uff dem Stroh!
Das Stroh fängt an zu brenne,
Der Jud fängt an zu renne.
Ho, ho, ho,
Der Jud lieht uff dem Stroh.

Ho, ho, ho,
Wie sein die Leut' su schroh!
Die Leut' hun nix ze schaffe,
Se mache Narrn un Affe.
Ho, ho, ho,
Wie sein die Leut' su schroh!“

Die Rheingauer Weiber sangen dies Lied bei festlichem Gelage, bei dem es Braten, Waffeln, Kreppeln, Kaffee und Wein, Schinken und Eier und Musik gab. Selbstverständlich war man mastiert.

In Niederhessen hat man auch den Schinkenbettelreim der Kinder, der zur Fastnacht vor den Häusern gesprochen wird:

„Liebe, liebe Waien,
Strig se in de Aßen,
Lang se mer e Stück Sped armeslang,
Kann se 's nit geichneiden,
Lang se mer de ganze Seiten.“

Das Wort „Wasen“ hat sich bei uns im Nassauischen erhalten in dem Wort „Wäs“, eine Tante oder nahe Verwandte. „Aßen“ ist verwandt mit „Dose“, „Deise“, „Deife“, womit das Holzgestell im Schornstein, auch der ganze Rauchfang im Schornstein gemeint ist, der als Räuchervorrichtung dient. J. B.

Umschau.

* **Vom Golde der Ostsee.** Bernstein ist bekanntlich nichts anderes als versteinertes Baumharz. Infolgedessen verwundert es die Kenner des Strandlebens an der Ostsee, wo vor tausend und abertausend Jahren noch viel mächtigere Wälder als jetzt standen, nicht, daß sie dort nach stürmischen Tagen Bernstein zumeist nur in kleinen und allerfeinsten Broden finden, die die Wellen lose antreiben oder aus dem Sandgrunde herauswühlen. Auch aus den Bernstein-Vergewerken des östlichen deutschen Ostseegebietes wird der lichte Stein in dieser Weise einzeln zutage gefördert, nur mit dem Unterschiede, daß man dort planmäßig danach sucht. Um so mehr dürfte ein außerordentlich großer Bernsteinfund und interessieren, der im Sommer 1855 in der Nähe von Prenglau gemacht wurde. Dem darüber erstatteten amtlichen Berichte des dortigen Landrats zufolge fand zuerst ein Hirtenknabe am 28. Juli in einem zur Hütung benutzten Sandhügel ein gelbes, glänzendes Bernsteinstück, das er seinem Dienstherrn, dem städtischen Schäfer, mitnahm, der den Wert des Fundes vollkommen würdigte. Die beiden gingen am nächsten Morgen nochmals dorthin, und in kurzer Zeit gelang es ihnen, nahezu 28 Meßgen voll Bernstein zu sammeln; das größte Stück war so groß wie ein Kindstopf, andere von Faustgröße. Den Anteil des Jungen, einen Scheffel, verkaufte dessen Vater um 32 Groschen preuß. Courant an einen Goldarbeiter. Bei weiterem Suchen wurden dann noch nahezu 3—4 Scheffel gefunden. Als die Behörde davon erfuhr, waren von dem ganzen Funde noch 1 Zentner 4 Pfund und 6 Lot Bernstein greifbar, und außerdem wurden noch 42 Taler 5 Silbergroschen als Erwerb aus bereits verkauftem Bernstein beschlagnahmt, da die Stadt als Grundeigentümerin der Fundstelle ihre Ansprüche geltend machte und durchzusetzen vermochte. Dr. J. Al.

Der Landbote.

Volkslämliche Freibeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 3.

— Erscheint allmonatlich. —

1920.



Das Frühlingslicht.

In einer Stunde hatte uns das Licht berührt, und es ward wie ein Erwachen nach tiefem Schlaf — und die Seele reckte sich und atmete den Morgen, daß wir durchdrungen waren vom Licht. Und wenn ich der Stunde gedachte, sehe ich uns wie Schwebende über dem Grün der Frühlingswiese, weiß und klar von der Sonne durchleuchtet. Lichtklang in uns, voll und schwer wie Glocken, daß ein Geläute des Frühlings in uns stürmte und jubelte — und wir horchten nur dem, was in den unendlichen lichtdurchströmten Weiten unserer Seelen geschah.

Erich Bodemann, Drevenack b. Wesel.

Schacht Siegfried.

Eine Skizze von Wlth. Kennemann.

Zur Zeit, da noch keine Syndikate und keine Invalidenversicherung waren, stand in halber Höhe des Gebirgszuges, der östlich eines kleinen Ruhrtädtchens den Fluß begleitete, auf halbenförmiger Erhöhung ein alter Kohlschacht. Früher ein selbständiges Bergwerk, war er nachher von der großen Beche Hanja in der Stadt angekauft worden.

Nun gingen die Felber der beiden Gruben ineinander, und der alte Schacht diente nur noch zur Einfahrt der Bergleute aus dem kleinen Gebirgs-Dörflein. Auch die Kohlen, die den Bauern vertragsmäßig zustanden, zwei Kipparren für jede Familie, wurden hier noch ausgefahren. Sonst war der Betrieb still gelegt worden.

Ein Aufseher und ein Schreiber sowie ein Mann im Maschinenraum besorgten den kleinen Betrieb.

Der Aufseher bewohnte eine kleine Wohnung von drei Zimmerchen, die dem Schacht angebaut waren. Es war ein alter Mann, der noch bis in sein hohes Alter Hauerdienste getan hatte, bis der Rücken und die Glieder nicht mehr konnten. Nun hatte man ihm hier eine Art Gnadenbrot gegeben.

Er besorgte die notwendigen Gänge, kontrollierte die Marken der ein- und ausfahrenden Bergleute, hatte für die Reinigung der Schreibstube und des Maschinenraumes zu sorgen und wußte sich auch sonst allenthalben praktisch und nützlich zu betätigen.

„Der Schacht und ich“, pflegte er scherzend zu sagen, „wir gehören zusammen, wir verlassen einander nicht.“

Dabei führte Wagener ein durchaus beschauliches Leben. Er sah noch mit hellen Augen in die Welt, und was ihm an Verstandesstärke fehlte, das ersetzte ihm eine angeborene vorsichtige Schläue und eine reife Erfahrung. Seine Frau war gestorben; die Kinder weit in der Welt. Ein Mädchen hatte in der Stadt einen Former geheiratet; ein Junge war in den schlagenden Wetteren geblieben; ein zweiter hatte kapituliert und der jüngste war dem lodenden Glücke übers Wasser gefolgt! — So stand er ganz allein; doch er hatte Arbeit und Brot, das war ihm Glücke genug.

Da faßte die Bechenverwaltung den Beschluß, den alten Schacht ganz still zu legen. Die Bergleute wurden vorstellig, aber es half nichts. Vom ersten des kommenden Monats an mußten sie in der Stadt anfahren. Techniker kamen und montierten die Maschine und den Fördertorb ab, aus dem Schacht wurde das Gerüst entfernt.

Der Schacht Siegfried war verlassen und tot. Dem Vater Wagener, der sich weigerte, ein müßeloses Antlitz auf der Hanja anzunehmen, und der auch wirklich den beschwerlichen Weg zur Stadt täglich nicht mehr einige Male machen konnte, hatte man die Zimmerchen im alten Schacht gelassen. Das war seine Pension, im übrigen mochte und mußte er sehen, wie er sich durchschlug.

Er sah nicht mehr so hell ins Wetter wie ehemals. Aber er blieb im Schacht, den er nicht lassen wollte. Doch wurde er seines Tages nicht recht froh. Die Not war an ihn herangetreten und hatte ihre Hand schwer auf ihn gelegt. Sein Rücken wurde trumm, sein Gang holprig und stöckend. Doch rang er sich noch durch. Er hatte keine Bedürfnisse und eine Suppe und ein Bißchen Brot fielen für kleine Handreichungen, die er dem Dorfwirt oder einem Nachbar tat, immer noch ab.

Aber sein Glaube an die Güte und das Recht des Weltgeschehens war irre geworden. Er begriff die Notwendigkeit nicht, daß der alte Schacht sterben mußte, und das Brot, das ihm mehr aus Mitleid denn als Entgelt zugesteckt wurde, schmeckte nachgerade bitter. Das tat weh!

Halb aus Angewohnheit, halb aus stummer Verzweiflung machte er täglich seinen Gang durch die leeren Räume.

Vor dem schwarzen, gähnennden Schachte hielt er still. — Es war den Bergbewohnern gestattet worden, Schutt und Abfälle hineinzuwerfen, damit er allmählich gefüllt wurde. Aber von der Erlaubnis wurde selten genug Gebrauch gemacht. Die Berge boten Raum und Gelegenheit übergenug.

So ging der Schacht noch klastertief. Dunkel und geheimnisvoll starrte das schwarze Loch. Und der Alte stand oft an seinem Rand und bohrte seine Augen hinein, als könne er aus der rätselhaften Tiefe Antwort auf seine Anklagen und Fragen erhalten.

Dann kam die Zeit, da garte es unter den Bergbewohnern; Versammlungen wurden abgehalten, Deputationen kamen zusammen, allenthalben fanden Besprechungen und Beratungen statt. Vater Wagener kümmerte sich nicht darum. Er hatte der Welt und die Welt ihm nichts mehr zu sagen. Sie waren einander gleichgültig geworden. Er lebte dahin und schleppte sich von einem Abend zum andern, er wurde des Tages und der Sonne nicht mehr froh. Er versank in sich; in ihm wurde es tot und leer, er wurde dem alten Schachte gleich, den er bewohnte.

Aber er sollte doch noch zu etwas gut sein. Eines Tages holten ihn einige Bergleute ab und stellten ihm vor, daß er mit ihnen zum Direktor müsse. Sie wollten ihre Wünsche und Forderungen anbringen und er als der Älteste müsse dabei sein.

Er begriff das alles nicht; aber wenn die das sagten, mußte es wohl so sein. So ging er mit.

Der Direktor empfing die Deputation. Als er den Alten gewahrte, den er wohl kannte, konnte er sich trotz der ernsthaften Lage doch eines Lächelns nicht entwehren.

„Aber Vater Wagener, was wollen Sie denn hier? Wie wollen Sie denn die Lohnforderungen der Arbeiter vertreten?“

Der Alte sah den Direktor hilflos an: „Ich . . . ich meine, der alte Schacht . . .“

„Ich begreife“, sagte der Direktor, „daß der Schacht soll zu- geworfen werden, ehe noch jemand hineinfällt!“

Er begriff wirklich, daß der Alte nur ein ehrwürdiges Aus- hängeschild bilden sollte. Er zürnte ihm nicht.

„Dann könnt ihr ja jetzt gehen“, wandte er sich an den Alten. Und zu den übrigen: — „Wir könnten dann ja in die Verhandlung eintreten!“

Als Vater Wagener das Bureau verließ, trat ein Bechen- beamter mit bösen Augen auf ihn zu.

„Wart ihr hier mit bei der Deputation! . . . Ja . . . Na, seid ihr nicht der alte Wagener vom Schacht Siegfried? Da müssen wir euch auf eure alten Tage wohl noch einseifen! Narr, der ihr seid!“

Der Alte verstand das nicht. — Aber einige Tage später kam ein Schreiber von der Häuserverwaltung der Beche Hanja, in dem ihm mitgeteilt wurde, daß er die Wohnung zum 1. des kommenden Monats zu räumen habe.

„Ausziehen!“ — Das verstand der Alte. Er murzte nicht und klagte nicht! das hatte er verlernt. Der Schacht klagte auch nicht. Es war ja alles nutzlos. Das Schicksal hatte sie zusammengeworfen und würde sie auch gemeinsam zusammenbrechen. Es ging schon alles seinen Gang!

Ein Bergmann versuchte trotzdem, da er vom Hausverwalter barsch abgewiesen war, beim Direktor für den Alten zu bitten. Der sei auf Tage zu Konferenzen verreist, hieß es.

Und der Erste kam näher. Und wohin sollte der Alte nun? Der Wirt hatte keinen Platz. Der Rötter Hübner hatte da allenfalls noch einen leeren halbverfallenen Ziegenstall; in die Stadt zur Tochter wollte der Alte nicht; so mußte er schon in den Stall! —

In der Dämmerung des letzten Abends machte der Vater Wagener seine letzte Runde durch den toten Schacht. — Wieder hielt er vor dem gährenden Abgrund. Mit leeren Augen sah er in die schwarze Tiefe, und die Tiefe sah ihn an und sie fragten und antworteten einander:

„Du bist ich und ich bin du; wir beide sind eins, und nun werden wir weggeworfen; wir beiden Alten.“ —

Ein leises Raunen stieg aus der Tiefe auf. Den Alten überschauerte es. Alle Geheimnisse und Wunder sollten ihm offenbart werden! —

Er bog sich über den Rand; er starrte in das Dunkel hinab, daß seine Augen schmerzten. Er lauschte in die Stille hinein. Da sprach der alte Schacht zu ihm, ganz dunkel und leise kam es aus der Tiefe. —

Der Alte schob sich über den Rand . . . er lächelte selig . . . da . . .

Am andern Morgen erwartete der Rötter den alten Wagener vergeblich. Man suchte ihn und fand nirgends eine Spur.

Der Schacht ist später zugeworfen worden; die Gebäude verfielen und wurden dann abgerissen. Von Vater Wagener hat man nie wieder etwas gehört.

Der Schacht und der Alte wurden vergessen. Die Jungen kamen und wußten nichts von beiden. Der Schacht und der Alte waren wirklich eins geworden. —

Eine 200 jährige Pflanzordnung.

Mitgeteilt von Oberforstinspektor a. D. **Reudell** zu Sonnenberg.

Vor einer Reihe von Jahren in dem Repositorium meiner früheren Oberförsterei nach einem alten Altenstück fuchend, fiel mir die nachstehende, aus dem Jahre 1724 stammende Pflanzordnung des heftischen Landgrafen Carl in die Hände. Das alte Blatt enthält so großes Verständnis und so sachgemäße Anordnungen über die Obstzucht, daß mir jeder obftbaureisende Leser dieses Blattes gewiß gerne beipflichten wird, wenn ich die damaligen Bestimmungen über manche Verfügungen der heutigen maßgebenden Stellen setze.

Vergegenwärtigt man sich die Transportschwierigkeiten der damaligen Zeit, so ist es beispielsweise heutzutage leichter, hundert Obststämme von Geisenheim nach Schweden oder Norwegen zu versenden, als damals eine handvoll Edelreifer von Wiesbaden nach einem Dorfe des Speßarts oder Obenwalbs zu befördern.

Die Pflanzordnung hat folgenden Wortlaut:

Von Gottes Gnaden Wir Carl, Landgraf zu Hessen, Fürst zu Hersfeld u. s. w. entbieten allen und jeden Unsern Untertanen von Prälaten, Ritter- und Landschaft auch Ober- und Nieder-Beamten samt Bürgermeister und Rat in den Städten, wie nicht weniger Greben und Vorstehern in den Dörfern Unserer Fürstentume Graf- und Herrschaften Unsere Gnade, und fügen ihnen daneben zu wissen: Nachdem männiglich bekannt, wie eine nützliche und vortreffliche Sache es um das Baumpflanzen sei, so setzen, ordnen und wollen Wir

1. daß nicht allein die von Adel in ihrer Gerichtsbarkeit und ein jeder Einwohner in Städten und Dörfern, er sei Geistlicher, Beamter, Bürger oder Bauer, welcher nur hierzu bequem, mit Sonne und Luft versehenen Raum und Gelegenheit hat, sich eine eigene Baumschule, etwa von einer ganzen oder halben Aute Landes, in seinem beim Hause oder auch außer der Stadt und Dorf habenden Garten anlegen solle.

2. Sondern auch, weil nicht ein jeder hierzu mit einem eigenen Plage versehen, so soll daneben und hauptsächlich bei jeder Stadt und Dorfschaft, eine Baumschule auf einem mit Sonne und Luft versehenen, gegen Morgen und Mittag gelegenen Gemeindepflaz, nach Proportion der Ortsmannschaft, von etwa einem halben, ganzen oder 2—3 Ader groß, zu einer gemeinsamen Baumschule ausgesucht und angelegt werden.

3. Beide, sowohl besondere, als Gemeindebauenschulen sollen vor dem Wildpret wohl verwahrt werden.

4. Solche zu den Baumschulen auszuwählende, sowohl gemeine als Privatplätze sollen nicht nur alsobald — nach Publikation dieses — mit genugsamem Dünger von allerhand Mist, Gassenkot, alter Holzerde und dergleichen überfahren, darauf umgeadert oder umgegraben und wohl greggt, sondern auch das Umgraben und Eggen zwischen Februar und Ende künftigen Martini 2 bis 3 mal wiederholt und also das Land wohl präpariert werden.

7. Wann nun die Anlegung und Zubereitung der Pflanzbeete bedeutetermaßen geschehen, so soll ein jeder das seinige den instehenden Frühling — sobald es sich nur vor Schnee und Kälte will tun lassen — mit allerhand Obstkernen von Äpfeln, Birnen, Kirichen, welschen Nüssen pp. besäen, dabei dann in acht zu nehmen, daß, weil diese Kerne nicht alle aufzugehen pflegen, solche ziemlich dicht gesät werden müssen.

8. Nachdem nun die jungen Baumpflanzen aufgegangen, so muß ein jeder, damit solche nicht im Unkraut ersticken, sondern desto besser aufwachsen, seine Beete nicht allein fleißig und vorsichtig jäten, sondern auch bei dürrer Sommerzeit, damit sie nicht verwelken und verderben, notdürftig begießen, sodann hiernächst die jungen Bäume, wenn sie ein wenig in die Höhe kommen, im Frühling — damit der Schnitt wegen alsdann aufsteigenden Saftes desto eher zuwache — beschneiden und von den übrigen Ausschlägen säubern, damit sie desto freudiger über sich wachsen können.

9. Solchergehalt sollen die Baumpflanzungen unter sorgfältiger Wartung in den Schulen stehen bleiben, bis sie wenigstens 7 bis 8 Schuh hoch und bindestockdick sind, alsdann mag und soll jeder die seinigen nicht allein in seine Gärten, sondern auch in die Felder, neben und zwischen seine Äder und Wiesen, sodann an die Landstraßen und Feldwege pp. aussetzen und von Anfang mit Pfählen und Dornen wohl verbinden, damit kein Wild oder zahmes Vieh daran Schaden tun könne.

10. Zum Pfropfen, Okulieren, Kopulieren, Pfeisenaufsetzen und dergleichen, worüber man sich allenfalls bei unseren Gärtnern zu erkundigen hat, um die in den Baumschulen zu erziehenden jungen Stämme solchergehalt zu verbessern, sollen die bedürftende Pfropfreiser und Pfropfzweige aus Unseren Fürstlichen Gärten gratis verabfolgt werden.

13. Inzwischen aber, und bis die anzulegenden Baumschulen soweit gelangen, daß man daraus verpflanzen könne, soll in den Baumschulen auf besonderen Beeten mit Segung junger Säße, Sauer- und Lichtkirichen, Pflaumen- und Zwetschenausschlägen, wilden Apfel- und Birnenstämmen so aus den Gärten und Wäldern, worin dergleichen sich überflüssig finden, zu nehmen ein Anfang gemacht werden.

14. Verordnen wir auch hiermit, daß Keinem in den Landstädten oder Dorfschaften das Bürgerrecht erteilt werde, er habe denn zuvor wenigstens 5 junge Obstbäume auf seinen eigenen Grund oder 5 andere Bäume auf Gemeindegund gepflanzt. Die sich verheiratenden Bürger und Bauern sollen das Paar wenigstens 4 Obstbäume oder nach Beischaffenheit andere Bäume pflanzen, für deren Aufkommen sie allerseits auch mit gehöriger Wartung zu sorgen haben und wann einer abgehiet, einen anderen an die Stelle zu setzen verbunden sein sollen.

15. Hingegen sollen die in Hecken und Feldern von Natur aufgewachsene wilde Obststämme, wo sie nicht zu dick stehen und noch jung sind, ausgeschnitten und also im Wachstum befördert und gepfropft werden.

16. Beim Versetzen der jungen Obstbäume pp. haben diejenigen, welche damit nicht umzugehen wissen, zu beobachten, daß es nicht genug sei, wenn sie etwa einen Spaten voll Erde ausheben, den Baum in das Loch hinein stecken und solches mit dem Fuße zutreten, sondern wenn die Mühe nicht vergebens sein, noch der Baum unschätbar verderben soll, so muß zu jedem Stamm ein räumliches und, falls der Grund steinig oder sonst rauh ist, wenigstens 3 bis 4 Schuh weites und breites Loch gegraben, selbiges mit guter Erde angefüllt, den Baum nicht tiefer als er vorher gestanden, eingesenkt und festgesetzt, auch wegen dem Winde an einen Pfahl, und wegen dem Vieh mit Dornen zugebunden werden.

17. Damit aber auch die gepflanzten Bäume und daran wachsende Früchte vor Frevler und Diebstahl mögen gesichert sein, so ordnen wir hiermit an, daß derjenige Bösewicht, welcher einen im Garten, an Straßen oder offenen: Felde, auf Ädern und Wiesen stehenden Baum, es sei derselbe für Gattung was er wolle, seines Nutzens halber entfernen würde, ferner für einen aus der Baumschule gehobenen Baum mit einem halben Gulden, für einen in den Garten frisch versetzten mit einem halben Thaler und für einen bereits angewurzelten Baum mit

einem Thaler oder höher, nach Beschaffenheit des Baumes nicht allein bezahlen, sondern auch $\frac{1}{4}$ Jahr mit dem Zuchthaus zu bestrafen. Muthwilliger oder boshafter Frevel aber soll für jeden Stamm mit 20 Thaler und im Unvermögensfall mit einem Jahr Zuchthaus geahndet, im Wiederholungsfalle aber der Täter an den Pranger gestellt, mit Ruten geschlagen und des Landes auf ewig verwiesen werden.

Deutsche Frühlingspiele.

Das Nahen des Frühlings ist seit Urzeiten das alljährliche große Erlebnis der deutschen Volksseele gewesen. Er löst sein von dem Dunkel und der Kälte des Winters, befreit sein von den mächtigen Gewalten, die in der Finsternis unheimlich lauerten — das bedeutete für den alten Germanen den Sieg der Sonne und der Wärme. Dieser Jubel über den Einzug des Frühlings lebt noch in unzähligen Volksbräuchen fort, in dem festlichen Einherzugen des ersten Reikens auf der Stange, im Tanz um die ersten Schneeglöckchen, in Liebern und Spielen. Das heutige Frühlingspiel ist geboren aus dem altgermanischen Begriff des Kampfes, den dieses kriegerische Volk auch im Winter der Natur fand. Im altgermanischen Mythos stellt sich der Kampf zwischen Winter und Frühling in dem urweltlichen Bild einer Riesenschlacht dar zwischen den Göttdämonen in Jötunheim, die Gishöde und Schneelawinen niederschleudern, und den mächtigen Asen, die unter Führung des die Sonne verkörpernden Valder die Eisburg stürmen. Aus der Götterphäre ins Bürgerlich-Gemüthvolle gehend, erscheint der Gegensatz zwischen Winter und Frühling in den mannigfachen Streitgedichten, in denen die beiden Jahreszeiten ihre Vorzüge erzählen, der Frühling mit seiner Untharkeiten siegt und der Winter geschlagen „in fremde Lande“ zieht. Diese Streitgedichte zwischen Winter und Frühling sind der Niederschlag eines alten Volksbrauches, in dem zwei Parteien einander gegenübertraten und in einem solchen Wortstreit ihre Kräfte messen. Der Kern einer dramatischen Handlung ist damit gegeben; andere Motive treten hinzu, um dem deutschen Frühlingspiel eine reichere Ausgestaltung zu verleihen. Der Winter wird in anfanglicher Darstellung vertrieben, und häufig tritt an seine Stelle, da er nun einmal als der Feind alles Lebens gilt, das Symbol des Todes. In mittelaltlichen Gegenden wurde so noch in der jüngsten Vergangenheit eine Puppe aus Stroh oder Holz unter Gefängen in einem kleinen Leinwand oder aus einer Stange im Dorfe umher- und dann aus dem Dorfe herausgetragen, um zum Schluß in Feuer oder Wasser vernichtet zu werden. Diese Sitte heißt „den Tod ausbrennen“, „den Tod wegwischen“, am häufigsten das „Todaustreiben“. Gewöhnlich fällt diese Feier auf den Sonntag Lätare, der davon den Namen „schwarzer Sonntag“ erhält, bisweilen auch auf den vorhergehenden Sonntag Oculi. Auch in süddeutschen und österrischen Gegenden wird der Tod ausgetrieben oder verbrannt. Die eigentlich den Winter darstellende Stroh- oder Holz-figur ist hier zu christlichen Vorstellungen in Beziehung gesetzt; sie heißt z. B. in Österreichisch-Schlesien „der alte Jude“, womit Judas Ischariot gemeint ist. Mit dem Todaustreiben ist dort der festliche Einzug des Frühlings verbunden. Die Mädchen des Dorfes legen, nachdem sie den Tod ins Wasser geworfen haben, mit geschmückten Tannenzweigen heim und singen dazu ein Lied, das in ähnlicher Weise auch sonst wiederkehrt: „Den Tod haben wir ausgetragen, / Den Sommer bringen wir wieder, / Den Sommer und den Mai, / Der Rümlein allerlei.“ Auch der Frühling wird vielfach durch eine Puppe personifiziert, die mit Blumen, Bändern und Tannenzweigen geschmückt ist. Den Einzug dieser Puppe begrüßt die Jugend mit einem Willkommen, der in der Hingehend als einfachste und älteste Form die folgenden Verse hat: „Stab aus, Stab aus, / Stecht dem Winter die Augen aus! / Weiße (Weiß) und die Blume / Hole uns den Sommer (Sommer). / Ri ra ro, / Der Sonntag ist da!“ „Stab aus“ heißt „Staub“ an und bedeutet eine Aufforderung an die Hausfrau zum Ausstreuen, zum Grobreinigen. In der zweiten Aufforderung, dem Winter die Augen auszustechen, liegt eine Fortführung des Frühlingsfestes, das nun von Worten zu Taten übergeht. Zweifelslos sind in früheren Zeiten bei Darstellung des Kampfes zwischen Winter und Frühling wichtige Schlachten geliefert worden. In den mittelhochdeutschen Legenden schritten früher beim „Stab aus-Feste“ am Sonntag Lätare dem Zug der Kinder, die alle weißgeschaltete Stäbe trugen, zwei

Knaben voran, der eine als Winter in Eis, gehüllt, der andere als Frühling mit Grün bekränzt, und diese beiden führten unter dem Gesang der anderen einen regelrechten Zweikampf mit hölzernen Stäben aus. Der Winter unterlag zuletzt, und der Frühling zog ihm seine Strohrüstung aus, die er im Triumph mit sich fortführte. In noch früheren Zeiten haben ganze Scharen gegeneinander gekämpft, um auf diese Weise den Sieg des Frühlings über den Winter darzustellen. C. K.

Ostergelächter.

Ostern ist das Fest der Freude und des Jubels über die Auferstehung des Herrn aus dem Grabe und über die Auferstehung der Natur aus Winterstod. Dieser helle Ton des Glücks, der in allen Bräuchen und Festen anklingt, hat seinen reichvollsten Ausdruck in jenem Augenblick des Gottesdienstes gefunden, wo der Bischof das Halleluja intonierte und die ganze Gemeinde in vollem Chor einfiel. Dieser Hallelujarus, nach dem das Osterfest auch das Hallelujafest genannt wurde, erscholl früher beim ersten Einzug der aufgehenden Sonne des Ostermontages; erst später hat man die Feier auf die Vormittagsstunden verlegt. Noch nach dem allgemeinen Glauben nicht nur die Erde, sondern auch die Sonne selbst an dem Osterjubiläum teil, indem sie beim Aufgang drei Freudenstränge vollführte. Weise Leute wollten mit eigenen Augen gesehen haben, wie sie hüpfte. Im Mittelalter fand diese urwüchsige Freude noch in einem andern kirchlichen Brauch Ausdruck, in dem sogenannten Ostergelächter. Der Prediger gab am Ostertage von der Kanzel herab dem Volk allerlei Possen und Schwänke zum besten, erzählte ihm ein „Ostermärlein“ und stimmte selbst in das fröhliche Lachen ein, das die sonst so ernsthaften Köpfe des ehrwürdigen Gotteshauses durchschallte. Spätere Zeiten haben an dieser naiven Freuden- und Lustgebung Anstoß genommen, und so konnte das Ostergelächter nur noch außerhalb der Kirche angestimmt werden. Im Volksbrauch aber hallt es vielschallig noch heute durch die Osterfitten. Unzählig sind die Lustbarkeiten, die Spiele und Scherze, die in den Ostertagen Burschen und Mädchen auf dem Dorfanger veranstalten. Viel zur Freude trägt das Verschicken bei, das allerdings in seiner fast an Weihnachtsmächten gemahnenden Ausdehnung erst in neuester Zeit und hauptsächlich in den Städten aufgetommen ist. Früher waren die einzigen Geschenke, die man zu Ostern machte, die Eier. Mit den Eiern verschicken sind die vielen österlichen Eierspiele verknüpft. So wirft man die Eier auf der Wiese in die Luft und läßt sie auf den Boden fallen, ursprünglich wohl in der Absicht, dem Boden dadurch Fruchtbarkeit zu vermitteln. Sodann werden die Eier einen Abhang heruntergerollt, oder sie werden mit den Spitzen umeinander geschlagen, und dessen Ei heil bleibt, der hat gewonnen. Das Eierverstecken und Eierfuchen ist ja allgemein bekannt. Verwandte Wettspiele sind das besonders in der Schweiz übliche „Angelrollen“, wobei an die Stelle der Eier die „Osterfügelein“ treten, und dieses Angelrollen entwickelt sich zum Ballspiel, das eine der beliebtesten Osterlustbarkeiten seit uralter Zeit ist. Der Osterball wird dabei als Sonnenball gedeutet. Alt und jung steht auf den grünen Anger, und an manchen Orten ist es Sitte, daß die im letzten Jahr vermählten Eheleute den Ball stiften. Dieser „Brautball“ wird dann mit zahlreichen Sprüchen in feierlichem Zuge abgeholt. Länze werden im Freien abgehalten, und Wettrennen finden statt, wobei man wohl ursprünglich den Frühling bewillkommen und jeder der erste sein wollte. Sehr fröhlich sieht auch die Osterumgänge und die Osterparadegänge, die meistens im Wirtshaus eiden. In Sachsen war früher das „Osterreiten“ üblich, bei dem sich die ganze männliche Jugend zu Rosse versammelte, einen Umzug vor den einzelnen Häusern hielt und Spenden aller Art empfing. Besonders ist Ostern stets das Freudenfest der Kinder gewesen, und ihr helles Lachen ertönt auch wohl heute noch am lautesten in dem allgemeinen Ostergelächter. C. K.

Gründonnerstagsbräuche.

In der düstern, ganz der Erinnerung an Christi Leiden geweihten Karwoche ist der Gründonnerstag ein freundlicher Lichtblick, ein heller Auftakt der mit dem Osterfest anbrechenden Freude. Dieser Voranklang der Osterstimmung tritt auch in den Volksbräuchen am Gründonnerstag

deutsch hervor. Der Tag hat ja seinen Namen davon erhalten, daß an diesem Tage in der katholischen Kirche beim Hochamt grüne Paramente gebraucht werden; aber das Volk bringt die Verzierung in Zusammenhang mit dem hervorprispelnden Grün der Erde, mit dem Erwachen der Natur, und es verlangt, daß man an diesem Tage etwas Grünes esse, Gemüse, Salat, Suppen mit neuerlei oder zwölferlei Kräutern darin. Solches Essen verleiht Gesundheit fürs ganze Jahr. Eine große Rolle spielt auch bei der Gründonnerstagsmahlzeit der Honig, der, an diesem Tage genossen, gegen den Biss toller Hunde und giftiger Tiere schützt. Auch das Vieh erhält Honig, und in manchen Gegenden, besonders in Böhmen, wirt man sogar etwas Honig in den Brunnen, um dem Wasser Wohlgeschmack und Kraft zu verleihen. Des weiteren ist man am Gründonnerstage Hirse und Linsen, weil dann das Geld nie ausgeht. Die wichtigste Speise aber, die der Volksglaube an diesem Tage kennt, ist das Gründonnerstagei, das vielfach den Namen „Antlastei“ führt, wobei Antlast = Entlastung mit der Botsprechung der Süßer von den Kirchenstrafen am Gründonnerstage zusammenhängt. Jedes am grünen Donnerstag gelegte Ei hat besondere Kräfte und bringt besonderen Segen, es schützt nach den in Österreich und Böhmen verbreiteten Bräuchen vor Feuersbrunst und Blitz; die Schalen der Antlasteier werden auf die Felder gestreut und machen sie fruchtbar. Man ist die Gründonnerstageier unter besonderen Gebräuchen, z. B. stehend in Freien, am Karfreitag oder am Ostermontag. Ist hier schon der Fruchtbarkeitstakt dieses Tages angedeutet, so tritt der Glaube an seine befruchtende Kraft noch stärker hervor in den Saatgebräuchen vieler Gegenden. So soll man am Gründonnerstag vor Sonnenaufgang dreierlei Früchte säen und aus dem aufgegangenen Samen eine Sacke machen, die gegen Brandschaden wirksam ist. Während andere Tätigkeiten, besonders alles, wobei eine drehende Bewegung erforderlich ist, wie Wajchen und Baden, verboten sind, soll auf dem Acker etwas gearbeitet werden, und zwar ist der Tag besonders günstig zum Säen von Kohl, Leinsamen und Blumen. In Tirol ist am Gründonnerstag das sog. „Baumbeten“ üblich, bei dem bestimmte Gebete unter den Bäumen hergesagt werden. Zweifelslos ist das eine Erinnerung an das Wort Christi unter den Bäumen des Ölberges. Der freundschaftliche Charakter dieses Tages kommt auch in den Lärmumzügen und Bittgängen zum Ausdruck, die jetzt nach der Stille der Fastenzeit wieder einsetzen. Die Lärmumzüge hängen mit einem alten Kirchenglauben zusammen, nach dem am grünen Donnerstag alle Kirchenglocken nach Rom wandern, um dort zu beten, sich segnen zu lassen oder auch Sterbender zu holen. Erst am „stillen Sonnabend“ kehren sie wieder zurück, um dann mit ehernem Mund die Auferstehung des Herrn am Ostermontag zu verkünden. In der Zwischenzeit nun wird die Gemeinde mit Klappern und Pöscheln zum Gottesdienst gerufen, und natürlich laßt es sich die Jugend nicht nehmen, diesen mißtönenden Glockenerlah auszuführen. Dieser Lärm drang früher selbst bis in die Kirche und fand seinen Ausdruck in den lustigen „Pumper- oder Rumpfsmetten“, bei denen während des Gottesdienstes mit Klappeln und Pöscheln ein Getöse vollführt wurde, durch das angeblich der Aufruf in der Natur beim Tode Christi dargestellt werden sollte. Wahrscheinlich leben hier Reste heidnischer Umzüge und Bräuche fort, bei denen der Lärm zur Vertreibung böser Dämonen dienen sollte. Mit den Lärmumzügen sind Bittgänge verbunden, in denen bestimmte Berufe, wie der Lehrer, der Totengräber, derhirt, ihr Deputat abholen oder Arme milde Gaben einsammeln. Im Schwäbischen werden die zwölf ärmsten Männer, die am Gründonnerstag in den Häusern betteln gehen die Apostel genannt, nach einer, der mit der Geldbörse vorangeht, heißt Judas. Die Erinnerung an den Verrat des Judas taucht auf in dem „Judasaustreiben“, das an manchen Orten am Gründonnerstag üblich war. In Schlesien erschien früher nach dem Gottesdienst der Pfarrer als Judas mit einer roten Weste bekleidet und wurde von der Jugend unter großem Lärm aus der Kirche getrieben, anderwärts geht man des Abends in den Feldern mit brennenden Fackeln und Wesen den Judas juchend wildtätige Brände, wie Speisung der Armen, sind an die hier und da noch übliche Fußwaschung geknüpft. Der Gründonnerstag ist ein Tag der allgemeinen Verjöhnung, an dem verfeindete Nachbarn sich wieder vertragen und auch wohl die Männer ihrer Frauen am Abend ins Wirtshaus zum Bier führen. C. K.

Mout.

Ich nomm dat Läuse freibig off,
Wie seihst ich Kraft un Mout!
Rous ous de Mout, rous ous em Schlof!
Ich seih dat flüssig Blout.

Lang log ich stell, soh vir mich hin:
Dei Spill, et es verlor —
Su gung et trib mir dorch de Sinn,
Die Flent leihst längst em Koorn.

Ich greiff se off, nau stih ich do;
Bot kemmt, es mir verfeimt!
Wie do de Geist von danne flog,
Dä mich su lang gelähmt!

Drem muß ich sohn, nor immer Mout,
Wie sich dat Läuse stellt!
Dem fruhe Mann met tapper Blout
Gehirt ellan die Welt.

W. Reuter.

Umschau.

* Die Glode in der Volksmedizin. Die Kirchenglocken gelten im Volksglauben als geweihte und heilige Gegenstände, die die Macht haben, die bösen Geister und ihre schlimmen Einwirkungen zu verschrecken. Um dieser segensreichen Wirkung willen spielen die Gloden auch in der Volksmedizin eine Rolle, worüber Joh. Besch in der Zeitschrift „Niederachsen“ berichtet. Für die Gesundheit der Kinder ist das Taufgeläute von großem Einfluß. So glaubt man im sächsischen Erzgebirge, daß ein Kind recht kräftig und klug wird, wenn bei der Taufe recht lange geläutet wird. Wenn die Kirchenglocke in das Taufgeläute hineinschlägt, dann stirbt nach einer im Vogtland verbreiteten Anschauung das Kind bald. Auch für die Gesundheit des Viehes ist die Glode nicht unwesentlich. So bindet z. B. in Hessen die Magd das Kalb auf der Wiese am besten an, während die Glode zur Kirche läutet. Dann nimmt das Kalb gut zu und wird nicht krank. Die Glode wirkt jedoch auch durch sich selbst und durch die zu ihr gehörenden Teile als Heilmittel. So wurde von den Angelsachsen ein Trank gegen Jrrsinn, der aus Knoblauch und geweihtem Wasser bestand, aus den Kirchenglocken getrunken. Auf Helgoland trank man aus Gloden auf eine gute Zeit. In einzelnen Gegenden, so in Oldenburg, in Steiermark und Westpreußen, gilt sogar die Glodenschmiere als heilkräftig. Am häufigsten erscheint die Glode in den Heilspärchen gegen die Warze. So wird empfohlen, während des Glodenläutens beim Begräbnis die mit Warzen behaftete Stelle in fließendem Wasser zu waschen und dabei zu sprechen:

„Warzen, Warzen id wasche ju ab,
Sie läuten jetzt einen in dat Grab.“

Gegen die Rose und andere Avel wird im Anhaltischen der folgende Spruch empfohlen:

„Alle Gloden angeklungen,
Alle Menschen sein gesungen,
Böses Kraut,
Du mußt vergehen und vertreiben.“

Ebenfalls im Anhaltischen werden Geschwülste durch folgenden Segen „besprochen“:

„Lauf, Schwulst, lauf, die Gloden klingen,
Die Schwulst, die soll verschwinden.“

B.

* Die landwirtschaftliche Erzeugung im Kriege. Wie groß der Rückgang der landwirtschaftlichen Erzeugung infolge des Krieges gewesen ist, geht aus einer Zusammenstellung der „Deutschen Landwirtschaftlichen Presse“ hervor. Durch den Raubbau, der während des Krieges infolge von Düngermangel notwendig geworden ist, sind die deutschen Ernten danach fast auf die Hälfte ihres normalen Ertrages zurückgegangen. Bei den wichtigsten Feldfrüchten betrugen sie in Millionen Tonnen: beim Roggen 1913: 10,1, 1918: 8,0 (1917 waren es nur 6,9); beim Weizen 1913: 4,4, 1918: 2,4; bei den Kartoffeln 1913: 52,9, 1918: 29,4; beim Hafer 1913: 9,5, 1918: 4,7 (1917 nur 3,6). Wenn nicht die Düngerefabriken bald wieder voll arbeiten können, wird die Ernte 1919 einen noch geringeren Ertrag aufweisen. Ebenso sind die tierischen Leistungen durch den Mangel an Futter sehr erheblich gesunken. Nach den Feststellungen eines Kontrollvereins, der der westfälischen Landwirtschaftskammer angeschlossen ist, stellt sich die Durchschnittsleistung einer Kuh im Jahre 1917 nur noch auf 2650 kg Milch mit je 2,83 % Fett gegen 4427 kg Milch mit je 3,08 % Fett im Jahre 1913.

B.

Der Landbote.

Volkstümliche Freibeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 4.

— Erscheint allmonatlich. —

1920.



Tausend Stunden Licht.

Von Joh. Tauber.

„Brennt tausend Stunden,“ jagte die Verkäuferin in dem Lampengeschäft, und mit diesen Worten hielt sie der alten Frau eine elektrische Birne hin. Tausend Stunden! Mein Gott, ist das lang!, dachte die Frau bei sich. Gestern abend hatte die elektrische Birne versagt, — merkwürdig. Gerade am Nachmittag hatte ihr Sohn für einen der nächsten Tage den Marschbefehl ins Feld bekommen, und so saßen sie den Abend hindurch im Halbdunkel, und das war einerseits gut so: denn da sah ihr Sohn nicht die Angst in ihren Augen und den Sorgen Ausdruck in ihrem Gesicht. — Sie war ein wenig abergläubisch. War's eine Vorbedeutung, daß nun, wenn ihr Einziger draußen weilen würde, für sie eine Zeit der Dunkelheit und Trübsal kommen würde? Aber er nahm die Sache ruhig, und vor dem Zubettgehen sagte er freundlich zu ihr: „Mutter, du mußt gleich morgen eine neue Birne kaufen, damit ich sie dir noch einmachen kann, — damit du's doch hell und freundlich hast in deinem Zimmer, wenn ich fort bin.“

Da stand sie nun vor der Labentür, die eingewickelte Birne in den zitterigen Händen. „Brennt tausend Stunden,“ das Wort brannte ihr förmlich in der Seele. Was wird sein, was wird werden in diesen tausend Stunden? Wird sie sie alle ohne ihn verbringen müssen, — wie viel banges Harren werden sie einschließen! Wird er in einer dieser tausend Stunden heimkehren, gesund oder verwundet, oder wird sie in einer die Nachricht von seinem Tod erhalten? —

Nun hatte er die Birne angebracht, und früh an einem Morgen, als es noch dunkel war, da hatte sie ihr Licht gesendet zum Abschiednehmen. Da hatte die Mutter des Sohnes Blicke sich noch einzuprägen gesucht und sah doch nicht klar; vor ihren Augen war's wie ein grauer Schleier, ein Nebel. Als er dann fort war, saß sie lange, den Kopf auf ihre Arme gelegt, in ihrem Leid versunken; und sie fühlte die ganze Schwere des Schmerzes, der nie kürzer und einfacher ausgedrückt ward als in den Worten Christi in der Geschichte vom Jüngling zu Nain: „— und er war der einzige Sohn einer Witwe.“

Als sie dann endlich aufschaute, war Zwielicht im Zimmer; freundlich blaute ein Herbsttag durch die Fenster, aber das Licht brannte auch noch. Welche Verschwendung! war ihr erster Gedanke; sie war doch wieder zu viel praktische Hausfrau, und schnell drehte sie am Knopf. —

Es kamen die ersten Karten und Briefe; wie oft sie sie las! Immer wieder abends beim hellen Licht. Es kam ein Paket mit Wäsche, zerrissene Socken und sonstiges Kleiwerk. Wie sorgfältig sie alles ausbesserte mit ihren treuen Händen, mit ihren alten, jetzt oft recht müden Augen. Und wenn sie so eine Unterjacke von ihm ganz auf dem Tisch ausbreitete, um ja alle Löcher darin zu entdecken, dann kam es ihr vor, als sähe sie die ganze breitschulterige, sehnige Gestalt ihres Sohnes vor sich.

Das Paketmachen nahm viel Zeit in Anspruch, gottlob! Immer gab's da noch was zu besorgen, hinzuzufügen, zu ändern. Und zu all dem leuchtete getreulich die elektrische Birne und gab von ihren tausend Stunden Lebensdauer eine um die andere her. Sie leuchtete auch, wenn jeden Abend die Mutter an ihren Sohn schrieb. Das war so eine fixe Idee von ihr geworden, jeden Abend zu schreiben, und wenn es nur ein paar Zeilen, ein paar Worte waren. Sie konnte nicht zu Bett gehen, ohne mit ihm gesprochen zu haben; wie ein Fallschirm sollten ihn diese abendlichen Worte draußen schützen und begleiten. Was sie schrieb, war ja nicht immer wichtig oder interessant oder besonders

geistreich; oft nur kleine, unbedeutende Ereignisse aus ihrem stillen Leben, Gedanken, Wünsche; aber es kam alles aus so treuem Herzen, daß es den, der es draußen im Felde las, anmutete, als säße er am heimatischen Herd und als hielte er seiner Mutter Hand in der seinen. — So verstrich die Zeit. Fünf bis sechs Stunden brannte das Licht jetzt täglich in den dunkelsten Wintermonaten. Dann kam der Frühling und mit ihm kamen sie und da ein paar Blumen, eingelegt in den Briefen ihres Sohnes. Wie sie das freute, diese Blumen aus dem fremden Land! Manchmal waren es dieselben Arten wie in der Heimat; dann waren es fremde, nie gesehene, und manchmal geschah das Wunderbare, — das Blumenwunder, wie sie es für sich nannte. Wenn die frisch gepflückten Blumen nur zwei oder drei Tage unterwegs gewesen waren, dann erholten sie sich wieder bei ihr im frischen Wasser und erblühten aufs neue. Da saß sie dann abends an ihrem Tisch, vor sich die kleine Vase, und belauschte dies Blumenatmen, dies Blumenauferstehen: da öffnete sich langsam geheimnisvoll ein Kelch und ließ sie schauen auf seinen Grund; dort erschloß eine Sternblume ihre Adern und erstrahlte im Licht. Denn das Licht war immer da; freundlich und gleichmäßig beschien es all das Tun und Sinnen dieser Frau, umschimmerte die Silberfäden, die sich immer reicher in ihren Scheitel schlichen, und glitzerte in ihren Tränen. — Und einmal konnte es sich spiegeln in Freudenstränen. Das war, als die Heimkehrnachricht kam. Aber dann schien das Licht allmählich trübe und müde zu werden; es brannte schwächer und mit rötlichem Schein. Aber die Mutter merkte es nicht. Ihr Inneres war so voll Hells. — Dann kam er eines Abends zurück aus dem Feld. Im Abenddämmer saßen sie zusammen am Fenster; im Zwielicht sah sie sein braunes, frohes Gesicht und lauschte seinem Erzählen. In ihr aber war es stille geworden; still und dankbar ließ sie alles an sich vorüberziehen, nur selig in dem Gefühl seines Nahseins. Als es dann ganz dunkel ward, stand er auf, um das Licht anzudrehen; und da fiel es ihm wieder ein, daß er ihr vor seinem Ausziehen ins Feld die neue Birne angesteckt hatte. „Na, was macht das Licht? Hat's immer freundlich geleuchtet, Mutter?“, und er drehte am Knopf, — aber er drehte vergebens. „Ah, ausgebrannt, — schon wieder?“ sagte er lachend. „Brennt tausend Stunden!“ Die Worte dämmerten wieder auf in ihrem Gedenken. Wirklich? Waren die tausend Stunden schon um, — und das lust jezt, wo ihr Sohn heimgekommen war, wo sie so gern auch sein Gesicht beim hellen, elektrischen Schein gesehen hätte! Aber vielleicht war's gut so; — der Sohn sollte die tiefen Furchen nicht sehen, welche die tausend Stunden in das Antlitz der Mutter gegraben, und das gebleichte Paar nicht und die müden Augen; — nein, das alles wollte die alte Birne dem Sohn nicht zeigen.

Flurumgänge.

Von Georg Krans, Viebrich.

Flurumgänge (Wittgänge), wie solche in Nr. 8 des Landboten vom Jahr 1919 beschrieben werden, finden heute noch alljährlich in der Kasteler Gemarkung, die vom Ufer des Rheins an bis fast zum alten Wartturm bei Erbenheim neben der Viebricher Gemarkung herläuft, statt und zwar am Montag, Dienstag und Mittwoch vor dem Himmelfahrtstage.

In der heutigen Zeit vollziehen sich diese Wittgänge folgendermaßen. Nachdem vormittags um 6 $\frac{1}{2}$ Uhr in der Kirche zu Kastel Messe abgehalten, bildet sich vor der Kirche die Prozession bestehend aus Pfarrer, Messdienern, Lehrern mit Schülern

Fahnen- und Kreuzträgern und weiteren Gliedern der Gemeinde. Heute beschränken sich diese Wittgänge nur auf nahegelegene Feldbezirke, während noch vor 30–40 Jahren dieselben sich bedeutend weiter ausdehnten. Damals wurde am ersten von den drei Tagen von den Wittgängern folgender Weg eingeschlagen. Von der Kirche aus durch das Wiesbadener Tor nach dem Petersweg, vorbei an dem sogen. Bildchen (Heiligenbild) um den Friedhof herum und zurück zur Kirche. Am zweiten Tage: Von der Kirche durch das Wiesbadener Tor, über die Erbenheimer Straße zum Ochsenbrunnen, woselbst Andacht und Predigt abgehalten wurden. Nachdem dann eine mitgebrachte Erfrischung eingenommen war, ging es über den Schmalweg, durch das Wiesbadener Tor zurück zur Kirche. Am dritten Tage: Von der Kirche durch das Wiesbadener Tor, den Schmalweg und die Elisabethenstraße, auch „Steinerne Straße“ genannt, entlang, durch das Frankfurter Tor zurück zur Kirche.

Bis vor etwa 40 Jahren erstreckten sich diese Wittgänge, wie oben bemerkt, auf weitere Teile der Gemarkung und vor etwa 100 Jahren umfaßten sie die ganze Gemarkung, gingen sogar bis über dieselbe hinaus in die Mosbacher-Viebricher Gemarkung, und zwar bis zur Armenruhühle, die etwa 500 Meter von der preuß. hessischen Landesgrenze entfernt liegt. Diese Armenruhühle, resp. der Armenruh Hof gehörte ehemals dem Kloster Klarental bei Wiesbaden, dem sie König Adolph, der Nassauer, bei Gründung dieses Klosters zum Eigentum überwies. Dieses Kloster, das große Hammelherden besaß, hatte für dieselben einen Weidgang in der Kaster Gemarkung und zwar auf der „Hamelburg“, der heutigen Amöneburg. Wohl als Gegenleistung für die Berechtigung, das Vieh in der Kaster Gemarkung zu weiden, hatte das Kloster Klarental, resp. der jeweilige Hofmann des Armenruh Hofes, den Gliedern einer Prozession, die bei diesem Wittgang nach dem Armenruh Hof kamen, Trank und Speise zu reichen. Dieses Essen bestand für die Wittgänger der Prozession in Käse und Brot, während dem Pfarrer, den Kreuz- und Fahnenträgern sowie den Sängern Suppe, Fleisch, Brot und Wein gereicht wurden. Die Speisung der letzteren fand in der Behausung selbst, diejenigen der weiteren Beteiligten auf einer nahegelegenen Wiese statt. Diese Wiese führt bis auf den heutigen Tag den Namen „Käsebrotwiese.“

In den Jahren 1529–1530 hatte der Klosterhofmann des Armenruh Hofes den Wittgängern die Speisung verweigert, weshalb die Gemeinde Kaster klagen gegen das Kloster Klarental voring. In dieser Klagesache fand am Dienstag nach Erandi des Jahres 1531 ein Termin bei der Kaster Warte — dieselbe stand auf der Stelle, wo heute die preuß. hess. Landesgrenze die Bahnlinie Wiesbaden — Frankfurt kreuzt und wurde am 10. Dezember 1798 gesprengt — statt.

In diesem Termin, bei dem der Schultheiß von Kaster sowie ein Vertreter des Klosters Klarental erschienen waren, auch der Landesherr Graf Philipp von Nassau, wurde durch den Bischof von Straßburg als Statthalter des Bistums Mainz entschieden, daß die althergebrachte Speisung der Kaster Wittgänger auch künftig durch den Armenruh Hof statzufinden habe, wie dies schon von unvorstellbaren Zeiten an der Fall gewesen. Dies geschah nun auch in der Folge alle Jahre, bis in den 1820er Jahren der damalige Besitzer der Armenruhühle, die im Lauf der Zeit als Erbleihmühle verkauft worden war, Johann Heppenheimer, den alten lästigen Brauch auf einfache Weise aus der Welt schaffte. Er ließ nämlich am Abend vor dem Tage, an dem die Prozession erscheinen sollte, auf die Wiese, auf der seither die Speisung stattgefunden, das Wasser des Mählgrabens leiten. Als nun am nächsten Morgen die Prozession ankam und die Wiese unter Wasser gesetzt fand, zogen die Teilnehmer ohne Speise und Trank wieder heim. Im folgenden Jahre erschien am bestimmten Tage die Prozession zwar wieder bei der Armenruhühle, doch auch diesmal war die Wiese wieder mit Wasser überflutet, so daß die Kaster unbefähigt von dannen ziehen mußten. Von diesem Zeitpunkt ab erschienen die Wittgänger nicht mehr bei der Armenruhühle und deren Besitzer hatte erreicht, was er wollte: die Aufhebung der lästigen Speisungen. Bemerkenswert ist noch, daß dem jeweiligen Pächter oder Besitzer der Armenruhühle das Recht zustand, jährlich einmal im Bischöflichen Palais in Mainz zur Tafel zu erscheinen, auch seinen Hund mitzubringen, doch mußte er nach aufgehobener Tafel einen Kronentaler unter seinem Teller liegen lassen.

Flurumgänge (Gemarkungsbegehungen) zur Besichtigung bestehender Gemarkungs- und Gewannensteine, resp. zur Neusetzung schadhaft gewordener oder abhanden gekommener Steine, finden in unserer heimischen Mark heute noch wie von alten Zeiten her zu Ende des Monats September statt. Doch vollziehen sich diese Gemarkungsbegehungen ohne den früher üblichen Pomp, wie solcher in dem Artikel in Nr. 8 des Landboten geschildert ist. An den festgesetzten Tagen begeben sich mehrere Mitglieder des

Ortsgerichts unter Führung des Ortsgerichts-Vorstehers oder dessen Stellvertreters und unter Begleitung derjenigen Grundbesitzer, die fehlende Steine oder dergl. angemeldet haben, an die betr. Punkte, woselbst dann die verschiedenen Vermessungen, resp. die Richtigstellung oder die Neusetzung der Steine durch den vereinigten Feldmesser stattfinden. Um zu zeigen, wie frühere Gemarkungsbegehungen verliefen, lasse hierunter das Protokoll über eine solche aus dem Jahre 1785 folgen. Dieses Protokoll befindet sich in dem Gerichtsbuche des Mosbacher Gerichts und lautet wie folgt:

Altum Mosbach, den 3. Okt. 1785.

Nachdem die Stadt Wiesbaden mit der Gemeinde Mosbach die Abrede getroffen, die Gemarkung zu begehen, geschah diese Begehung heute und waren dabei zugegen:

1. Herr Schultheiß Georg Anton Reiz,
2. Herr Gerichtsschreiber Mathes Stritter,
3. Gerichtsmann Gottfr. Chr. Wagner,
4. Gerichtsmann Heinrich Schneider,
5. Gerichtsmann Reinhard Vaber,
6. Vorsteher Valentin Kayser zu Mosbach,
7. Vorsteher Joh. Dietrich Kronenberger, Viebrich,
8. Gemeindevorsteher Karl Beder zu Viebrich,
9. „ Martin Stein zu Viebrich,
10. „ Gg. Andr. Reiz zu Mosbach,
11. „ Reinh. Lang zu Mosbach,
12. „ Christoph Reiz zu Mosbach,
13. „ Reinh. Stritter zu Mosbach,
14. „ Nicolaus Lang zu Mosbach,
15. „ Nicolaus Wahl zu Mosbach.

Ferner die Jungmannschaft:

16. Mathes Stritter,
17. Joh. Reiz,
18. Adam Schneider, Sohn,
19. Gottfried Hammes,
20. Andreas Kayser,
21. Johann Zugmeyer,
22. Adam Seilberger,
23. Johann Gg. Frid und
24. David Schramm, als Gerichtsdiener.

Ferner erschienen von Wiesbaden:

1. Herr Rat von Jossa,
2. Herr Landkommissar Schmidt,
3. Herr Stadtoberstschultheiß Schramm,
4. Die Feldgeschworenen,
5. Ein Kommando Bürger mit Gewehr und ihrem Stadtlambour,
6. Der Herr Kantor mit seinen Schülern, und diese haben bei einem jeden Stein einen Vers aus einem Lied gesungen, weil unser (der Mosbacher) Schulmeister Christian Sauer es abgeschlagen und sich nicht die Mühe hat geben wollen, so ist (von unserer Seite) nichts gesungen worden, welches ist sehr übel aufgenommen worden.

Wie nun die Wiesbadener an die Erbenheimer Steinfaut von dem Häner (Hainer) zu uns gekommen sind, wurde von dem Herrn Stadtschultheiß die Abrede getan: „Herr Schultheiß und Gerichten zu Mosbach erkennt ihr diesen Gemarkungsstein vor richtig“, so wurde dieses von der Gemeinde mit „Ja“ beantwortet. Hier legten die Feldgeschworenen ihre Maßgerten (Maßstäbe) auf den ersten Stein.

Nr. 1. einen großen gehauenen Sandstein mit den Zeichen nach Wiesbaden zu „W. B.“, nach Erbenheim zu „E. H.“, nach Mosbach zu „M. B.“ Nachdem dieser Stein von den drei Gemeinden für richtig befunden worden, wurde, wie bei einem jeden Stein ein Lied gesungen. Unser Herr Lehrer Sauer hat nicht mögen mitgehen mit seinen Schülern; er ist auch an Geld gestraft worden, weil er nicht gesungen.

Nr. 2. Ein weißer Kalkstein in des Reinhard Vabers Ader. Dieser Stein war oben gespalten in drei Stücke. Es wurde hier verabredet, einen neuen Stein zu setzen. (Eine Nachschrift lautet: Wurde ein blauer Wade mit weißen Adern dahin gesetzt anno 1813.)

Nr. 3. Ein großer weißer Kalkstein mit zwei Spigen in des Spelmüllers Ader im Mitt-Feld.

Nr. 4. Ein hoher, weißer Kalkstein, unten dick, obenauss gespitzt, an der Kaster Straße (heutiger Mählweg) wurde für richtig erkannt.

Nr. 5. Ein weißer, runder Kalkstein, unter dem Kaster Weg, in Reinhard Salzen (Vater des Wiesbadener Originals „Der lange Salz“, damals Besitzer der Kupfermühle) Ader, ist auch für richtig erkannt worden.

Nr. 6. Am Kupfermühler Weg unter dem Birnbaum ein roter, gehauener, halbrunder Sandstein, nach Wiesbaden zu mit

dem Zeichen „W. B.“, nach Mosbach zu mit „M. B.“, nebst der Jahreszahl 1715. Hier wurde die Mittags-Mahlzeit gehalten von den Herren Beamten.

Nr. 7. Gleich oberhalb der Kupfermühle auf dem Spital-Ader (zur Spital-Spittel-Spelmühle gehörend) ein großer, grauer, spitzer Mauerstein. Hier kam der Prinz von Anhalt-Deßau bei dieser Berrichtung zu uns und wohnte uns bei bis ans Ende.

Nr. 8. Ein blauer, ediger Mauerstein an der Mainzer-Straße (Feldbezirk in der Mosbacher Gemarkung) auf dem Mosbacher Pfarrader.

Nr. 9. Ein blauer, ediger, spitzer Stein auf Reinhard Bolls Ader.

Nr. 10. Ist gleichfalls ein blauer, ediger, aber stumpfer Stein, zwischen einem herrschaftlichen Ader und Kupfersteins Ader. Bei diesem Steine wurde angemerkt, daß er auf eine Seite gegangen.

Nr. 11. Ein ebenmäßiger weißer und großer, blauer, spitzer Stein in des Bollen Ader.

Nr. 12. Ein dicker, weißer Wadenstein hinter dem „Schwalbenschwanz“, auf der Gewann am Pfarr-Ader.

Nr. 13. Ein blauer, stumpfer, runder Stein, an der Schiersteiner Straße (Waldstraßen-Bezirk) am Herrn von Lönnerschen Gut (Hofmeister Lönners von Laurenburg.)

Nr. 14. Ein großer blauer Stein am Rech. Hier hat uns die Dogheimer Gemeinde erwartet und ist mit den Wiesbadenern fortgefahren.

Auf der Kupfermühle wurde von Schultzeiß, Gericht, Vorstehern und Gemeindefleuten zusammen 24 Mann, verzehrt worden den Mittag 4 Gulden. Ferner wurde bei dem Hirschwirt Reinhardt Stritter zu Mosbach (heutige Kirchstraße Nr. 7) von den Beteiligten bei der Gemarkungsbegehung „ihre Gebühr“ (Vergütung) verzehrt und von der Gemeinde ausbezahlt mit Aber den btr. Betrag schweigt der damalige Gerichtsschreiber sich aus.

Zum Schluß sei noch eines alten Gemarkungssteines gedacht, der sich im Feldbüttel Fuchslache der Viebricher Gemarkung, bei der Gemarkungsgrenze Viebrich-Erbenheim befindet. Derselbe stammt aus dem Jahre 1575 und trägt auf der Viebrich zugewendeten Seite die Inschrift

L A V S D E O

1 5 7 5

M.

auf der Erbenheim zugewendeten Seite

L A V S D E O

1 5 7 5

U.

Während das auf der Viebricher Seite erscheinende Zeichen M leicht zu deuten ist — es weist auf Mosbach-Viebrich hin, da in ersterem früher der Gerichtssitz für beide Orte war — ist das Zeichen U auf der Erbenheimer Seite unklar und man wird versucht, dasselbe für ein U anzusprechen, was vielleicht auf Unter-Erbenheim hinweisen soll.

Vor einigen Jahren beabsichtigte der Magistrat Viebrich auf Anregung des Schreibers, diesen alten Grenzstein, der die Stürme des 30jährigen Krieges und die verschiedenen Belagerungen und Kämpfe um Mainz überdauert und der nun fast 350 Jahre an der betr. Stelle steht, auszuheben, um ihn dem Heimat-Museum in Viebrich zu überweisen. Der Magistrat setzte sich damals mit der Gemeinde-Verwaltung Erbenheim in Verbindung, da dieselbe mit der Entfernung des Steines, resp. mit der Setzung eines neuen einverstanden sein mußte. Die Gemeinde-Verwaltung Erbenheim entschied jedoch, „der Stein solle nicht entfernt werden, sondern an der seitherigen Stelle verbleiben.“ So wird denn dieser alte Stein, der vom Zahn der Zeit schon arg mitgenommen ist, über kurz oder lang völlig abgebrockelt und zerfallen sein, während er bei Aufbewahrung im Museum kommenden Generationen erhalten geblieben wäre.

Für unsere Dorf Frauen.

Der blaue Kittel. Er war früher intimer das Arbeitskleid des Bauern gewesen, der blaue, leinene Kittel. Das Spinnrad schnurrte bei Lampenlicht, der Webstuhl klang, der Schneider kam „auf die Stör“ und nähte mit starkem, gewichstem, leinemen Garn den blauen Kittel und die blaue Hose. So ein blauer Leinenanzug verursachte fast keine Kosten, und er hielt, wenn er richtig gehalten und gestickt wurde, zehn gute Jahre. Ja, das war der Grundplatz unserer Großeltern: kleine Gelbbaugabe und starke, gute

Ware. Die Arbeit, die damit verbunden war, nahm man gerne auf sich.

In den letzten Jahrzehnten hat sich das gewaltig geändert. Der Bauer wollte städtisch sein, weil man das Städtische für fein hielt. Er legte die Tracht ab, seine festtägliche sowohl wie seine Arbeitsstracht, er kaufte sich für teures Geld Hose und Kittel, die eine Zeitlang Sonntags und dann zur Arbeit getragen wurden. Der Bauer sah oft darin aus wie ein armer, städtischer Tagelöhner. Aber das scherte ihn wenig, er war städtisch, er hatte weniger Arbeit, er gab mehr Geld aus und — hatte schlechtere Kleider. So war's.

Heute scheint es wieder anders zu werden. Bei der allgemeinen Kleidernot ist der Bauer wieder fein heraus. In der Truhe vom Großvater und von der Großmutter her liegen noch die runden, weißen Ballen „Getüch“, auf die wir so stolz sind, weil sie vom Fleiß und von der Fürsorge unserer Großeltern zeugen. Die sind jetzt der Retter in der Kleidernot. Es wird ein Stück blau gefärbt, und dann werden wieder Arbeitsmittel daraus gemacht, wie zu Großvaters Zeiten. Derbe, weite, aber nicht zu weite Hosen, kurze, doppelreihige Kittel, die über der Hüfte abschließen, und die Gestalt so schön zur Geltung kommen lassen. So ein gertenschlanter, junger Bauernbursche sieht jetzt wieder aus wie ein Prinz gegen frühere Zeiten, und die alten Männer sind um zehn Jahre jünger geworden. Jetzt sieht man ihnen wieder an, daß sie Bauern und keine städtischen Tagelöhner oder Industriearbeiter sind.

Auch unsere Mädchen kehren zum blauen leinenen Rod zurück und bleiben hoffentlich dabei. Nur wird die Frage entstehen: Wie lange reichen die schönen, runden Ballen Leinwand noch aus? „Wir haben so viel, daß unsere Kinder noch genug daran haben“, antwortete mir die Mühlenbäuerin. Das ist gut und schön, aber die Kinder unserer Kinder sollen später auch mal etwas haben. Darum ist's unsere Pflicht, den Bestand zu erhalten, und wieder zu spinnen und zu weben! Sorgen wir dafür, daß der blaue Kittel das Arbeitskleid des Bauern bleibt und bleiben kann für spätere Zeiten.

L. Haarbach.

Germanische Bräuche am Gründonnerstag.

Auch der Gründonnerstag geht auf einen Kultus zurück, der früher bei vielen europäischen Völkern, nicht nur bei den Kelten und Germanen, sondern auch den Slaven, Finnen, Esten und Lappen verbreitet war, nämlich aus dem Kultus des Donnergottes. Die germanischen Völker begnügten sich aber nicht damit, einen Wochentag nach dem Donnergott Donar zu benennen, sondern sie ließen noch eine Reihe dieser wöchentlichen Donnerstage ganz besonders hervor, und zwar den Weihnachtssonntag, den Gründonnerstag und den Himmelfahrtssonntag. Diese drei Festtage gehen nicht nur auf große Ereignisse zurück, sondern haben ihren Ursprung zum größten Teil darin, daß eben der Donnerstag der höchste Festtag der Germanen war. Die Sitten und Gebräuche, die sowohl bei den Nord- wie auch bei den Südgermanen dem Gründonnerstag anhaften, sind schon in rein volkstümlicher Hinsicht von besonderem Interesse, weil sie sich auch heute noch als Reste des alten Kultus offenbaren. Noch jetzt gilt der Gründonnerstag in Dänemark als offizieller Feiertag. Daher wird er isländisch Skirsdagr, schwedisch und dänisch Skerfodag, d. h. der heilige reine Donnerstag, genannt. An ihm ruht die gewöhnliche Arbeit, hingegen wird mit Eifer gepflanzt und gesät. Im Niederthien pflanzte man früher an diesem Tag mit Vorliebe die Zwiebel. Sehr merkwürdig ist es, daß am Veckrain der Gründonnerstag nur für Verheiratete als Feiertag gilt. Von den alten Volksbräuchen des Gründonnerstages haben sich zweifellos verschiedene Speisevorschriften am lebendigsten erhalten. In Mecklenburg z. B. herrscht der Glaube, daß Fasten am Gründonnerstag vor Krankheit schützt, dieser Glaube geht also deutlich auf die Bezeichnung Donars als Heilgott zurück. In den meisten Gegenden findet am Gründonnerstag das Gemüse ganz besonders starke Beachtung. In Westfalen muß es vorschriftsmäßig aus neun Kräutern bestehen, und für das Alter dieses Brauches ist es bezeichnend, daß er bereits von Rollenhagen (1542—1609) in seinem berühmten „Froschmäusekrieg“ erwähnt wird. In anderen Gegenden wiederum begnügt man sich zur Herrichtung der Gründonnerstagsmahlzeit mit Siebenkräutern. Auch in der Schweiz hält man sich noch an diesen Kräuterbrauch, in der deutschen Schweiz darf am Gründonnerstag die Donnerspeise beim Mittagmahl fehlen. Allmählich ging man dazu über, das

Hauptgewicht auf die grüne Farbe zu legen, indem man Backwerk mit Grün zubereitete, die bekanntesten Beispiele hierfür sind die in Bayern und Böhmen üblichen „Spinatkräpfen“ und die „Laubfrösche“, die man in Schwaben zubereitet. Verschiedentlich wurde auch auf das Grün verzichtet, nur das Backweil genügt, und so entstanden z. B. die in Schwaben bekannten gesalzenen Gründonnerstagsbretzeln, deren Genuß Fieberfreiheit gewähreissen soll, jedoch nur, wenn man sie in völlig nüchternem Zustande verzehrt. Das am Gründonnerstag so auffallend hervortretende Grün ist zweifellos als ein Symbol der Fruchtbarkeit zu betrachten, die auch dem Menschen gegenüber Wunderkräfte haben soll. Die mit jungen Pflanzen und Pflanzenspeisen verknüpften Sitten waren aber früher nicht an einen einzigen Tag gebunden, sondern herrschten das ganze Jahr hindurch. Erst als die Kirche dem Donnerstag vor Ostern den lateinischen Namen „dies viridum“ gab, der um das Jahr 1800 mit „Gründonnerstag“ ersetzt wurde, legte man die Sitte immer mehr auf diesen einen Tag fest. In allen Gegenden Deutschlands verbreitete sich dann der Glaube, daß derjenige, der am Gründonnerstag Grünes genösse, das ganze Jahr hindurch gesund bleibe und immer Geld habe. Endlich gibt es noch eine große Anzahl von Glaubenssagen des deutschen Volkes, die als Überreste des alten Kultus zu betrachten sind. So heißt es heute noch, daß das Gründonnerstagsbrot niemals schimmelt. Wer am Gründonnerstag eine Flasche Rotwein leert, die ein Jahr lang in einem Ameisenhaufen vergraben lag, soll hierdurch die Stärke von 3 Männern erhalten. Den Gründonnerstag mit seinen zahllosen Bräuchen kann man nur dann begreifen, wenn man neben den christlichen Elementen auch die der alten germanischen Kulthandlung in Betrachtung zieht.

C. K.

Der Vöte.

Aus des Himmels Sonnenring,
Auf den Flügeln Duft und Schimmer,
Flog mir heut ein Schmetterling
— Gerade auf mich zu — ins Zimmer.

Suchte sich den Blumenstrauch,
Dieß sich dort ein Weichen nieder,
Ruhete flügelstreckend aus,
Gob sich und entschwebte wieder.

Leicht trug ihn sein Flug empor,
Höher als die höchsten Bäume,
Bis sich seine Bahn verlor
Im Bereich der ew'gen Träume.

Still hab' ich ihm nachgeblüht . . .
Und gedachte einer Toten . . .
Ihre ferne Seele schickt
Mir zuweilen einen Vöten.

Rurt Wolff.

Umschau.

Woher stammt unsere Gartenbohne? Die Frage nach der Herkunft unserer Gartenbohne ist eines der umstrittensten Kapitel in der Geschichte der Botanik. Lange hat man geglaubt, daß die Gartenbohne neben der Saubohne bereits im Altertum kultiviert worden sei, und erst neuerdings ist die Behauptung aufgestellt worden, daß sie erst aus Amerika eingeführt wurde und mit der Kartoffel und dem Mais das wichtigste Geschenk der neuen Welt an die alte darstellt. In der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“ erörtert Professor Killermann in einer umfangreichen Abhandlung diese botanische Streitfrage. Die ägyptischen Funde von Bohnen beziehen sich samt und sonders auf die Pferdebohne, und auch bei den Ausgrabungen von Pompeji in einem Topf gefundene Bohnen waren keine Gartenbohnen, obgleich man dies eine Zeitlang annahm. Ebenjowenig sind in den Pfahlbauten und in Troja echte Bohnen gefunden worden. Abbildungen von Gartenbohnen sind weder aus Ägypten noch aus Pompeji erhalten; vielmehr handelt es sich bei den so gedeuteten Bildern stets um niedrige Formen der Signabohne. Die Gartenbohne tritt erst mit Beginn des 16. Jahrhunderts in den Vordergrund und zwar wird sie zuerst in den Reiseberichten über Amerika erwähnt. Fast in jeder der Schriften, die von dem von Columbus entdeckten Wunderland erzählen, sogleich in dem ersten Bericht des Columbus selbst, ist von Bohnen die Rede. Diese amerikanischen Bohnen waren, wie die Erwähnungen bei den Botanikern des 16. Jahrhunderts be-

weisen, augenscheinlich noch große Seltenheiten. Die erste bildliche Darstellung der Gartenbohne, die es überhaupt gibt, findet sich in dem 1543 erschienenen „New Kreutterbuch“ des deutschen Botanikers L. Fuchs, der unter dem Titel „Welsch Bohnen oder Faselen“ eine Stangenbohne mit violetten Blüten und rötlich-braunen, dunkelgestreiften Samen abbildet. Sehr viel mit der Frage der Bohnen hat sich der berühmte Botaniker Clusius beschäftigt; er erzählt voll Stolz, daß ihm seltene Bohnenarten von hohen Herrschaften geschenkt wurden; in einem Briefe vom Jahre 1579 erwähnt er eine „peruanische Bohne“, in der man die erste sichere Nachricht von der amerikanischen Buschbohne zu erblicken hat. Wie selten damals noch die Stangenbohnen waren, beweist die Tatsache, daß 1579 Nathan Chyträus ein Gericht Gartenbohnen mit einer Anleitung zum Kochen in lateinischen Hexametern schickte. In den botanischen Gärten des 16. Jahrhunderts wurde die Gartenbohne als Seltenheit gezogen. In der Kunst erscheint diese Bohnenart zum ersten Mal auf einem Bilde des sog. Bauern-Brueghels, auf dem „Sommer“ der Münchener Pinakothek. Killermann schließt aus der Tatsache, daß die Gartenbohne aus dem Altertum nirgends überliefert ist und erst im 16. Jahrhundert einwandfrei zu belegen ist, darauf, daß sie amerikanischen Ursprungs sein muß.

* Der Fliegenstreik der Kühe. Wo alles streift, müssen auch die Kühe dabei sein. Doch haben die natürlichen Wiederkäuer ihre guten Gründe, wenn sie ihre Milcherzeugung einschränken. Sie tun dies nämlich nur dann, wenn sie von den Fliegen allzusehr belästigt werden. In England hat man Versuche gemacht, um die Einwirkung von Aufregungen und Unruhmigungen auf die Milchproduktion der Kühe kennen zu lernen, und man hat festgestellt, daß die Fliege der schlimmste Feind für die Seelenruhe der Kuh ist. Es wurde beobachtet, wie große Milchmengen drei verschiedene Gruppen von Kühen gaben, von denen die erste sich völlig selbst überlassen war; bei der zweiten Gruppe war der Stall gegen Fliegen geschützt, und bei der dritten waren außer dem Stall auch die Kühe selbst von der Fliegenplage befreit. Die Kühe der ersten Gruppe gaben am wenigsten Milch, die der zweiten mehr und die der dritten am meisten. Man wendet daher jetzt in England dem Fliegenstich der Kühe erhöhte Aufmerksamkeit zu und hat damit den Fliegenstreik der Kühe wirksam bekämpft.

* Der Wert des Schattens. Peter Schlemihl war es, der uns im Gewande der Parabel zeigte, daß auch der Schatten seinen Wert hat. Und tatsächlich hatte der Schattenfall einst auch in unserem Rechtsleben eine gewisse Bedeutung. So durfte der Eigentümer eines Hofes zur Anlage eines Gehwegs sein Handbreit, der Dienenvater zur Abgrenzung seines Standes einen Köffel über die Flur werfen, und so weit sie warfen, sollten die Grenzen ihres Besitzes oder Rechtes gehen. Während aber das Lüneburger Weistum den Wurf in der Runde gestattete, erlaubte ihn das bayerische Gesetz nur nach drei Seiten, nach Westen, Süden und Osten; nach Norden sollte die Grenze nur so weit gehen, als der Schatten des Mannes reichte. Um so besser für ihn, je größer er war. Mit gutem Rechte wählte er daher bei dieser Ausmessung auch den längsten Tag, an dem die Sonne die längsten Schatten warf. Im Mittelalter spielte die Raft der Schweine mit Eichen eine wichtige Rolle. Doch nicht jeder durfte seine Schweine in den Wald treiben. Es mußten vielmehr alle, die ein solches Vorrecht nicht hatten, den Wäldern und Gehölzen soweit fern bleiben, als der „Schemm (Schemen, Schatten) von einem wohlgewachsenen Baume zu St. Johanni im Mittensommer, wenn die Sonne am höchsten steigt, des Abends oder Morgens um 6 Uhr sich erstreckt.“ Im Mittelalter gab es zahlreiche Gilden von „unehrlichen“ Leuten, solchen, die völlig rechtslos waren. Zu ihnen gehörten die Gauller und die Kunstsechter, Kempfen, die ihr Leben auf unritterliche Art auf Spiel setzten. Ihnen gab man nur auf spöttische Weise Genugtuung. Hatte jemand einen solchen Unehrlichen beleidigt, dann stellte er sich einfach in die Sonne und ließ den Getrunknen so an sich vorbeilaufen, daß ihm sein Schatten an den Hals schlug. Einmal träumte einem König, seine Ritter hätten ihn beleidigt; es wurde ihm geraten, er solle „den Schatten der Ritter als Buße nehmen“. Demgemäß hatten unehrliche Leute, „die Gut für Ehr' nehmen“, auch kein Anrecht auf einen ehrlichen Tod. Noch in Luthers Tischreden wird ein von Kaiser Maximilian gemildertes Todesurteil erwähnt: Wenn man den Übeltäter zum Richtplatz bringe, solle ihm die Erde seines Schattens weggestochen und er darauf landesverwiesen werden. So rettete sein Schatten dem Bösewicht das Leben.

Der Landbote.

Volkstümliche Freibeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 5.

— Erscheint allmonatlich. —

1920.



Pfingsten.

Schwellendes Leben, quellende Schönheit des Frühlings, sinnverwirrende Däfte über den Gärten, — und die reiche Verschwendung des Glüdes. Ich gehe in den Garten wohl zehnmal des Tages — es ist zu sehen jedesmal, wie der Rhabarber wächst und die kleine Bohne etwas mehr die Erde drängt — und wie immer mehr Licht aus der Tiefe des Baumes, aus der Tiefe der Erde offenbar wird. Pfingsten im Erblühen aller Bäume. Was in Wintertiefe frierend einsam in der Erde schlief in dem Dunkel unerkannter Ewigkeiten, das ist hervorgequollen Oftern als die Tat gewordene Kraft im steigenden Saft der Bäume, das ist aufgebrochen Pfingsten in der lichtgewordenen weißen Blütenfülle, die sich wie der reine Geist des Lichtes auf alle Dinge legt . . . und des neuen Lebens reiche Schönheit singt und klingt und leuchtet in den Weiten: das ist offener Gottesgeist — und ist doch alles gleich: Dunkelstes ewiges Wesen: unerreichbar in den Kräften tiefen Erdbundfels — Sohn geworden in der auferstandenen Kraft drängenden Lebens — Geist geworden in den Weiten weißer Schönheit, in der Schönheit aller tausend Blüten im Licht.

Erich Bodemühl, Dredenad b. Wesel.

Aus der „guten alten Zeit“.

Erzählung von Anna Mosegaard.

(Nachdruck verboten.)

Ist es wirklich die gute alte Zeit, von der unsere Großeltern mit Vorliebe erzählen? Oder ist es nur die alte Zeit? — Na, jedenfalls hatte sie neben ihren vielen schlechten Seiten auch ihre guten.

Wäre es anders möglich, daß man dazumal einen jungen Mann, der auch nicht einen Tag das Seminar besucht hat, als Lehrer, Schulmeister über hiezig Dorfkinder anstellte?

Heute wäre das ein Ding der Unmöglichkeit. Meinem Großvater war es passiert.

In der guten alten Zeit hatte man über Nacht zwar nicht den Bod zum Gärtner, wohl aber den Gärtner zum Lehrer gemacht. Wenn auch nur für kurze Zeit. Einen Winter lang.

Immerhin — er war Lehrer gewesen. Sein schönster Traum war in Erfüllung gegangen zu einer Zeit, wo er schon alles Wünschen und Hoffen aufgegeben hatte. „Wie in einem Märchen, so wunderbar ist es zugegangen,“ sagte er immer, wenn er uns Kindern von dieser seiner schönsten Zeit erzählte. Ein prächtiger alter Mann war mein Großvater. Noch heute sehe ich ihn in seinem Beinstuhl sitzen, das Köppchen auf dem silberweißen Haar, die zittrigen Hände verschlungen auf den Knien liegend. Neben ihm, an der Ofenwand, hing seine Geige, die er zärtlich liebte, oft liebte wie ein Kind. War sie es doch, die ihn sozusagen zum Schulmeister gemacht hatte. Lehrer zu werden war immer sein Wunsch gewesen. Schon als Knabe kam's ihm nicht mehr aus dem Sinn, und dann als Jüngling, als er schon längst der Schule den Rücken gekehrt hatte, plagte ihn noch immer dieser eine unerfüllbare Wunsch. Aber seine Eltern waren arm, bitterarm, es wäre Wahnsinn gewesen, auch nur an so etwas zu denken. War er doch froh, einen Beruf ergreifen zu können, der ihn bald in den Stand setzte, seine Eltern von der Last des Ernährens zu befreien. Bei seiner Liebe zur Natur glaubte er am besten zu verfahren, wenn er Gärtner würde. Auch meinte er, blieben ihm in den langen Winterabenden ein paar Stunden, in denen er sich seinen Büchern widmen konnte.

Sein alter Lehrer Meyer, der an dem gewedten Knaben seine Freude hatte, hatte sie ihm einst geschenkt.

Und bis an sein Lebensende hat er sie treulich aufbewahrt.

Vieles verdanke ich meinem Großvater, der mit der erste Lehrer war. Fünfundsechzig Jahre war er damals, seine kleine Schülerin kaum fünf. Unvergessen sind mir diese Schulstunden geblieben. Nicht etwa, daß ich vor der Schiefertafel saß und langweilige Zahlen und Striche malte, die mein Großvater dann korrigierte, — o nein! So wie des Morgens die Sonne lachte, Großvater, der an der Sicht litt, eine halbwegs gute Nacht gehabt hatte, machten wir uns auf die Strümpfe, hinaus ins Freie ging's. Durch Feld und Wald, über Wiesen und Bäche. Jede Blume, jeder Käfer, jedes Steinchen, kurzum alles, was uns begegnete, wurde untersucht und besprochen, ganz behutsam, damit es keinen Schaden nähme, wieder an seinen Ort gebracht, respektive fliegen, kriechen oder laufen gelassen. Nur ungern, wenn es zu einem besseren Verständnis notwendig war, brach mein lieber Schulmeister eine Blume vom Stengel. Nie war es mir erlaubt, mehr als zwei, höchstens drei Blüten für die Mutter mit nach Hause zu nehmen. Mit dem Nachhausegehen hatte es allerdings immer gute Zeit. Mein Großvater liebte eine kleine Frühstückspause mit darauffolgendem Nickerchen über alles. An einem schattigen Plätzchen ruhten wir gewöhnlich aus von unseren Strapazen. Mein Großvater holte dann aus der hinteren Rodtasche unsere Butterbrote, ebenso das unvermeidliche Kirschnäpchen hervor. Nur ein winziges allerliebster Plätzchen war's, nein — davon bekam man keinen Rausch. Und dennoch, auch an das Schnäpchen knüpften sich gute Lehren. Mir war nicht gestattet, davon zu nippen, da „so etwas“ nichts für Kinder sei. Wohl aber, weil er nun einmal alles mit seinem Nadel teilte, durfte ich — einmal an dem Pfropfen lecken.

Wenn Großvater dann ein wenig seine Augen schloß, ringsum die Bienen in den Lüften geigten, trippelte ich hinunter zum Bächlein oder nahen Quell, füllte das Fläschchen mit klarem Bergwasser und labte mich daran.

Kamen regnerische, kalte Tage und festelten uns ans Zimmer, waren die Schulstunden nicht minder angenehm. Ich saß dann gewöhnlich auf Großvaters Schoß und lauschte seinen wunderbaren Erzählungen. Kein, was so ein alter Mann auch alles zu erzählen weiß! Je lustiger das Feuer im Ofen prasselte, je ausgeräumter wurde er. Und in solch einem trauten Stündchen war's, wo er mir zum ersten Male aus seiner Schulmeisterzeit erzählte. Wir waren gerade bei der Sage von den Esen und dem bösen Ritter aus dem Bodetal angelangt, da zieht ein leises, feines Klingen durch den Raum. Die Saiten der Geige klingen und niemand hat daran gerührt. Verwundert sehe ich meinen Großvater an, — hatte ich ihn doch nie spielen hören.

„Sag, Großvater, spielt jetzt eine Else auf deiner Geige?“
Der lächelt, beseht sich die Geige und lächelt wieder.
„Nein, Kind, nur eine Fliege ist's.“

Eine Fliege! Wahrhaftig! Unsere Fliege war's. Ich sage „unsere“ Fliege, weil sie Großvater ebenfalls als Lehrobjekt diente. Vom Sommer her war sie bei uns geblieben. Als Mutter die Stube gefalst und zur Verschönerung, wie es dazumal gebräuchlich war, einen alten Strumpf in blaue Wasserfarbe getaucht und damit ihre Spritzer an die weiße Wand gemacht hatte, hatte die vorwige kleine Fliege einen blauen Fleck auf dem Kopfe davongetragen. Daran kannten wir sie und wollten nun sehen, wie lange sie wohl bei uns bleiben würde. Schon ein paar Monate war sie nun da, war recht zutraulich,

fast frech geworden und hatte sich nun gar die D-Saite auf Großvaters Geige zur Schaukel erkoren. Daher das wunderbare Klingen. Das Rätsel war also gelöst. Ich aber hatte Geschmack am Geigenpiel bekommen und plagte den lieben alten Mann: „Warum spielst du nie, Großvater? Spiel doch mal!“

Da verdunkelte sich sein Blick: „Ich möcht' schon, Kind, aber es geht nicht mehr. Meine Finger sind so steif von harter Arbeit, eine schmerzhaft Krankheit hat sie so krumm gemacht.“

„Hast du niemals gespielt?“

„Ja, recht oft, als ich noch jung und rüstig war.“

„Warst du auch einmal jung, Großvater? Was tatest du da?“

„Ich pflanzte Blumen, pflegte einen schönen Schlossgarten und war auch einmal Schulmeister.“

Blumen, Schlossgarten und Schulmeister — das war etwas für mein phantasievolles Gemüt.

„Erzähle, Großvater, bitte, erzähle!“

Und er erzählte seine Geschichte.

In einem weitvergebenen Harzdörfchen war er als Schlossgärtner angestellt. Das Schloß war längst verfallen, die Ruine stand noch, war teilweise wieder instand gesetzt. Ein Gutsbesitzer wohnte darin. Immer war es schwer gewesen, für das Dörflein, das fast am Ende der Welt lag, wo sich die Fische gute Nacht sagten, einen Schulmeister aufzutreiben. Und als der alte plötzlich an Typhus schwer erkrankte und starb, hatte man wirklich keine Hilfskraft aufreiben können, viel weniger gleich einen vollen Ersatz gefunden; zum Gaudium der lieben Schuljugend, die nun den ganzen Tag herumtollte wie eine Schafherde, die ihren Hirten verlor. Nun war guter Rat teuer. Die Rangen würden noch gänzlich verwahrlosten, wenn sie nicht bald einen Lehrer bekämen, meinten feufzend der Ortsvorsteher sowie der Förster, der die „Rangen“ nun einmal nicht in „seinem Walde“ duldet. Man hatte schon an den Herrn Pastor gedacht — aber der war „überhäuft“ mit Arbeit. Hatte für drei Dörfer die Sonntags-, Kindtaufs- und Hochzeitspredigten zu halten; dabei konnte schon der beste Mensch in Schweiß geraten.

Zum so und so vielen Male hatten sich nun die drei Geistesgrößen des Dorfes, Ortsvorsteher, Pastor und Förster, im „Lindenbaum“ zur ernstlichen Beratung zusammengefunden; ein Weg mußte ins Feld. Der Herr Gutsbesitzer hatte sich allerdings schmunzelnd die Hände gerieben, weil er in der Ernte so viele billige Arbeitskräfte erhalten hatte. Nun, da die Kartoffeln aus der Erde sollten, waren ihm die Rangen ebenfalls willkommen, — aber dann, wenn der Winter kam, mußte Abhilfe geschaffen werden. So vertagte man die Angelegenheit bis zum Herbst, fand sich wieder ein im „Lindenbaum“ und beriet beim schäumenden Bier über das Wohl und Wehe der so stiefmütterlich behandelten Schuljugend. Sehr spät war es über dem geworden. Auf dem Heimweg gingen sie am Gutshof, am alten Schloß vorüber. Da erklangen liebliche Töne aus dem Erdgeschloß. Mein Großvater spielte auf seiner lieben Geige, die er sich fast vom Munde abgepart hatte. Die drei standen still und horchten. Wer mochte das sein? Der Gärtnerburche etwa? Sie gingen näher und sahen ihn zum Fenster hinein. Wahrhaftig, da saß der Burche und spielte, daß einem das Herz aufging. Und wie nett es in dem Kämmerlein aussah. Sogar Bücher standen da auf einem alten Wandbrett. Also erzählte man sich im Dorfe nicht ohne Grund, daß der Gärtner Emil ein gescheiter Kopf sei. Die drei sahen sich an und dachten jeder dasselbe: wie, wenn der Burche die Rangen einstweilen ein wenig am Füsle hielt, sie singen lehrte, vielleicht ein wenig mit ihnen schrieb oder rechnete und die Heilige Schrift mit ihnen durchnahm? Das genügte vollkommen. Bis zum Frühjahr würde sicher der neue Lehrer gefunden sein. Man mußte mit dem Gutsbesitzer Rücksprache nehmen, nun, wo es Winter wurde, war der Burche ja wohl entbehrlich.

Gesagt, getan. Mein Großvater wurde zum Lehrer ernannt. Nur mit dem Unterschied, daß er kein Lehrergehalt, sondern seinen Gärtnerlohn dafür empfing. Nichtsdestoweniger machte es ihn glücklich. Schon der Gedanke, einmal Lehrer zu sein, seinen heißesten Wunsch erfüllt zu sehen!

Mit spitzbübischem Lächeln erzählten sich's die Rangen auf der Dorfstraße, daß der Gärtner-Emil Schulmeister würde. Na, von dem ließen sie sich nichts gefallen! Der sollte nur wagen, sie anzurühren! Na, der! — —

Ein förmliches Komplott wurde geschmiedet, wie man den Gärtner-Emil amtsmüde machen wollte. Na, der sollte

an sie denken! Nein, war das ein Spaß, als man am nächsten Morgen zur Schule mußte und den Gärtner-Emil vor dem Pulte sitzen sah.

Ein Gelächter hob an und ein Gelächter sondergleichen. Sogar die Kleinsten schubsten sich gegenseitig und lachten verhehlt. Die Größeren haßten sich ungeniert, sie taten, als ginge der Mann da vorne sie gar nichts an. Mein Großvater sagte nichts. Kein Wort. Ganz still stand er am Fenster und sah hinaus auf die beschneiten Gärten. Lange mochte er so gestanden haben, da verstummte allmählich das Gelächter. Die Sache wurde den Kindern langweilig. Hatten sie doch ganz sicher damit gerechnet, der Gärtner-Emil werde nun den Stod ergreifen und dazwischen hauen, und sie würden sich dann zur Wehr setzen können! Und nun tat er so, als wenn gar kein Stod da wäre!

Bald wurde nur noch im Flüsterione gesprochen und es dauerte gar nicht lange, da herrschte vollkommene Ruhe. — Da erst drehte er sich um und wünschte seinen Schülern und Schülerinnen einen guten Morgen! Dann fragte er sie, worüber sie gelacht hätten.

Verlegen sah eines das andere an. Alles schwieg. Nun, dann wollte er glauben, sie hätten sich recht was Schönes zu erzählen gehabt, aber nun wäre es wohl an der Zeit, daß der Unterricht seinen Anfang nehme. Vorerst wäre es wohl besser, wenn sie gegenseitig ein wenig bekannt würden miteinander. Nun erzählte er ihnen als erstes, warum er und kein richtiger Lehrer hier sei. Und daß er sehr gern Lehrer geworden wäre, wenn seine Eltern nicht gar so arm gewesen seien. Er wolle nur wünschen, daß sie gute Freunde würden in diesem Winter, was in seinen Kräften stehe, wolle er für sie tun.

Da hatten die Kinder aufgehört. So hatte noch niemand zu ihnen gesprochen. Ein Lehrer war nach ihrer Ansicht einzig da, um sie zu quälen und zu schlagen. Und als der erste Schultag vorüber war, da war des Erzählens kein Ende: Wie schön der Gärtner-Emil Geige spielen und singen könne! Und was für Geschichten der zu erzählen wisse! Und immer spräche er so, daß sie es auch wirklich verstanden.

Als einmal ein klarer Frosttag war, lud er seine kleinen Schutzbefohlenen zu einem Spaziergang ein. Aber warme Kleidung und ganze Stiefel sollten sie mitbringen. Da führte er sie hinaus in die Berge, zeigte ihnen die beschneiten Felsen, die mit ihren hängenden Eiszapfen so wunderliche Figuren bildeten, freute sich mit ihnen an den glitzernden Schneemassen, die schwer auf den Tannenzweigen lagen, daß sie sich tief zur Erde beugten. Wie schön, wie erhaben das alles war. Und weil es den Kindern so gut gefallen, wurden öfter solche Wanderungen unternommen. Fehlte jemandem ein warmes, schützendes Winterkleid, so wußte der Gärtner-Emil, den sie jetzt „Herr Lehrer“ nannten, schon Rat. Er wollte nicht, daß eins daheim bleiben sollte, nur weil es arm war. So hatte er einmal seine vollene Unterjacket ausgezogen und sie der kleinen Ida, einem schüchternen Mädchen, das stets in solch dünnem Kittelchen zur Schule kam, umgehängt, weil es weinend erklärte, nicht mitgehen zu können, weil es so fröre.

Nicht selten teilte er sein Frühstück in drei, mitunter vier Teile und fuhr nicht schlecht dabei. Man wetteiferte förmlich um die Gunst des „Herrn Lehrers“, trachtete einzig danach, alles recht zu machen, um ihn zu erfreuen.

Nur zu schnell verging der Winter. Mit Trauer sah man beiderseits der Scheidestunde entgegen. Und als an einem Frühjahrsmorgen der neue Lehrer, ein alter Briesgram mit einer mächtigen Salenmaße und stechend blauen Augen, ins Klassenzimmer trat und den Hilfslehrer geringschätzend über seinen goldenen Kneifer hinweg betrachtete, da trübte sich manches Kindergesicht. Als ihnen dann mein Großvater die Hand zum Abschied reichte, da floß manche Träne.

Am nächsten Tag war er dann wieder Gärtner; aber immer ist er den Kindern ein Freund, ein Berater geblieben. Trübte irgend ein Leid ihre jungen Gemüter, dann suchten sie Rat beim „Herrn Lehrer im Schlossgarten“. Der wußte immer einen Ausweg. Hungerte ihnen, dann hatte der Herr Lehrer immer einen Apfel oder eine versteckte Brotschnitte bereit. Der kleinen Ida hatte er sogar einmal eine neue Schiefertafel geschenkt, und als dann Idas Mutter schwer krank darniederlag, da war der Herr Lehrer es, der noch spät am Abend nach der Stadt fuhr, den Doktor zu holen. Und mancher Taler ist von seinem Lohne für Medizin in die Apotheke gewandert. Aber was tat's, Idas Mutter genas bald, das war sein schönster Dank.

Und nach manchem Jahr voll Freud und Leid, da ist die kleine Ida des Gärtners-Erbs Frau geworden, und sie gerade, die doch meine Großmutter war, hat's mir erzählt, wie gut und gerecht ihr lieber „Herr Lehrer“ gewesen ist.

Alte Volksbräuche am Himmelfahrtstage.

Unaufhaltsam schreitet die Kultur vorwärts, und doch haftet die Gegenwart noch immer mit tausend Wurzeln in der fernen Vergangenheit. Durch den verschlungenen Gang der Jahrhunderte können, bald lauter, bald leiser, Klänge aus längst verschwundenen Tagen, die in die Neuzeit mit ihren Fortschritten und Erfindungen den poetischen Zauber vergangener Zeiten tragen. Noch immer lebt im christlichen deutschen Volke ein letzter bedeutender Rest altheidnischen Glaubens, durchdringt alle Kirchenseite die Erinnerung an einen längst untergegangenen Kultus.

Es lag schon in den äußerlichen Verhältnissen begründet, daß unsre Vorfahren sehr viel mehr in und mit der Natur lebten als wir, und wenn wir, trotz allen Luxus, der unsre modernen Wohnungen durchdringt, uns schon der wieder erwachenden Natur freuen, um wie viel dankbarer mußten unsre Vorfahren, die heidnischen Germanen, die die rauhe Winterzeit an ihre öden, primitiven Wohnstätten kannte, den Frühling einst begrüßen, der ihnen gestattete, ihre düstern, unbehaglichen Burgen oder die öden, primitiven Wohnstätten weniger hochstehender Kreise zu verlassen, des Jahres schönere Hälfte in der Natur zu genießen, oder doch wenigstens ihre Herden hinaustreiben zu dürfen auf die grünen, blühenden Weiden. Darum waren ihre Feste hauptsächlich Naturfeste, deren Sitten und Bräuche bei der Einführung des Christentums gewissermaßen vertuscht wurden, und so zeigt uns das christliche Himmelfahrt- wie Pfingstfest noch manches Spiegelbild des Heidentums.

Freilich, wer heute an den in einzelnen katholischen Gegenden noch immer üblichen „Flur-Umzügen“ teilnimmt, denkt nicht, daß diese auf dem altheidnischen Brauche beruhen, die nordische Göttin Nerthus oder den gleichfalls in engster Verbindung mit der Natur stehenden Gott Freyr im blumenbefräzten Wagen durch die Felder zu fahren, damit „Segen und Gedeihen den Saatenernte werde.“ Heute umzieht die Gemeinde ja die Gemarkung in Form einer Prozession, der das Kreuz des Herrn vorangetragen wird. Auch einzelne evangelische Gemeinden kannten bis vor kurzem einen ähnlichen „Himmelfahrtsbrauch.“ Die Bewohner der Ortschaft marschierten nach den Klängen der Dorfmusik um das Weichbild des Dorfes, um die Grenzen festzustellen und zugleich „das Gedeihen der Feldfrüchte zu erbitten.“ Stets endeten diese Umzüge mit Gesang und frohen Spielen, wie in ferner Heidenzeit, wo sich alt und jung, reich und arm an dergleichen Volksfesten noch beteiligten.

Wer denkt bei einzelnen alten Volksbräuchen, die sich an den „Himmelfahrtstag“ knüpfen, an den Wettergott Donar, auf den der ihm geweihte „Donnerstag“ ziemlich deutlich hinweist! — Und doch erinnern sie viel mehr an den alten Heidentumsgott als an jenen Vorgang in Jerusalem, da der Heiland Abschied von seinen Jüngern nahm, um gen Himmel zu fahren. Kennt man doch noch in einzelnen Gegenden Deutschlands die uralte Sitte, an diesem Festtage in den Wald zu ziehen, um „nächtlichen und schweigenden“, wie es im Volke heißt, bestimmte Kräuter zu sammeln, um zu Kränzen gewunden und in die Stube oder in den Stall gehängt zu werden als Schutz „gegen das Gewitter“, das an diesem Tage mit Vorliebe am Himmel stehen soll. Eine ebenso deutliche Ideenverbindung mit dem Wettergott findet sich auch in dem in andern Provinzen üblichem Brauche, neun Kräuter zum Strauße zu binden und diesen zu Füßen des Muttergottesbildes auf den Altar zu legen, damit ihn der Priester segne, und dann in die Häuslichkeit mit heim zu nehmen. Naht in den Sommermonaten ein Gewitter, dann legt der Älteste der Familie einen dürrn Stengel dieses geweihten Straußes auf den Herd mit den Worten: „Gott walte es“, verschließt die Türen und verteilt den Dampf tunlichst in alle Räume, das Gewitter dadurch fern zu halten. Trotz der kirchlichen Weihe läßt die deutschheidnische Zahl „neun“ auf den heidnisch-germanischen Ursprung dieses Brauches schließen, der einst dem Donar gegolten. Sehr abergläubige Menschen nähern am Himmelfahrtstage nicht, weil sie glauben, wer ein an diesem Tage genähtes Kleid trägt, wird leicht vom Blitz erschlagen. — Auch der Glaube, daß am Himmelfahrtstage die „blaue Blume“ am Koffhäuser erblühe, die den Eingang zu verborgenen Schätzen erschließt, ist ein Anhang an den Donarglauben. Ist doch die blaue Blume das Sinnbild des Blühes, der die Leuchtbarkeit der Erde weckt. — In der alten Dorfsitte, am Himmelfahrtstage eine von Engeln umgebene Christusfigur an einem Seil durch die Kirche zu ziehen und auf dem Chor verschwinden zu lassen, verbindet sich gleichfalls Christen-

und Heideglaube. Die Anwesenden achten nämlich genau darauf, nach welcher Richtung des Heilands Antlitz sich wendet, und nehmen an, daß von „daher im Sommer die Gewitter kommen werden.“ —

Ganz entschwand auch die Erinnerung an die einst üblichen „Blumenopfer“ nicht. Im Harz pflegte die weibliche Jugend am frühen Morgen dieses Tages das „Allermannskraut“ zu suchen, das ihnen den erwünschten Freier bringen soll. Auf die Pflanze scheint indessen kein allzu sicherer Verlaß zu sein, da es im Volksmund heißt:

Den Allermannsharnisch, das böse Kraut,

Das hab' ich gefunden und bin doch nicht Braut.

Bis vor wenigen Jahren bestand die Sitte in der Mark Brandenburg, am Himmelfahrtstage Waldmeister zu pflücken, um Kirche und Altar damit zu kränzen. Die Sitte ist jetzt allerdings fast im Verlöschen, nur allein in Rheinsberg, dem ehemaligen Lieblingsstie Friedrichs des Großen und seines bedeutenden Bruders, des Prinzen Heinrich, blieb das Waldmeister- oder Mösta-Fest ein beliebtes Volksfest, das aber, nach dem Siege des Prinzen bei Prag, zur patriotischen Gedenkfeier wurde und deshalb auf den Dienstag, 6. Mai, gelegt wurde.

In die Wollen des Redar wirft das Volk noch immer am Himmelfahrtstage eine Strohuppe, — gleichfalls ein Spiegelbild an die Menschenopfer ferner Heidenzeit. Einzelne Bräuche der alten Maifeste finden sich ebenfalls am Himmelfahrtstage, da dieser meist in den Monat Mai fällt. So kennt man in Schweden und Norwegen noch „den Kampf mit einem Unhold“ als Volksfest dieses Tages, d. h. einen Scheinkampf, den zwei junge Burken ausfechten, und bei denen der Unhold natürlich besiegt wird. Die ursprüngliche Idee der alten Mythe „Der Sieg des Frühlings über den Winter“ ist der Menschheit allerdings fremd geworden, aber der alte Västerbrauch lebt noch und verklärt mit poetischem Glanze die neue Zeit.

H. M. Witte.

Pfingstgeister.

Im deutschen Pfingstbrauch taucht eine Fülle geheimnisvoller Gestalten auf, die mit den verschiedenartigsten Namen belegt werden. Da kennt man in Thüringen den Grünen Mann oder das Laubmännchen, im Erzgebirge den Wilden Mann, im Elsaß das Pfingstlöpel, in Bayern das Pfingstl, in Schwaben den Lahmann, in Schlesien den Rauchfisch; in andern Gegenden wieder heißen diese Pfingstgeister Zischermeister, Pfingstbub, Pfingstläm, Pfingsttaut, Pfingstplitter, Wasservogel usw. Was sind nun diese wunderlichen Pfingstdämonen, mit denen sich eine Unzahl von Bräuchen verbindet? Es sind uralte Geister, die mit dem Fruchtbarkeits- und Wachstums glauben, mit Regenzauber und Quellenverehrung zusammenhängen. Die Laubverkleidung, in der sie auftreten, ist auch den Dämonen verschiedener Naturvölker eigen, und zweifellos reicht die Entstehung dieser Gestalten in die Urzeit der primitiven Religionen zurück. In der geschichtlichen Entwicklung Deutschlands knüpft aber das Auftreten der Pfingstgeister an die mittelalterliche Sitte des Maikönigs an. Der Maikönig, der am Pfingstfest seinen feierlichen Einzug in die Lande hielt, ist der Nachfahr einer altgermanischen Frühlingsgottheit, von der wir in dem bei Tacitus geschilderten Nerthusfest hören. Der Maikönig wurde im Mittelalter von den Dorfburken aus ihrem Kreise gewählt, mit frischem Grün umhüllt und im feierlichen Zuge ins Dorf gebracht. Ihm zur Seite stehen seine Diener, z. B. Koch und Kellermeister oder Oberst, Rittmeister und Fähnrich. Als diese Sitte auch in die Städte Eingang fand, bildete der Einzug des Maigrafen den Mittelpunkt des Pfingstfestes, wie es von den mittelalterlichen Schützengilden in den niederdeutschen Städten gefeiert wurde. Der Maigraf ritt an der Spitze der Gilden zu Pfingsten ins freie Feld, wo man einen neuen Maigrafen wählte, der diese Würde das ganze Jahr behielt. Das Maigrafenfest dauerte mit großem Prunk mehrere Tage und war meist mit einem Schützenfest verbunden. Als diese Feste in zu große Uppigkeit ausarteten, schritt die Obrigkeit dagegen ein, und so sind sie — mit Ausnahme der zu Pfingsten abgehaltenen Schützenfeste — aus den Mauern der Städte verschwunden und mit ihnen ein Stück alter romantischer Poesie. In größeren ländlichen Formen aber leben die im Mittelalter so ritterlich ausgestalteten Pfingstgeister im deutschen Volksglauben noch immer fort. Die geheimnisvolle und zauberhafte Herkunft dieser Frühlingsdämonen kommt noch in der Art zum Ausdruck, wie sie in manchen Gegenden im Walde gesucht werden. In Thüringen stellt man z. B. den „Maikönig“ in ein Laubgestell und versteckt ihn im Busch. Die andern Burken suchen ihn dann und führen ihn ins Dorf zum Pastor, zum Lehrer und Amtmann, die raten müssen, wer darin ist. In seinem phantastischen Aufputz von

Laub, Blumen und anderem Grün wird der Pfingstgeist in großem Aufzug herangeführt, bald legt man ihn auf einen Schlitten, dann wieder auf einen Wagen. Anderwärts wird der „Pfingstböt“ in einer Schieblarre gefahren oder er hat einen „Pfingstesel“ bei sich, den ein mit einem Bündel Heu beladener Bursche darstellt. Die Begleiter singen Lieder, und es entwickeln sich ganze dramatische Wechselgespräche, wie sie uns z. B. von dem braunschweigischen „Rüste-Meier“ erhalten sind. Die Kinder sammeln dabei allerlei Gaben ein. Feischentrollen und Schellengetöse liefern die Begleitung. Die dämonische Natur des Geistes wird durch Schellen, Rasseln und Klingeln angedeutet, mit denen er behängt ist. So trägt der „Pfingstlamm“ im Schwarzwald vorn und hinten große Kuhglocken, und der „Pfingstpfitter“ ist mit rasseln den Schneckengehäusen bedeckt. Als Fruchtbarkeitsgeist wird er charakterisiert dadurch, daß er mit einem grünen Zweig, der „Lebensrute“, Schläge ausstößt. Der Zusammenhang der Gestalt mit der Quellenverehrung und dem Regenzauber offenbart sich in den Wasserbräuchen. Der „Pfingst“ in Bayern ist mit Wasserblumen und Schilf bekleidet; er wird mit Wasser begossen, in einen Fluß geworfen oder auch in einen Brunnen getaucht. Dieses sehr derb und gründlich ausgeführte Bad des Geistes ist ein Symbol für das reichliche Naß, mit dem die Fluren durch den Regen getränkt werden sollen. Zuweilen erscheint der Geist auch in Stroh oder weltes Laub gehüllt und mit Ruß oder schwarzer Farbe bestrichen. Hier stellt der Pfingstgeist den Winter dar, dem der Frühling den Varaus macht, gerade so wie in der Sitte des Tobauetragens. An manchen Orten wird der Pfingstgeist mit einer gewissen Feierlichkeit hingerichtet oder „getöpt“. Durch diese sinnbildliche Handlung soll die in ihm wohnende Zauberkraft befreit und wirksam gemacht werden. Während es früher und vereinzelt wohl auch noch jetzt als Ehre galt, den Pfingstgeist darzustellen, wurde dies später wohl wegen der damit verbundenen Unbequemlichkeiten als Strafe aufgefaßt, und derjenige, der am Pfingstmorgen zuletzt aufstand oder beim Wettreiten und Wettlaufen als Letzter ankam, wurde zu diesem Amt ausersehen.

C. K.

Maimorje.

Die Ar' kemmt mer dir wie 'n heilige Opperalbor,
Vom Dhol roff hebt sich wie 'n doftig schimmernde Flor,
Wie Weihrauchwolke de wallende Rävel worm,
Un Räve bei Räve leht woschend voll Sann sich em Dnm.

Dat quellt un verzehrt sich — die leimende Sehnucht bezwingt
Die Besch un die Baam, dat Knespche noh Knespche verspringt,
Voll flammende Faele stit nau dat Dhol un die Gih,
Die hunnertlei Blejhe, wot es dat en Junlegetprih!

Und roud, wo dat fladernde Blejhefejer verweht,
Do hir ich e Raune, e fromm inbrünstig Gebät,
De Frejhohrshauch off Blum un Blohd spielt e Lied,
Die Behcher wie Engel em schweivende Chor singe mit.

Un mit ous 'em Herz steiht de flehende Juwelton:
„Allmächtiger Schepfer, o Gott, off'n himmlische Thron,
Dat ich aach su wosche, verblejhe — su reise tennt,
Romm hin mich als Oppel, ich lähe mich ganz en bei Händ!“

W. Reuter.

Umschau.

* Ein uralter Pfingstbrauch. Ein sehr hübscher Pfingstbrauch, der sich aus alten Zeiten in den hannoverschen Dörfern Anemolter und Schinna erhalten hat, wird in der Zeitschrift „Niederachsen“ von Konrad Kalde geschildert. Die Schuljugend und die noch nicht schulpflichtigen Kinder bereiten den „Pfingsttranz“ schon Wochen vor dem Fest sorgfältig vor. Nach dem Gottesdienst um Nachmittag des ersten Pfingsttages versammeln sich die Jungen und Mädchen zu einem Umzuge. Voran schreiten die Konfirmanden mit Sträußchen aus künstlichen Blumen als Kopfschmuck und einem Stern aus buntfarbigen Papierstreifen, denen ihnen die Konfirmandinnen auf die Brust heften. Ein meterbreiter Pfingsttranz wird für dessen Umzug kunstvoll hergerichtet und von einem kräftigen Knaben getragen. Frisches Grün und Blumensträuße, Schnüre von ausgepusteten, vielfarbigen Eiern und Papierfahnen werden als Schmuck verwendet, als Krönung dient ein aus Holz geschnitzter, mit bunten Bändchen verzierter Hahn. So wandern die Kinder von Haus zu Haus, um Gaben einzusammeln. Auf der Hausdielen knien zwei ältere Mädchen unter dem Kranz nieder, fassen die Stange mit der Hand und sprechen ein Gedicht, dessen Wortlaut sich von Generation zu Generation fortgeerbt hat.

Dann tragen die Knaben und Mädchen ihre Bitten, in die fromme Wünsche eingeflochten sind, vor. „So gebt uns Eier oder Geld, so wie es Euch gefällt; den Großen was, den Kleinen was, so haben wir all zusammen was,“ so schließt das Gedicht der Mädchen. Kein Haus wird bei diesem Umzug übergangen, und wenn alle besucht sind, veranstalten die Kinder bei einem Einwohner, der sie eingeladen hat, eine kleine Feier, bei der nach der Weise eines Spemanns getanzt und gesungen wird, während ein Teil des gesammelten Geldes für Bonbons oder Limonade ausgegeben wird. In Holzhausen wurde vor vielen Jahren zinspflichtigen Bauern statt der Lieferung von Zinsstorn an die Gutsherrschaft die Verpflichtung auferlegt, einen Teil der Kosten der Kinderbelustigung alljährlich als feststehende Abgabe zu tragen.

* **Graswuchs und Bodenwärme in Obstgärten.** Über den Einfluß des Graswuchses in Obstgärten auf die Bodentemperatur und damit auf das Wachstum der Bäume wurden in den Obstgärten der Pflanzenschulestation in Eisgrub in Österreich ein Jahr lang vergleichende Messungen vorgenommen, deren Ergebnis im „Prometheus“ mitgeteilt wird. Die Temperatur des Bodens ist für die Entwicklung und Tätigkeit der Pflanzenwurzeln von großer Bedeutung, da die Aufnahme und Weiterleitung der Pflanzennährstoffe sich nur innerhalb bestimmter Temperaturgrenzen vollziehen können. Die Beschaffenheit der Bodenoberfläche ist naturgemäß auf die Bodentemperatur von großem Einfluß, und es fragt sich, ob sie durch Graswuchs oder durch Brachliegenlassen des Bodens günstiger beeinflusst wird. Die Temperaturmessungen wurden auf Brachland und auf mit Grasnarbe bedecktem Boden dreimal täglich in Tiefen von 10, 30 und 50 cm vorgenommen. Es ergab sich, daß im Grasland im allgemeinen eine gleichmäßigere Temperatur herrscht und daß sie auch besonders in den für die Obstbaumwurzeln wichtigen Tiefen von 30 und 50 cm durchschnittlich höher ist als im Brachlande, besonders in den Wintermonaten. Im Grasland kann daher die Wurzelaktivität früher einleiten als im Brachland, und sie kann auch länger dauern; die Grasnarbe verlängert so die Vegetationszeit und dürfte im allgemeinen dem Wachstum der Obstbäume förderlich sein.

* **Der Todfeind der Bienen.** Die sonst so tapfern und mutigen Bienen sind machtlos gegen einen Widersacher, der selbst keine Waffen besitzt und nur durch sein bloßes Erscheinen den furchtbarsten Schrecken im Bienenstock hervorrufft. Dieser Todfeind der Bienen, von dem sie willenlos sich den Honig rauben lassen, ja sogar aus ihrem Stod flüchten, ist der Totenkopfschmetterling. Woher kommt die Macht dieses harmlosen Staubflüglers über diese fackelbewehrten Bienen? So fragt C. A. Raiba in einem Aufsatz von „Über Land und Meer“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) und gibt folgende Antwort: Bei Nacht kommt es bisweilen vor, daß die jungen Bienenköniginnen ein eigenartiges Singen ertönen lassen, völlig verschieden von den Lauten, die die übrigen Bienen von sich geben. Sobald dieser eigenartige Gesang ertönt, sind die Arbeitsbienen wie gebannt vor Angst und verharren still und lautlos. Der Totenkopfschmetterling naht heran. Faßt man einen solchen Schmetterling an, so wird man stets ein ähnliches Summen und Surrendes Singen hören wie bei den Bienenköniginnen; dazu erzittert der scheinbar starre Körper wie in elektrischen Schwingungen und ruft ein unheimliches Gefühl hervor, das wohl auch die Bienen empfinden müssen, wenn sie die gefährdeten Laute vernehmen. Daher ihr scheues Entsetzen, sobald sich das nach ihrem Honig lästern Gespenst nähert. Sind die Bienen aber erst einmal durch einen solchen Besuch gewarnt, dann geben sie ihre Stöde dem Todfeinde nicht preis, sondern bei seinem Herannahen verschließen sie als gute Strategen ihre Zelle mit Wachs und verbarrikadieren sich nach allen Regeln der Kunst. Dabei verfahren sie so klug und überlegt, daß man annehmen muß, sie haben die Besinnung in ihren winzigen Köpfen wiedergefunden, die ihnen der „Totenkopf“ zuerst geraubt hatte.

* **Harry Raab:** „Wie baue und pflanze ich meinen Garten?“ Verlag von F. Brudmann A. G., München. Ich habe das Buch mit großem Interesse gelesen. Es wird allen, welche in der Gründung eines Eigenheims und der damit verbundenen Schaffung des Gartens die Grundlage für neues Wohnwesen und Lebenskunst erblicken, ein wertvoller Berater und Anregung gebender Vermittler sein. Alle den Garten berührende Fragen werden hier sowohl vom praktischen wie gartenkünstlerischen Gesichtspunkte aus eingehend behandelt und an Hand zahlreicher Abbildungen veranschaulicht. Sehr glücklich hat der Verfasser besonders die künstlerischen Motive beim Aufbau des Gartens gewürdigt. Was uns heute der Garten sein soll und sein müßte, wird uns hier gezeigt. Das Buch bedeutet eine willkommene Bereicherung unserer Gartenbauliteratur.

H.

Der Landbote.

Volkstümliche Freibeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 6.

— Erscheint allmonatlich. —

1920.



Neues Land.

Skizze von Wlth. Lennemann.

Der Bauer Heinrich Enders war kein reicher Mann; und das Wenige, das er besaß, war ihm nun auch genommen worden. Hundertmal hatte er trübselig und eigensinnig Nein gesagt, er hatte sich gewehrt und geweigert — angstvoll und mit gequälter Seele; aber hundertmal hatten auch die Eisenbahner ihm ein bittendes, ein entschlossenes, ein drohendes Ja entgegengehalten. Und sie waren die Stärkeren geblieben.

Nun sollte das schwarze, schnaufende Ungetüm über die Stätte rattern, wo sein Urahn geboren und Feuer gezündet, wo sein Weib ihm den Erben geboren hatte. Aber die Felder sollten die Schienen laufen, wo noch sein Vater mit achtzig Jahren hinter dem Pflug geschritten war, und wo er als Junge die ersten Sensenschnitte hatte tun dürfen.

Freilich, sie hatten ihm ja einen guten Wagen Geld dafür hingeworfen, so daß er sich dafür wohl einen mäßigen Hof kaufen konnte. Die andern Bauern beneideten ihn und wiesen ihn auf dieses oder jenes verschuldete Gehöft hin, das billig zu erstehen sei.

Aber sein Herz konnte es nicht fassen, daß die Segnungen der Kultur, wie ihm die Herren gesagt, nun über seine Heimat erde rollten. Das Land war ihm verleidet. Dazu war sein Gewissen bedrückt wie das eines Missetäters, der strafwürdige Heimat und Familie verraten hat. Er haberte mit sich selbst und wußte sich nicht freizusprechen von den schweren Vorwürfen, die er martend und quälend gegen sich erhob.

Er ging einher wie in Ketten, irr und zer schlagen wie ein Verfluchter, den die Heimat ausgestoßen hat. Aus diesen Bedrängnissen fand er nur einen Ausweg: er beschloß, auszuwandern.

Die nötigen Habseligkeiten, die er nicht zurücklassen wollte und die mit der Lust und dem Leid seines Geschlechts aufs innigste verbunden waren, packte er auf einen Wagen; das übrige schenkte er einem bedürftigen Nachbar. Das Vieh verkaufte er bis auf den Braunen. Den spannte er vor den Wagen, setzte sein Weib und sein Kleinstes darauf — der zehn-jährige Junge konnte wohl neben ihm gehen — und machte sich zum Aufbruch bereit.

Schon wartete sein Weib darauf, daß er abfahren werde; da ging er noch einmal in seine Hütte und sah sich mit schmerzenden Augen um, als müsse er gewaltsam in sein Gedächtnis schließen, was der Wagen nicht fassen konnte. Dann löste er mit der Brechstange einen schweren Stein aus dem Boden und hob ihn mit äußerster Kraft auf den Wagen. Ebenso schleppte er als letztes Eigen einen prallen, schweren Sack herbei und verstaute ihn zwischen Pflug und Stein. Sein Gesicht war hart und eisern, als er diese Arbeit tat.

Die Frau sah ihn mit erstaunten Augen an. Zu anderer Stunde würde er vielleicht ein unliebes Wort auf solchen Blick gefunden haben; aber was jetzt in ihm stürmte und wehte, riß den Vorwurf zu Boden, ehe er noch ausgesprochen war. Was er getan, hatte sein müssen. Und nun war er dessen froh. Ein matter Glanz kam in seine wehen Augen, es huschte über sein Gesicht wie Triumph und Sieg.

Nun glaubte er, seine Heimat und sein Geschlecht versöhnt zu haben. Ihn bangte nicht mehr um das Glück seiner zukünftigen Tage, denn er nahm die Heimat und das Erinnern zu seiner Väter Wirtin mit in die Fremde. Sie waren an die Wunderdinge gebunden, die er gläubig mit sich führte.

„De, Lieve!“ Das Pferd zog an; der Bauer verließ das Land seiner Väter.

Keinen Blick warf er zurück. Stumm und schwer schritt er neben dem Tiere dahin. Zu Boden sah er, als er an dem

Brachland seiner schmalen Ader vorüberfuhr. Ein heißes Weh drohte in ihm hochzusteigen.

„Gü, Lieve!“ Wie ein erstidter Schrei klang es.

Das Dorf lag hinter ihm. Sie fuhren durch weite, flache Felder; der würzige Duft der gebrochenen Schollen umfloß sie weich und schmeichelnd. Der Bauer fühlte etwas von der gärenden Kraft, die im Boden aufstieg und der Saat harnte. Da dachte er daran, daß er diese Schöpferkraft seiner Heimat eingefangen hatte und mit sich führe, und er hob sein Auge, und sein Herz wurde stark und froh.

In dem Lande, das er sich gedacht und in dem Dorfe, das ihm gut dünkte, erstand der Bauer von dem Gutsherrn einige Hufen gerodeten Waldes.

Da er nun mit allen einig geworden war und sein künftiges Eigen abgesteckt hatte und der Maurermeister schon die Schnur zog, wo die Hauswände stehen sollten, hielt ihn der Bauer an und fuhr auf seinem Karren den großen, schwärzlichen Stein herbei, der einem Mühlstein nicht unähnlich sah. Er maß mit bedächtigen, ersten Schritten den Raum ab, von links nach rechts, von vorn nach hinten. Nun hielt er an und machte ein Zeichen: dahin wälzte er den Stein und legte ihn fest.

Lange stand er vor ihm, still, wie im Gebete. „Hier, Meister, soll das Feuer sein. Auf diesem Stein, den mein Urahn gelegt, soll es brennen. Und nun baut das Haus um den Stein herum. Gott gebe seinen Segen!“

Dann schritt er hinaus auf sein Land. Er überschaute es, und sein Auge teilte es in Ader und Streifen und sah Roggen- und Haferfelder. Da wogte die Saat, da blähte das Korn; da blinkte die rasche Sense durch die rauschenden Halme; und Wagen fuhren vor und knarrten schwerbeladen auf den Hof...

Der Bauer holte den Pflug herbei. Er spannte das Pferd ein, er setzte das blanke Eisen in die Erde und zwang es mit tiefem Schnitt durch den Boden, den noch keines Bauern Eisen durchwühlt hatte, über den noch keine Wünsche und Hoffnungen, keine Not und keine Erntefreuden dahingegangen waren. Es war jungfräuliche Erde, die seinem Geschlechte dienstbar werden sollte. Hoch und ernst ging der Bauer mit steifen Schritten hinter dem Pflug; Furche um Furche zog er bis in Aders Breite. Sein Herz ward warm, seine Augen lohten auf in tiefer Freude.

Aber dann ward es wieder still in ihm, ganz still. Zum zweiten Male schritt er an den Wagen und tat in das umgehängte Saattuch von der braunen Erde, die in dem mitgebrachten Sack war.

Schwerer ward sein Gang. Feierlich trat er auf die Schollen, griff eine Handvoll heiliger heimatlicher Erde und warf sie wie kostbarste Saat in weitem Bogen über den Ader hin. So mag Gott in den Schöpfungstagen mit gerechter Hand die Sterne über den Himmel hingestreut haben. Und er schritt und warf und säte den Heimatgrund über das Neuland, daß es ihm seine Gnaden und Güter verleihe und der Segen der Heimat ihm in der Fremde erstehe, seiner Saat und seinem Geschlechte, seinem Hofe und seinem Namen. Mit feierlicher Gebärde säte er seine braune Saat bis an Aders Ende, und Schauer seligsten Glüdes durchrieselten ihn.

Ein heiliges Feuer brannte in ihm und verzehrte, was noch heimtütig und ängstlich in ihm gewesen war. Er wollte die Fremde bezwingen durch die Kraft der Heimat. Die Sonne umstrahlte ihn mit goldigem Glanze. Der Ader dampfte, und tausend Schollen riefen ein jubelndes Amen.

So nahm der Bauer Enders seine Ader in Besitz und wandelte sie in Heimatland.

Er breitete seine Arme aus, als müsse er Haus und Hof und Ader in Liebe umfassen; er kniete nieder und küßte die Erde, die seine Heimat geworden war.

Wertung der Landarbeit unserer Stadtkinder.

Von Elise Trott-Helge.

Seit der Landfrauentagung, auf dem zum ersten Male die Verschickung unserer Stadtkinder aufs Land erwogen wurde, bis zur allgemeinen Durchführung dieser Maßnahme hat es an Stimmen nicht gefehlt, die sich mit der Verschickung dieser verpflanzten Großstadtjugend besaß haben. Daß sie Schulunterricht genießen müßten, während sie monatelang auf dem Lande leben, darüber waren sich alle Kreise einig. Dagegen wurden über die Heranziehung der Kinder zu leichter, gesunder Tätigkeit vielfach ganz widersprechende Stimmen laut. Erinnert sei beispielsweise an die Debatte im Reichstage zum Etat des Reichsamts des Innern. Dort gab die äußerste Linke ihrer Befürchtung Ausdruck, daß man die jugendliche Kraft mißbrauchen, ja mit der Kinderarbeit Raubbau treiben wolle. An Zurückweisungen dieser Ansicht hat es nicht gefehlt; man ist ihr sogar dort entgegengetreten, wo sie in einer weniger schroffen Form geäußert wurde. Es waren auch nicht nur die ländlichen Kreise, die dafür eintraten, daß das Kind in seiner neuen Umgebung außer seinen Schulpflichten noch andere übernehmen solle, sondern die der Regierung, zumal wir in einer Zeit leben, da die Arbeitskraft eine sehr viel höhere Einschätzung erhalten muß, als ihr im Frieden zuteil wurde.

Schon vor dem Kriege hat es in gewissen pfelegerischen Kreisen nicht an Stimmen gefehlt, die mehr System in die Verschickung unserer Jugend bringen wollten. Wenn man auch von der Ansicht ausging, daß das Schulkind durch strenge Einteilung der Unterrichtsstunden, Erledigung der häuslichen Arbeiten oder Privatstunden außerhalb des Lehrplanes — man denke nur an den Musikunterricht — verhältnismäßig viel leistet, so hat doch das lärmende Toben größerer Knaben auf den Straßen, das täglich stundenlang beobachtet werden konnte und oft Merkmale von Roheit, ja Sittenlosigkeit zeigte, vielfach den Gedanken aufkommen lassen, ihnen nützliche Beschäftigungen zuzuweisen. Gleich den größeren Mädchen aus dem Volke, die im Haushalt meist wertvolle Hilfen sind, wollte man auch die Knaben mehr zu einer planmäßigen Tätigkeit heranziehen.

Dann kam der Krieg. Er ließ den Gedanken stärker Wurzel schlagen. Die Schulverhältnisse entsanden, Schülergarten wurden errichtet, die größeren Knaben und Mädchen gingen auch Erntearbeit leisten, allerdings ohne daß ihre ländlichen Verhältnisse ungewohnte Kraft ernstlich als Hilfe mitgezählt werden konnte.

Jetzt aber, nachdem Landaufenthalt für Stadtkinder eine soziale Einrichtung geworden ist, die durch die Regierungen der Bundesstaaten gefördert, durch einen gemeinnützigen Verein organisiert und über das ganze Reich hinweg einheitlich durchgeführt wird, muß mit Hunderttausenden, ja vielleicht Millionen jugendlicher Kräfte gerechnet werden, deren Kraft und Arbeitsleistung in ihrer Gesamtsumme ländlichen Verhältnissen nutzbar werden kann. Es bedarf für ihre Erfassung und Bewirtschaftung nur eines gewissen Systems, am besten durch Aufstellung von Richtlinien.

In dem Erlasse des preussischen Ministers des Innern war von vornherein darauf hingewiesen worden, daß die aufs Land verpflanzten Kinder der Städte und Industriegebiete zu leichter ländlicher Arbeit herangezogen werden müßten. Auch in den Bedingungen in der Aufnahme der Kinder, die diesem Erlasse beilagen, war dieser Punkt betont. Es wurde darauf hingewiesen, daß die Landbevölkerung die Kinder an Elternstatt zu betreuen hat. Daraus folgte logisch, daß sie auch für das seelische und moralische Wohl und Wehe der Kinder gleichermaßen verantwortlich sind wie für das körperliche.

Nun ist Müßiggang aller Vaster Anfang. Er wird zu um so größerer Gefahr, je mehr Zeit diesem Müßiggange bleibt. Die aufs Land verpflanzten Stadtkinder haben geringere Zeit für den Schulunterricht aufzuwenden. Sie sind im Durchschnitt raschdenkender und im allgemeinen mit schnellerer Auffassungsgabe ausgestattet als die Kinder des Landes. Sie werden in den Landschulen ohne große Mühe dem Unterrichte folgen können, selbst wenn man sie höheren Klassen als den entsprechenden städtischen zuteilt. Die Schularbeiten werden ihnen ebenso rasch vorstatten gehen. Dazu kommt, daß der Tag im Sommer auf dem Lande länger ist als in den Städten. Viel früher beginnt die Wirtschaftsmaschinerie zu klappern. Es bleibt also für die Jugend ein Übermaß von Freiheit; dementsprechend liegt auch ein Übermaß zarterer oder stärkerer Arbeitskraft vor, welches der Verwertung bedarf.

Gerade auf dem Lande besteht nun Arbeit für jede Hand, eine Vielfältigkeit der Tätigkeit. Die verschiedensten Ver-

richtungen wechseln einander ab. Das Werden und Wachsen, das Leben in Garten, Hof und Stallungen erfordert fortgesetzt sorgende und hegende Betätigung. Dabei weiß unsere ländliche Bevölkerung diese kleinen Arbeiten sehr wohl auf die einzelnen Glieder von Familie und Haushalt zu verteilen. Es ist gewissermaßen selbstverständlich, daß das Landkind von früh auf kleine und leichte Arbeiten verrichtet, daß es auf Grund eines niemals niedergeschriebenen Systems mit den Jahren in die ländliche Arbeit hineinwächst. In normalen Zeiten war das durch dieses ungeschriebene Gesetz genau geregelt. Jetzt im Kriege hat allerdings manche jugendliche Landkraft Verrichtungen erfüllen müssen, die über ihre Jahre hinausgehen. Aber die harte Notwendigkeit des Krieges hat auch die Frau wieder hinter den Pflug gestellt. Unsere Landbevölkerung hat vielfach fast Unmögliches möglich gemacht!

Wenn nun aber die kräftigere, körperlich weiter entwickelte und an Arbeit gewohnte Landbevölkerung — besonders an Frauen und Kinder ist hier gedacht — die schwerere Arbeit leisten müssen, so bleibt jene Kleinarbeit der jungen Kräfte vielfach vernachlässigt, sie muß in der Eile und unter dem Mangel an Leuten flüchtig verrichtet werden. Was nicht aus dem Wachsen und Werden unbedingt notwendig ist, bleibt vielfach liegen. Die aufs Land verpflanzten Stadtkinder können da zu Hilfstäften werden, mehr oder weniger, je nachdem jüngere oder ältere Knaben und Mädchen in die ländlichen Haushaltungen einziehen. Der Bedarf nach diesen oder jenen regelt sich gewissermaßen von selbst.

Die Landbevölkerung war durch den ministeriellen Erlaß von vornherein darauf hingewiesen worden, daß die Kinder zur Tätigkeit angehalten werden müssen. Bei der Meldung für die Aufnahme durfte sie aber auch angeben, ob sie Kinder unter zehn Jahren oder ältere haben wollte. Der Haushalt, der selbst größere Kinder hat, wird nun damit gerechnet haben, diese eigenen zu schwerer Arbeit heranzuziehen, den zarteren Stadtkindern aber leichtere Verrichtungen zuzuteilen, beispielsweise die Beaufsichtigung kleinerer Kinder. Dadurch werden die größeren Geschwister, sogar die Mütter für die Landarbeiter frei. Auch Haushaltungen mit zahlreichem Viehbestande können größere Kinder wohl verwenden. In Hof und Garten findet indessen auch das Kind unter zehn Jahren Betätigung, die seine Kraft nicht übersteigt.

Die Gefahr einer Überbürdung der Stadtjugend erscheint übrigens schon deswegen nicht gegeben und das Schlagwort vom Raubbau der Kinderarbeit übertrieben, weil unsere Landbevölkerung selbst der beste Gradmesser für die Arbeitsfähigkeit und Leistungskraft der Kinder ist. Sie wird aber an das Stadtkind einen noch viel kleineren Maßstab anlegen, weil sie von vornherein gewohnt ist, in der Stadtbevölkerung die körperlich schwächere zu erblicken. Es kommt aber noch ein zweites dazu. Bei der Verschickung der Stadtkinder aufs Land sind zwei Systeme zu scheiden: das der einzelnen Verpflanzung und das der gruppenweisen unter Aufsicht von Lehrkräften. Die letzteren werden draußen unter ihren Lehrern als jugendliche Arbeiterkolonien beschäftigt. Eine Überbürdung und Ausbeutung fällt damit weg. Die im einzelnen untergebrachten Kinder dagegen sind ebenfalls unter fürsorglicher Aufsicht, weil eine solche Lehrern, Pfarrern, den Gemeindevorstern oder den für die Organisation arbeitenden gemeinnützigen Vereinen zur Pflicht gemacht wird.

Die sehr geringe Gefahr von Ausnutzung und Überbürdung der Jugend hält andererseits nicht entfernt dem Nutzen die Wage, der aus ihrer Heranziehung zur Arbeit entsteht. Einmal ergibt sich der Nutzen für die Kinder selbst. Sie lernen kleine Pflichten erfüllen, gewinnen Einblick in das Wesen der ländlichen Produktion, bekommen Achtung vor der Tätigkeit des Landmannes, Ehrfurcht vor der allergehenden, allverjüngenden Mutter Natur. Sie tragen auch durch ihre Hilfeleistung einen Teil der Dankeschuld an ihre Pflegeeltern ab. Die Moral des Kindes wird also nicht gefährdet, im Gegenteil, sie wird in sittlich fördernde Bahnen gelenkt. Dann aber ist auch für die Allgemeinheit die Arbeitsleistung der Stadtkinder während der Sommermonate draußen auf dem Lande als ein Faktor von Bedeutung zu veranschlagen. Tropfen zu Tropfen fließt durch sie dem gewaltigen Sammelbecken nationaler Arbeitskraft zu, das unsere Kriegswirtschaft durch Einrichtung des Zivildienstes geschaffen hat. Sind es auch nur kleine Einzelleistungen, Handgriffe, täglich zu verrichtende kleine Pflichten, die nicht viel bedeuten, für den einzelnen Haushalt eben nur Tropfen sind, so wird das Bild ein wesentlich anderes, sobald man die geleistete Arbeit zu einem großen Ganzen zusammenzieht. Dann aber wird es wahrnehmbar, daß auch das Kind mit seiner schwachen Kraft die ländliche Produktion zu fördern vermag. Daß seine Arbeit in Hof und Feld, in der Pflege der Tiere, in der Vernichtung des Unkrautes, in der Gartenarbeit, im Hause dazu beiträgt, der menschlichen Ernährung Mengen zu gewinnen, die ohne Hilfe der zarten Kinder-

hand wahrscheinlich verloren wären, weil auf dem Lande durch Mangel an Arbeitskräften manches zu tun unterbleiben würde, was die jungen Helfer aus der Stadt in diesem Sommer gerne und freudig leisten.

Darum darf diese Kinderarbeit, nicht mit tönenden Worten unterbunden werden. Ihre Förderung durch systematische Aufklärung, durch Hinweise und Richtlinien seitens der Kriegsverwaltung wäre vielmehr als nächste Aufgabe zu erstreben. Darüber hinaus sind Berufene am Werke, die das Wohl der Jugend überwachen. Zu diesen Berufenen aber gehören in erster Linie jene Landbewohner selbst, die sich freiwillig erbieten haben, den städtischen Kindern ihr Heim zu öffnen. In übererwarteter großer Zahl erbieten sie sich zur unentgeltlichen Aufnahme. Das ist genug des Beweises dafür, daß keine Ausnutzung, kein Raubbau getrieben werden. Vielmehr besteht die Voraussetzung, daß unseren Stadtkindern auf dem Lande auf Grund dieser Freiwilligkeit wahrhaft elterlicher Schutz zuteil wird, daß sie dormal einst heimkehren in die städtischen Wohnungen, erholt und wohlgepflegt, aber auch reicher an Erfahrung und Kenntnissen. Unter diesen Kenntnissen aber wird, neben dem besseren Verstehen der Natur, die von der vaterländischen Bedeutung unserer Landwirtschaft die wichtigste sein. Sie wird umso tiefer und gründlicher werden, je mehr unsere Kinder durch Mitarbeit und Übernahme von Pflichten in dieses Verständnis eindringen. Das aber ist der stärkste Faktor für die Bejahung der Frage, ob sie sich draußen nützlich machen sollen oder nicht.

Redensarten aus Nassau.

Von J. Brumm.

Aus dem Reichtum nassauischer Redensarten möchten wir hiermit eine kleinere Anzahl der Öffentlichkeit übergeben, wobei wir uns bestreben werden, der Herkunft und Bedeutung derselben nach Möglichkeit auf den Grund zu gehen.

„Er sieht wie eine Aigel“, sagt der Nassauer. Die Aigel ist die Elster, ein in Nassau noch häufig vorkommender „preussisch“ gefärbter Vogel aus der Familie der Krähen, der die böse Neigung hat, glänzende Sachen, wie goldene Ringe, Ohrringe und dgl., zu stehlen und in seinem Neste zu verbergen. Es gilt die Redensart von allen denjenigen Menschen, vor denen fremdes Eigentum nicht sicher ist. Man sagt von einem solchen auch, „er aigt.“

„Man spricht von rant; es limmt von aut.“ Rant hat die Bedeutung von nichts und aut die von etwas. Die Redensart will also sagen, daß man nicht ohne Grund von etwas spricht.

„Es ist etwas bidelfest.“ Der Bidel, richtiger Fidel, ist die Epithete des Bergmannes, mit der er das härteste Gestein angreift. Widersteht es, so ist es bidelfest. Eine Sache ist somit bidelfest, wenn sie den schärfsten Angriffen widersteht.

„Er ist ganz blott.“ Die ursprüngliche Bedeutung des Wortes ist federlos, haarlos, kahl. Junge Vögel und nackt geborenes Gekrönte kam hierbei in Betracht. Heute gebraucht man die Redensart in dieser Beziehung nicht mehr. Ist aber einem das Geld ausgegangen, wie dies gegen Ende eines Monats oder Quartals nicht selten vorkommt, so sagt er von sich: „Ich bin ganz blott.“

„Klaane Kummer, klaane Last, grouße Kummer, grouße Braß.“ Das Wort Braß ist mit Gebrechen verwandt und bedeutet so viel wie Sorge, Beschwerde, Kummer, und wer Kinder groß gezogen hat, weiß aus eigener Erfahrung, daß ihm die großen oft mehr Sorge und Kummer bereiten als die kleinen.

„Klaane Dippcher have aach Ohn“, eine Redensart, die man oft anwendet, wenn in Gegenwart von kleinen Kindern zweideutige Gespräche geführt werden und dabei anmutet, sie verstehen nichts davon. Die Redensart will also darauf aufmerksam machen, daß Kinder von gewissen Dingen oft mehr verstehen, als wir anzunehmen gewohnt sind.

„Es is laa Dippche, es haßt e Fedelsche druff“, auf menschliche Leben angewendet, will das heißen, es ist kein Mädchen, es findet einen Mann.

„Er hatt bei mir noch e paar im Solber seße.“ Solber ist die Lase, in der das Schweinefleisch gefalzen wird. Hat somit einer bei einem andern etwas im Solber liegen, so hat er etwas Gefalzenes oder etwas Scharfes zu erwarten. Der Nassauer drückt das auch anders aus: „Der kriecht von mir noch emol sei' schwere Dieb.“

„Mach' mer nouf su laa Fize-Fage!“, d. h. keine dummen Pöffen.

„Er holt e Paar in der Sach' gefanne.“ Finden wir ein Paar in der Suppe, so hat man uns den Appetit verdorben. Die Redensart will somit sagen, er hat in der Sache etwas gefunden, was ihm die Lust dazu verdorben hat.

„Mer tann't groad Läs kriech“, namentlich dann, wenn man lange auf eine Sache warten muß. Läuse sind ungeliebte Gäste, die uns durch ihr fortwährendes Beißen ungeduldig machen, gerade wie das lange Warten unsere Ungebuld hervorruft.

„Er fühl't sich wie die Läs im Grind“, nämlich außerordentlich wohl.

„Do have mer den Schlammassel.“ Das Wort Schlammassel soll aus dem Gebräuschen stammen und mit Schlamm verwandt sein. Es befindet sich demnach der in einem Schlammassel, der in eine schlimme Lage geraten ist.

„Es schläft einer wie en Raß.“ Unter einem Raß ist der Jüdis zu verstehen, ein Tier aus der Rardorfamilie, das den ganzen Tag schläft und nur nachts auf Raub ausgeht. Wer also den ganzen Tag schläft, der macht's wie der Raß.

„Es ist alles rattelahl gefressen.“ Die Ratte ist im Grunde genommen nicht laß, nur der lange Schwanz weist diese Eigenschaft auf, und daher mag auch die vorstehende Redensart entstanden sein.

„Mach' so kein' Quatsch!“, d. h. rede nicht so unsinniges Zeug.

„Was brauchst Du sou zu giren!“ Das Wort „giren“ horte ich zum erstenmal in Kleeberg im Taunus, gelegentlich einer Trauerfeier und zwar in der Bedeutung von weinen. Mich hat das an eine gewisse Taube erinnert, die in unseren Wäldern ihre klagenden Laute hören läßt, die der Volksmund in die Worte gefaßt hat: „Der Ruck, der Dieb, der hat mir meine Eier ausgefressen.“ Ich glaube, es ist die Hohltaube. Solt man ihr Aulen, so versteht man, daß „giren“ Weinen und Klagen bedeutet.

„Du berstst Dich gar nit mufse“, d. h. du hast gar nichts zu sagen.

„Den hab' ich schon lang auf der Mud.“ Mit dem Wort „Mud“ ist hier das Visier und Korn der Flinte gemeint, das man beim Schießen scharf ins Auge nimmt. Hat man einen auf der Mud, so paßt man ihm scharf auf.

„Er ist mit der Frau Holle gefahr'n.“ Frau Holle ist bekanntlich die germanische Göttin, die am Zwölften jedes Monats durch die Lande fuhr und die Felder segnete. Wer mit ihr fuhr, vergaß im Anblick der erhabenen Göttin, ihres reich geschmückten Wagens und ihrer segnenden Tätigkeit alles andere um sich her. So gilt denn die Redensart vom „Hollefahr'n“ von einem Menschen, der nicht bei der Sache ist.

„Es wird nit lang gefackelt.“ Die Fackel wird hin- und herbewegt. Die Redensart will somit sagen, es wird nicht lange überlegt, sondern frisch und entschlossen gehandelt.

„Ich werfe Dich uff de Barm, daß die der Herzhennel tracht.“ Der Herzhennel ist offenbar das Organ, mit dem das Herz mit den übrigen Organen des Körpers verwachsen ist. Tracht er ab, so hat das den Tod zur Folge.

Hiermit seien unsere heutigen Ausführungen geschlossen.

Der Erbsenacker.

Von Hans Gäßgen, Wiesbaden.

Im Taunus, nicht allzuweit von Wiesbaden, trifft der Wanderer urplötzlich, auf eine Pflanzung hinaustretend, eine mächtige Höhlung an, die in Hausgröße und -tiefe dort in die Erdrinde gerissen ist. Der Geologe belehrt uns, daß wir es mit einem erloschenen Vulkan zu tun haben. Der Volksmund aber, der den Krater und seine Umgebung Erbsenacker nennt, weiß dieses zu berichten.

Vor vielen, vielen Jahren lebte dort, wo heute der Erbsenackel seinen Nachen dem Himmel entgegenhebt, ein armes Weib, das kaum wußte, mit was es sein tägliches Brot verdienen sollte. Auf dem kargen Steinboden baute sie allerhand Gemüse, von dem sie sich nährte jahraus und jahrein.

Eines Tages, als die Erbsen besser denn je gediehen waren und unzählige, zum Verfaulen gefüllte Schoten an den Büschen hingen, trat zu der Frau, die in ihrem Garten arbeitete, ein Mann, von dessen Auge ein seltsames Leuchten dem Weibe entgegenkam.

Die Frau erschrak, der Fremde aber sprach: „Weib, ein Wunsch steht dir frei; im voraus sei er dir erfüllt. Aber sei klug und wünsche nichts, was dir vielleicht Schaben bringt.“

Das Weib sann und sann. Sie wünschte sich alles und auch wieder nichts, denn sie war arm, aber doch nicht völlig unzufrieden mit ihrem Los, wußte sie doch recht wohl, daß Reichlein nicht schon das Paradies auf Erden bedeutet.

Widlich aber fiel ihr Blick auf die reichbehängenen Erbsensträucher und sie sagte, ohne daß sie selbst wußte, was sie tat: „Ich wünschte, alle Erbsen in meinem Garten seien aus purem Gold.“

Ein gewaltiger Donnererschlag dröhnte da durch die Welt. Im jähen Aufblitzen eines flammenden Blizes sah das Weib seinen Wunsch erfüllt: Allüberall strahlte ihr Garten von gleißendem Gold.

Aber nur einen Augenblick durfte sich die Arme ihres Reichtums freuen.

Ein zweiter, noch gewaltigerer Donnererschlag öffnete die Erde, und in jähem Sturz sank das Weib und der goldene Garten in die brodelnde Tiefe.

Als bald danach Leute aus den benachbarten Dörfern herbeieilten, sahen sie mit Staunen den gewaltigen Krater, dort, wo noch vor wenigen Stunden ein kleiner, blühender und fruchtgesegneter Garten gewesen.

Ein alter Eichenbaum aber, dem das furchtbare Geschehnis die Sprache verliehen, erzählte ihnen, wie jene Höhlung entstand, die noch heute den Namen Erbsenader führt.

Vom Sinn des Johannisfeuers.

Wenn am Abend des 23. Juni, dem Vorabend des Johannisfestes, in deutschen Gauen die Johannisfeuer aufflammten, dann mögen sie als Zeugen altgermanischen Fühlens und Hoffens uns erscheinen. Von den Vorvätern vor Jahrtausenden entzündet in dem festen Glauben, alle feindlichen Mächte und bösen Geister zu vertreiben, sollen sie uns erinnern an die unvergängliche und unzerstörbare Kraft, die im Volkstum liegt und in dem Vertrauen auf ein höheres Walten, das die Schicksale der Menschen und Nationen bestimmt. Der schöne Brauch der Johannisfeuer ist in neuester Zeit wieder mehr in Aufnahme gekommen und gilt als ein Wahrzeichen deutscher Frömmigkeit; die Feuer wurden zuerst zum Sinnbild des nationalen Gedankens bei den Deutschböhmen, nachdem die vom Slaventum beeinflusste Regierung die alte Sitte verboten hatte. Wohl ist das Sonnenwendfeuer nicht auf Deutschland beschränkt, sondern es findet sich auch in romanischen Ländern, in Rußland und andernwärts. Aber dieses Entzünden der reinigenden Flamme hat sich bei uns am längsten und am lebendigsten erhalten, und der Gedanke geht in seinen tiefsten Wurzeln zweifellos auf ein indogermanisches Sommerfest zurück, auf das Mahavata-Fest in Altindien, bei dem Mädchen den brennenden Feuerstoß umtanzten. Die gleiche Feuerverehrung lebte bei den alten Germanen; sie pflegten neuerworbenen Grund und Boden mit einem Feuerbrande zu umschreiten, um das Land vor verderblichen Geistern zu beschützen. Noch im Mittelalter sind bei Seuchen und ansteckenden Krankheiten die sog. Notfeuer üblich, eine altheidnische Sitte, gegen die bereits im 7. Jahrhundert der heilige Gregor auftrat und die man immer wieder durch Verbote vergeblich zu unterdrücken suchte. Wie ausdrücklich betont wird, entzündete man diese Feuer „gegen Drachen, so die Luft verderbten“. Zweifellos liegt dieser Anschauung ein praktischer Sinn zugrunde, denn man wußte, daß das Feuer des Holzstoßes die Luft von schädlichen Stoffen, nach vollständiger Auffassung von feindlichen Dämonen, reinigen könne. War Pestilenz und böse Sucht über eine Gemeinde hereingebrochen, so beschloß man die Veranstaltung eines Notfeuers. Vor Sonnenaufgang zog alt und jung feierlich nach dem festgesetzten Platz und schleppte Holz herbei. Ein reiner Jüngling mußte dann durch Reiben eines harten Holzes mit einem weichen das Feuer entzünden, das alle übrigen Mitglieder durch Hineinwerfen von Scheiten nährten. Durch die Flammen wurde das gesamte Vieh dreimal hindurchgetrieben; auch die Menschen sprangen durch das reinigende Element hindurch, und die Asche des heiligen Brandes wurde auf Feld und Wiesen gestreut, den Tieren unter das Futter gemischt. Da nun nach dem Volksglauben die bösen Geister besonders in der Johannisnacht ihr Wesen trieben, so kam man allmählich dazu, dieses von Fall zu Fall entzündete Notfeuer alljährlich einmal in dieser kritischen Zeit zu entfachen, und so entstand das Johannisfeuer. Die Einzelheiten des frühmittelalterlichen Notfeuers finden sich alle in dem Brauch des Johannisfeuers wieder. Auch hier wird das Holz von allen Gemeindemitgliedern unter Sprüchen und Liedern zusammengetragen. Man treibt das Vieh durch die Glut oder wenigstens um die Flamme; das Feuer wird umtanz, und wenn es dem Verlöschen nahe ist, überspringen. Die Flamme, ja sogar der Rauch, auf dessen

starke Entwicklung man besonders bedacht ist, bringt den Feldern Segen; die Asche befördert die Fruchtbarkeit. An die Stelle des frommen Ernstes, mit dem die Alten die Flamme zum Himmel aufloben ließen, ist freilich zumeist lärmende Lust und Fröhlichkeit getreten. Aber auch in dieser heiteren Feier des Johannisfeuers lebt altdeutscher Glaube. Denn es ist ja auch der Sieg des Lichtes und der Lichtgötter, der in diesem Feuer gefeiert wird. Die ohnehin schon kurze Sommernacht wird durch das entzündete Licht gänzlich verbannt und den lichtfeuen Mächten der Finsternis die letzte Zuflucht geraubt. Frommer Glaube an die Mächte des Lichtes und der Reinheit lebt so noch heute in diesen Feuern, und deshalb gilt auch weiter der Spruch, den Goethe gegen die Polizeiverbote des Johannisfeuers richtete:

„Johannisfeuer sei unverwehrt,
Die Freude nie verloren;
Wesen werden immer stumpf getehrt,
Und Jungens immer geboren!“

C. K.

Mädchen mit dem blonden Haar ...

Sah ein kleines Wiesental
Im ersten frischen Brängen —
Mädchen mit dem blonden Haar
Ist vorübergegangen.

Sonne lachte froh herab,
Leuchtete so golden,
Hüllte ganz in Schimmer ein
Die Gestalt der Goldenen.

Blume hier und Blüten dort,
O Schönheit, unermessen!
Alles herbe Erdenleid
Hab' ich da vergessen.

Stand noch lang' im Wiesental
Voll sehnendem Verlangen —
Mädchen mit dem blonden Haar
Ist vorübergegangen.

Herm. Karsten, Wiesbaden.

Inhaltsverzeichnis.

Erzählungen und Plaudereien.

- Aus der „guten alten Zeit“. Von Anna Mosgaard. Nr. 5.
- Das Frühlingslicht. Von Erich Bodemühl. Nr. 3.
- Neues Land. Von Wih. Lennemann. Nr. 6.
- Pfingsten. Von Erich Bodemühl. Nr. 5.
- Schacht Siegfried. Von Wilhelm Lennemann. Nr. 3.
- Sei eigener Herr. Von Wilhelm Schoof. Nr. 1, 2.
- Spruch. Nr. 1, 2.
- Tausend Stunden Licht. Von Joh. Tauber. Nr. 4.

Aussäße und anderes.

- Alte Volksbräuche am Himmelfahrtstag. Von A. M. Witte. Nr. 5.
- Der Erbsenader. Von Hans Gäßgen. Nr. 6.
- Der Wald im Volksleben und Volksglauben. Von Rudolf Ries. Nr. 1, 2.
- Deutsche Fastnachtsbräuche. Von Friedrich Spreen. Nr. 2.
- Deutsche Frühlingsspiele. Von C. K. Nr. 3.
- Eine 200 jährige Pflanzordnung. Von Reubell. Nr. 3.
- Fasnachtsprüche. Von J. B. Nr. 2.
- Flurumgänge. Von Georg Kraus. Nr. 4.
- Für unsere Dorf Frauen. Von L. Haarbed. Nr. 4.
- Germanische Bräuche am Gründonnerstag. Von C. K. Nr. 4.
- Gründonnerstagsbräuche. Von C. K. Nr. 3.
- Ostergelächter. Von C. K. Nr. 3.
- Pfingstgeister. Von C. K. Nr. 5.
- Nedensarten aus Nassau. Von J. Brumm. Nr. 6.
- Umschau. Nr. 1, 2, 3, 4, 5.
- Vom Sinn des Johannisfeuers. Von C. K. Nr. 6.
- Wertung der Landarbeit unserer Stadtkinder. Von Else Trott-Helge. Nr. 6.

Gedichte.

- Der Vote. Von Kurt Wolff. Nr. 4.
- Die Mühle am Deich. Von Justus Blöthe. Nr. 1.
- Raimorje. Von W. Reuter. Nr. 5.
- Mädchen mit dem blonden Haar ... Von Herm. Karsten. Nr. 6.
- Mout. Von W. Reuter. Nr. 3.



Illustrierte Kinder-Zeitung des Wiesbadener Tagblatts.

Mr. 1.

22. Jahrgang.

1920.

(Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.)

Hänschen.

Erzählung von V. Wiesen.

(Schluß.)

Die Geheimrätin erbehte unwillkürlich. „Mein Himmel, wie tollkühn! Dachtest du denn nicht daran, daß du ausgleiten, Arm und Bein brechen konntest?“

„Lotte schwieg und die fragende fuhr fort; „Warum bist du denn heraufgeklettert? Wolltest du Pfirsiche naschen?“

„Nein“, gestand Lotte leise.

„Also hier aus dem Zimmer etwas entwenden?“ forschte die Geheimrätin in schärferem Ton.

„Nein, gewiß nicht!“ schluchzte Lotte.

„Sie lügt, Mutti“, rief jetzt Herta dazwischen. „Da, sieh nur, aus ihrer Kleidertasche guckt was hervor. Laß sie es mal vorzeigen. Dann werden wir gleich wissen, was sie stibitzt hat.“

„Ja, ja, sie hat was eingesteckt“, echoten die anderen Mädchen, die als Zuhörer im Kreise herumstanden.

„Also ohne Widerrede, zeige, was du da verbirgst“, gebot die Geheimrätin; zugleich zog Minna eine große Tüte aus des Mädchens Tasche hervor.

Neugierig sahen aller Augen darauf hin.

„Nun, was ist's, was hat sie da?“

Minna machte ein höchst verdutztes Gesicht.

„Vogelfutter, gnädige Frau.“

„Vogelfutter? — Ja, was bedeutet das? Wo hast du es her, was wolltest du damit?“

„Gekauft, wirklich und wahrhaftig!“ schluchzte Lotte. „Ach, seien Sie nur nicht böse — ich konnt's nicht mitansehen — er hungerte doch so sehr.“ Sie zeigte auf Hänschen, der unruhig in seinem Bauer hin und her flatterte. „Da hab' ich ihm denn Futter gebracht und frisches Wasser gegeben. Ganz gewiß, es ist nur ein paarmal geschehen: nur wenn er gar zu lange nichts bekommen hatte! Er tat mir zu leid — ach, bitte, bitte, verzeihen Sie mir doch!“

Das rührende Geständnis des Mädchens übte eine tiefe Wirkung auf die Zuhörer aus. Minna hatte Lottes Arm losgelassen. Von den elegant gekleideten Mädchen drängten sich viele an sie heran, streichelten sie und drückten ihr die Hand; die Geheimrätin aber sah ihre Tochter mit einem so schmerzlich vorwurfsvollen Blick an, daß diese heiß errötete und beschämt aus dem Zimmer schlich.

Das Tanzfest in der Villa nahm nach diesem Zwischenfall ein ungewöhnlich schnelles Ende. Die fröhliche Stimmung wollte gar nicht mehr aufkommen und Herta fühlte es wohl, daß ihre Freundinnen sich von ihr zurückzogen. Am tiefsten schmerzte es sie, daß die sonst überaus gütige Mutter ihr ernstlich zürnte.

„Du hast nicht allein pflichtvergessen, sondern auch herzlos gehandelt“, sagte die Geheimrätin, „indem du ein armes Tier, das nicht um Futter bitten, sein Leid nicht

klagen kann, aus Trägheit und Vergesslichkeit darben ließe. Wie war es dir nur möalich, dich fröhlich herumzutummeln und an süßen Leckerbissen zu laben, während das gefangene Vöglein hungern mußte? Du hast mir, als ich es dir schenkte, fest versprochen, gut für Hänschen zu sorgen: aber trotzdem ich dich noch oft daran erinnerte, hast du dein Versprechen nicht gehalten. Daher soll der Vogel von heute ab dir nicht mehr gehören: ich werde dafür sorgen, daß er in bessere, liebevollere Obhut kommt.“

Der Mutter strafende Worte und die Gewißheit, Hänschen fortgeben zu müssen, schmerzten Herta sehr. Jetzt, da sie ihn verlor, meinte sie, sich gar nicht von ihm trennen zu können. Doch wagte sie kein Wort des Widerspruchs, denn auf der Mutter bekümmertem Gesicht stand der Entschluß fest und unweigerlich geschrieben.

Am Vormittag des nächsten Tages erschien die Geheimrätin in der Kellerwohnung des Glidschusters. Lotte, die eben das Zimmer aufgeräumt und den Vater vom Bett nach dem Lehnstuhl geleitet hatte, erschrak anfangs heftig über den vornehmen Besuch. Was bedeutete er? War die Geheimrätin doch erzürnt? Wollte sie Lotte beim Vater verklagen?

Nichts davon. Frau Willmers nahm Lotte liebevoll bei der Hand und sagte, sich an den Kranken wendend: „Wundern Sie sich nicht, Meister Schulz, daß ich Sie aufsuche. Ich wohne Ihnen gegenüber und hatte oft Gelegenheit, ihre Lotte zu beobachten und mich an ihrem Fleiß zu erfreuen. Gestern lernte ich aber auch ihr gutes Herz kennen. Sie haben ein braves Kind, Meister! Wie ich höre, ist Ihre Frau selten daheim und kann daher nicht für das Mittagbrot sorgen: es würde mich freuen, wenn Sie mir erlaubten, es Ihnen ein paar mal wöchentlich herüberzuschicken, da wir nahe Nachbarn sind und ich gern Ihrem Töchterchen etwas Arbeit abnehmen möchte. Und eine besondere Freude habe ich noch für dich, Lottchen“, fuhr sie, sich zu dieser wendend, fort. „Ich weiß, du hast Tiere lieb und bist gut zu ihnen. Hertas Kanarienvogel soll von heute an — dir gehören.“

Verwirrt vor Überraschung und Freude hatte der Kranke seinen Dank gestottert. Lotte aber vermochte das eben Gehörte kaum zu fassen.

War es denn möglich — ihr Traum sollte Wirklichkeit, Hänschen ihr eigen werden? Das Glück dünkte sie fast zu groß.

„Ach, liebe gnädige Frau, wie gut sind Sie, wie soll ich Ihnen nur danken!“ rief sie immer wieder.

„Sprich nicht von Dank“, sagte die Geheimrätin, des Kindes blonden Scheitel gütig streichelnd, „der Vogel schuldet dir Dank für das Gute, das du ihm getan hast: er wird dir nun durch seine Lieder lohnen.“

So geschah es auch. Seit er am grünumrankten Kellerfenster hing, von Lote liebevoll gepflegt, tönte des Vogels Gesang hell jubelnd wie nie zuvor aus seiner kleinen Kehle.

Kein Wunder, denn wem konnte es jezt wohl besser gehen als Hänschen?



Blumen in Sage und Geschichte.

Von A. W. J. Kahle.

Die Hoffnungsfreudigkeit des Frühlings lockt uns hinaus in Wald und Feld, und da sehen wir eine auserlesene Gesellschaft von bunten Blumen. Durch den Duft gibt sich der Blume Seele kund; die duftende Blume wirkt auf uns wie eine alte Melodie.

Unter den vielen „Augen der Natur“ sind es einige, die wir besonders vorziehen, vielfach aus unerklärlicher Liebhaberei.

Dem Veilchen schlagen unsere Herzen entgegen; es war die Lieblingsblume Kaiser Friedrichs des Edlen. In Österreich spielt es eine Rolle als Nationalblume. Goethe war ihm sehr zugetan; auf seinen Spaziergängen in Weimars Umgebung trug er stets Veilchensamen bei sich, um ihn am Wege auszustreuen, und die Erde erwies sich dankbar für des Dichters Gabe. Obgleich bei den alten Griechen das Veilchen seiner dunklen Farbe wegen Trauer und Tod bedeutete, so erfreute man sich doch daran und schmückte im Maimonat die Hausgötter mit Veilchen.

Man kann von einer Mythologie der Rose sprechen, deren Duft durch Jahrtausende weht. Hunderte von Sagen erklären ihren Ursprung, jede wieder anders. Fast alle Kulturovölker des Altertums, Ägypter, Babylonier und Syrier, huldigten ihr; sie war der Liebe geheiligtes Sinnbild. Das Christentum weihte die edle Blume der Jungfrau Maria, und in den Legenden der Heiligen dient sie vielfach dem Wunderglauben. Der Perser, für den die Rose natürlich die Blume ist, läßt ihr die leidenschaftlichen Sehnsuchtslieder des Sprossers ertönen, das Bülbül, der ihren Namen (Gül = Rose) ruft. Und ein persisches altes Lied fragt: „Wo hast du deine Lieder her, Herr Nachtigall?“ und läßt antworten: „Ich danke sie der Liebe zu einer Rose.“

Das Volk läßt die Pflanzen als Sinnbilder unerfüllter Sehnsucht aus dem Herzen, auch aus dem Munde der Toten aufsteigen, bald vereinen sich die von fremder Hand auf die Gräber gepflanzten Gewächse, wie auf Tristans Grab der Rosenbusch sich mit der Rebe Isolde vereinigt, oder wie ein serbisches Lied erzählt, daß die Hände der begrabenen Liebenden sich ineinander schlingen, und aus seinem Leib eine Kiefer erwächst, aus dem ihren eine Rose, die die Kiefer umwindet „wie die Seide den Strauß.“

Hier sei auch der Stiefmütterchen gedacht. Bei aller Farbenpracht ist es doch keine Blume, die von fern Effekt macht, sondern eine zarte Schöne, deren Reize nur in der Nähe wirklich erkannt werden.

Nach Art aufgesteckter Körper erscheinen die weißen Rispenblumen der Abendheide, die besonders dann hervorragend wirken, wenn mehrere Exemplare der nur niedrigwachsenden Pflanzen zu verschlossenen Gruppierungen vereinigt oder als breite Einfassungsbänder größeren Laub- oder Nadelholzpflanzungen vorgelagert sind.

Hierher gehören auch die japanischen Zier- und Scheinquitten, von denen eine große Anzahl im Wuche und in der Blumenfarbe abweichender Sorten in unsern Gärten vorhanden ist. Die selten vereinzelt stehenden, vorwiegend büschelartig zusammengedrängten, rosa, hell und purpurrot, weiß und elfenbeinfarbig, auch buntschekig gezeichneten Einzelblüten sind röschen- und glockenartig geformt und erhalten durch die energisch hervortretenden Staubgefäße ein besonders malerisches und wirkungsvolles Aussehen, und die rottriebige und glänzende Belaubung tut ein übriges, die Farbenwirkung verschiedenartig zu gestalten. Die Quitten galten als Sinnbild der Liebe und des Glückes und waren neben dem Herkules auch noch der zumeist verehrten Venus heilig. Bei den Hochzeitsfesten der Vorzeit streute man den Neuvermählten Nüsse und Quitten auf den Weg, damit der dadurch besonders geheiligte Gott Jupiter die Neuvermählten unter seinen Schutz nehmen möchte und sie über alle Fahrnisse des geschlossenen Bundes schützend hinweghelfe.

Die weiß- und rotblühenden, pfirsichblättrigen persischen Mandelbäume verbreiten einen angenehmen Geruch. Als Sinnbild des Schaffens und der Tätigkeit galt er, ebenso auch der Maulbeerbäum, dessen früh erscheinende Blüten insbesondere diese Eigenschaften versinnbildlichen.

Waren dem Amor und der Venus die Rosen geheiligt, dienten sie allein der Jugend, der Keuschheit und der unberührten Unschuld

zum Schmucke, so sah man sie auch durch die Entfaltung ihrer Schönheit als Sinnbild der Hoffnung und des Glaubens an. Und der Rose stand die Lilie nahe; sie ist ebenfalls das Sinnbild der Hoffnung, der Unschuld und ist der Juno heilig. Auf ihrem hohen Stengel sind die alabasterweißen Blüten ausgebreitet, aus den Kelchen strebt eine Garbe goldfarbener Staubfäden empor, sie macht den Eindruck einer hohen Lichtgestalt. In ihrem Duft liegt etwas Durchgeistigtes, nichts Berausches wie bei der Rose. Sie stellt das Sinnbild der Reinheit und Würde dar und schmückte die Altäre in Salomons Tempel, dessen Säulenkapitäl auch der Lilienform zeigten. Das Christentum übernahm sie. Mit einem Lilienstengel in der Hand erscheint der Engel Gabriel der Jungfrau Maria. Er läßt sie aus den Gräbern unschuldig Hingerichteter hervordachsen. Seit dem 12. Jahrhundert erscheint die Lilie als Wappenblume geschichtlich in Frankreich; sie wird als Siegel der Könige, im Wappenschild und auf den Krönungsgewändern benutzt. Hierher gehört auch das schöne, schwermütige Lied von den drei Lilien:

Drei Lilien, drei Lilien
Die pflanzt ich auf mein Grab,
Da kam ein stolzer Reiter
Und brach sie ab.
Ach Reiter, lieber Reiter,
Laß doch die Lilien stehn,
Ich will ja mein Feinsliebchen
Noch einmal sehn.

Das Lied ist der Seele einer jungfräulich Verstorbenen, die fern von dem Geliebten verschieden ist, in den Mund gelegt. Ihre Unschuld und Sehnsucht sprächen in Lilienform aus ihrem Grabe, um noch einmal sein Angesicht zu sehen. Aber ein Fremder kommt und bricht sie.

Darauf fährt der fahrende Dichter, in der Wehmüt eines deutschen Frühlingsabends ganz sein Herz öffnend, im bisherigen Gedankengange selbst fort:

Und wenn ich heute sterbe,
So bin ich morgen tot,
Dann begraben mich die Leute
Uns Morgenrot.

Im 13. Jahrhundert brachten die Kreuzfahrer die Nelke mit; sie gilt als Sinnbild der Tapferkeit und der Unerblichkeit. In der Schreckenszeit der Revolution von 1793 gab man den zum Tode Verurteilten eine rote Nelke in die Hand, um ihre Seelenstärke noch zu erhöhen. Dem in die Fremde hinausziehenden jungen Mann schenkte die Mutter einen Nelkenstrauß, bei seiner Heimkehr pflanzte er als letzten Liebesbeweis einen Nelkenstod auf ihr Grab. Die Italienerin steckt ihrem Geliebten Nelken als Schutz- und Gedenzichen an seine Brust, ehe er mit den beladenen Maultieren den nicht gefahrlosen Weg über das Gebirge antrat.

Bei den Türken vertraut man der Hyazinthe stumme Liebesbotschaften an, ähnlich wie bei uns die Farbe der Nelke die Stunde bezeichnet, zu der der freier die Angebetete ungestört sprechen kann. Bei den alten Griechen bedeutet die Hyazinthe die Blume der Trauer. Der schöne spartanische Jüngling Hyacinthos war Apollos Liebling, der sich gern mit ihm in olympische Spiele einließ. Zephyr gönnte dem jungen Spartaner des Gottes Gunst nicht, und beim Diskuswerfen lenkte er dessen Scheibe so, daß sie Hyacinthos Kopf treffen mußte, und der Wurf diesen tötete. Wohl verstand sich Zeus Sohn auf die Heilkunst, aber über den Tod war ihm keine Gewalt gegeben. Um wenigstens das Andenken seines Lieblings der Nachwelt zu erhalten, ließ er aus seinem Blute eine lieblich duftende Blume entstehen, die Hyazinthe. Morgenländische Dichter vergleichen sie mit den dunklen Locken schöner Frauen, woran die Frau geringelten Blütenglöckchen erinnerten. Milton hatte diesen Vergleich in seinem „Verlorenen Paradies“ verwendet. In Holland verdrängte sie ihre Schwester, die vergötterte Tulpe; ihr ist ein herrlicher Geruch eigen.

Einen farbenprächtigen, überaus reichen Blumenstod zeigten viele Arten der Hieppflaumen und Hiepfirschen; sie waren dem Apoll geheiligt.

So blühen jahraus, jahrein, wenn die Zeit gekommen, in unserm Walde die lieblichen Gestalten stärker und trutziger, als wir es gemeinhin in Lied und Spruch sagen.



1920.

Illustrierte Kinder-Zeitung.

Seite 3.

Geistestätigkeit der Insekten.

Von Max Glück.

Nachdem die Naturwissenschaft die körperliche Zusammensetzung und physischen Eigenschaften der Tiere und Pflanzen bis in die kleinsten Einzelheiten erforscht hat und auf dem sicheren Wege ist, alles noch Fehlende auf diesem Gebiete zu ergänzen, beginnt man jetzt mehr und mehr, dem Seelenleben aller organischen Wesen Aufmerksamkeit zu schenken. Man begnügt sich nicht mehr, alles, was man im Leben der Tiere nicht versteht, als Instinkt zu bezeichnen, und namentlich der Darwinismus, welcher darlegt, daß zwischen den Geeseigenschaften der höheren und niederen Wesen zwar ein quantitativer und qualitativer Unterschied besteht, daß aber beide eines Stammes sind, hat dahin gewirkt, daß dem geistigen Leben der Tiere eine Aufmerksamkeit geschenkt wird, welche möglichst in die Tiefe geht.

So weit die Seeleneigenschaften der Insekten in Frage kommen, hat besonders Professor A. Forel in Zürich sich bemüht, darzutun, daß Sinnesempfindungen, Wahrnehmung, Schlussvermögen, Gedächtnis und Gewohnheit bei den in Gemeinschaft lebenden Insekten den gleichen Grundsätzen folgen wie bei den höheren Tieren und dem Menschen. Sie haben dieselben Sinne, nur der Gehörsinn scheint ihnen zu fehlen. Auch bei ihnen hängen die geistigen Fähigkeiten vom Umfang und der Entwicklung des Gehirns ab. Der Geruch der Insekten, insbesondere der Bienen und Ameisen, die Forel hauptsächlich studiert hat, ist nach ihm nur ein Tasten, ein Riechen durch Berührung. Dadurch erkennen die Insekten ihre Nahrung und ihre Freunde, dadurch gelangen sie zu Geschlechtsunterschieden. Zwei Ameisenstämme, welche erbitterte Feinde waren, verkehrten ganz harmlos miteinander, als Forel ihnen die Fühler abschnitt. Sehr entwickelt sind die Augen der Insekten. Hat doch der gemeine Wasserläufer 10 000 und die Libelle 20 000 Augen. Die sichtbaren Gegenstände setzen sich für sie wie ein Mosaikbild zusammen. Insekten, welche eine verhältnismäßig geringe Anzahl von Augen haben, nehmen die Gegenstände weniger scharf wahr. So erscheint der Biene ein vorüberfliegendes kleines Insekt nur wie ein Schatten. Dagegen sind die Augen der Ameisen insofern höher geartet als die menschlichen, als sie die ultraviolett Strahlen bemerken können, also eine Farbe mehr haben wie wir. Spiritisten können daraus weitgehende Schlüsse ziehen.

Dr. A. G. Mayer hat vor der Biologischen Abteilung der Newyorker Akademie der Wissenschaften Versuche angestellt, um die Gedächtniskraft der Raupen festzustellen. Er setzte die Raupen in eine Schachtel, welche durch eine mit einem Loch versehene Wand in zwei Hälften geteilt war. Die Hälfte, in der die Raupen sich befanden, war leer, die andere mit Futter angefüllt. Durch die kleine Öffnung fanden die Raupen den Weg zum Futter, aber nur nach langer Wanderung und vielem Umhersuchen, ohne daß sie sich den kürzesten Weg merkten. Wenn der Saft einer ihnen wohlgeschmeckenden Pflanze auf eine von ihnen sonst verschmähte geträufelt wurde, trafen sie davon, und umgekehrt. Wenn sie einmal im Fressen waren, bißen sie in alles hinein, was man ihnen hinlegte, und zogen sich erst nach mehreren Bissen zurück, nachdem sie den widerwärtigen Stoff erkannt hatten. Nach einem Zeitraum von eineinhalb Minuten bißen sie aber in denselben widrigen Stoff hinein, so daß sie innerhalb dieser Zeit die Erinnerung daran verloren hatten. Mit Sicherheit wiesen sie erst in der Zeit von einer halben Minute den Fremdkörper zurück, jedoch zeigte sich eine Raupe gedächtnisstärker oder -schwächer als die andere.

Wenn wir auf den Kunstsinne der Insekten kommen, so ist die große Mehrheit zunächst als mehr oder minder musikalisch zu bezeichnen. Schon bei den Stubenfliegen hat der Physiker Landois festgestellt, daß sie durch ihren Stimmapparat die Töne h, e und b hervorbringen können, die großen Brummfliegen auch noch d, dis, cis. Viele Insekten erzeugen eine Art Instrumentalmusik, so der Bodkäfer, indem er eine Kante der Vorderbrust mit der der Mittelbrust reibt, besonders wenn er an den langen Fühlern ergriffen wird. Der Totengräber erzeugt einen schnarrenden Ton, indem er den Hinterleib an den Flügeldecken reibt. Bei den Feldgrillen, Heimgillen und Mauerwurmgrillen tragen die Flügel eine mit kleinen Stegen besetzte Ader, welche wie ein Geigenbogen auf einer vorstehenden Ader des darunterliegenden Flügels gerieben wird. Ähnlich geigen die Grashüpfer auf einem Apparat, der sich mit einem Tambourin vergleichen läßt. In Japan gibt es eine Art Heupferdchen, die silberglöckchenartige Töne hervorbringen und eine Art Grillen, deren Musik wie entferntes Glöckengeläute klingt. Beide Insekten werden in Japan wie Singvögel in Käfigen gehalten. Es gibt aber auch Insekten, die Sinn für fremde Musik haben sollen. Wenn man einen Pfiff ertönen läßt, soll die Papierwespe ihre Fühler nach der betreffenden Richtung hin ausstrecken und die amerikanische Hausspinne in die Mitte des Netzes eilen.

Auf dem Gebiete der Architektur sind die Bienen mit ihren mathematisch genauen Zellen und die Ameisen mit ihren unterirdischen Wohnungen hinlänglich bekannt. Die afrikanischen Termiten errichten sogar Gebäude, welche 4 Meter tief unter der Erde und ebenso hoch über der Erde sind. Als ein besonderes Zeichen geistiger Tätigkeit ist es anzuerkennen, daß sie von Pfosten, Säulen und sogar Mannstümpfen die äußere Hülle unberührt stehen lassen, um so ungestört das ganze Innere freissen und aushöhlen zu können.

Als auf die Malerei hinweisender Kunstsinne ist es zu betrachten, wenn die Tapezierbiene, auch als „Blattschneider“ bekannt, nicht nur Stücker von Blättern, sondern auch von verschiedenfarbigen Blumen ausschneidet, um ihr Nest damit zu besetzen.

Wie die Ameisen und Bienen, gibt es auch eine kleine Spinne in Paraguay, die in Gemeinschaften lebt. Zur Zeit des Eierlegens spinnen mehrere Weibchen zusammen ein großes gelbes Netz, und nachdem sie darin die Eier gelegt haben, halten sie Wache davor. Mitunter spinnen Tausende an einem Netz, das einen ganzen Kaffeebaum umhüllt. Herreißt man das Netz, so bemerkt man darin viele unregelmäßige Kammern, in denen oft mehrere Spinnen gemeinsam eine Beute verzehren.

Daß manche Insekten Fähigkeiten besitzen, die selbst dem Menschen abgehen, ersieht man schon daraus, daß viele Insekten sich auf das kommende Wetter vorbereiten zu können. Wenn die Kreuzspinnen im Frühjahr ihre Arbeit zeitig beginnen und ihr Netz im Westen oder Süden weben, so ist schönes Wetter zu erleben. Wird die Arbeit sorgsam und langsam ausgeführt, so bleibt das Wetter schön. Bei oberflächlicher, hastiger Arbeit tritt schlechtes Wetter ein. Köst sie an einer Seite das Netz, so ist Sturm, sitzt sie mit ausgebreiteten Füßen im Mittelpunkt des Netzes, so ist Gewitter zu erwarten usw.

Wenn man alle Beobachtungen zusammenfaßt und um tausend ähnliche von den Naturforschern ermittelte vermehrt, so gelangt man zu einem Bilde, das unser Nachdenken über diesen Teil der Schöpfung aus dem gewöhnlichen Geleise bringt.

PO

Knacknuß.



„Die Ruthe“.

Einsender, die bis Montag vormittag 1 Uhr die richtige Lösung der Knacknuß abliefern, sie muß mit Tinte und schöner Handschrift sauber geschrieben sein, werden in einer der nächsten Nummern ihren Namen lesen.



Auf dem Eise.

Den neuen Autoomnibus
zieht Hänschen gerne auf;
Er weiß wohl, daß man drehen muß,
Damit er tüchtig laufe.

Als Hänschen jüngst zum ersten Mal
Sah auf die Schlittschuhbahn,
Schraubt Vater ihm die Schuh aus Stahl
Zu seiner Freude an.

Doch als der Vater dreht und dreht,
Da wird dem Hänschen bang:
„Das erste Mal, Papa —“ er fleht,
„Lauf ich nicht gern zu lang!“



Fischerei mit Vögeln.

Es ist ein seltener Fall, daß ein Tier, das bei uns ein gefährlicher Schädling ist, in andern Ländern als Nutztier und sogar als Haustier Verwendung findet. Dies trifft aber bei dem Kormoran zu, einem Vogel aus der Gattung der Storchvögel, dessen Beziehungen zur menschlichen Wirtschaft Dr. Arthur Sokolowsky im „Weltwirtschaftlichen Archiv“ einen interessanten Aufsatz widmet. Die Kormorane nähren sich ausschließlich von Fischen und sind ungeheuer gefräßig, so daß sie sich in Europa als lästige Fischräuber verhaßt gemacht haben und nach Möglichkeit ausgerottet werden. Da sie aber sehr intelligente Tiere sind, so nutzt man in China ihre Gefräßigkeit für die Fischerei aus. Die Kormorane sind darauf abgerichtet, Fische zu fangen, und damit sie sie nicht so leicht flüchten, wird ihnen ein Metallring oder Lederstreifen als Halsband umgelegt, die sie am Schlingen hindern. Aber die Verwendung der Kormorane zum Fischfang erzählt der Reisende de la Touche aus Fochow: „Ich traf vielfach Männer, die mit Kormoranen fischten. Sie befanden sich auf einem schmalen Floß, und die Kormorane wurden abwechselnd zum Tauchen ausgesandt, worauf sie mit ihrer Beute zurückkehrten“. Stryan erzählt aus dem Yangtse-Gebiet: „Auf den klaren Wasserläufen, die das Delta nach allen Richtungen durchschneiden, werden die Kormorane viel zum Fischen benutzt. Man hält sie gewöhnlich in Herden von 30–100 Stück und bringt sie, wohin sie gerade gebraucht werden. Manche Herden werden Hunderte von Meilen flussabwärts getrieben, um neue Fischgründe zu erreichen“. Die Vögel, die durchaus nicht nur nach ihrem instinktiven Fangtrieb handeln, sondern durch Abdringung eine große Geschicklichkeit erlangen, sind für die Chinesen ein wertvolles Eigentum, das sich vom Vater auf den Sohn vererbt; sie werden je nach Benehmen gelobt und mit Fischen belohnt oder gestraft. Die Kormorane sind sogar bei den Fischern völlig zu Haustieren geworden, denn, wie der Missionar Armand David erzählt, werden die Kormoraneier den Hühnern zur Brut untergelegt und die ausgebrüteten Kormorane dann aufgezogen. Ein paar tüchtige Vögel können den für chinesische Verhältnisse sehr hohen Preis von 12 000 Käs = 30 Mk. erreichen. In Japan hat man den Chinesen diese bequeme Art des Fischens vielfach nachgemacht. In Europa hat es auch nicht an Versuchen gefehlt, den Kormoran zum Fischfang zu verwenden. Es handelt sich dabei aber um reinen Sport, nicht um

eine wirtschaftliche Verwertung. Karl I. von England besaß einen „Master of the cormorans“ namens Wood, der die Kormorane ganz so wie die Falken zähmte. Auch Jakob I. von England und Ludwig XIII. von Frankreich besaßen solche für den Fischfang abgerichtete Kormorane.

Spanische Kinder.

Spanische Kinder haben vielfach den Ruf besonderer Ungezogenheit. Gegen diese Beschuldigung der Jugend der Pyrenäenhalbinsel tritt Walter M. Gallahan auf in einem Artikel, der uns ein anziehendes Bild der kleinen Spanier entwirft. In der ganzen Welt sind zwar „Kinder immer Kinder“, und der spanische „chicito“ ist ein durchaus naives und kindliches Geschöpf. Zugleich aber ist der spanische Knabe von klein auf ein „caballero“, zeigt die ritterlichen und stolzen Züge seiner Rasse. „In abgelegenen Gebirgsdörfern“, erzählt der Verfasser, „sammelte sich stets um mich eine große Anzahl von Kindern, wenn ich photographierte.“ Aber stets trat dann ein Knabe von 12 oder 14 Jahren auf und sagte im Ton sanften Vorwurfes: „Kinder, drängt euch doch nicht so heran! Seht ihr nicht, daß der Herr ein Bild unserer Stadt aufnehmen will?“ In vielen Beispielen könnte ich die Höflichkeit und Freundlichkeit der kleinen Spanier gegen Fremde beweisen. Man frage einen solchen barfüßigen Jungen nach dem Weg, und er wird stets antworten: „Senor, mit Ihrer Erlaubnis werde ich Sie führen.“ Man biete ihm ein Trinkgeld an, und er wird es unter zehn Fällen achtmal zurückweisen. Selbst die kleinen Bettelkinder der armen Viertel, die die Hand nach einer kleinen Gabe ausstrecken, ziehen sie sofort artig zurück, wenn man sagt: „Verzeihung, Kinder, aber geht mir aus dem Wege.“ Ich habe einen spanischen Knaben, der aus den ärmsten Verhältnissen stammte, einmal für einen längeren Weg als Führer gehabt. Er war die Höflichkeit und Liebenswürdigkeit selbst, und als ich mich dann von ihm trennte und mich bei ihm bedankte, sagte er, er habe „nichts für mich getan“, und das Vergnügen, mich zu begleiten, sei ihm Lohn genug. Die spanische Jugend von heute hat den Wert der Erziehung voll erkannt, und überall bemerkte ich eine wahre Begeisterung fürs Lernen. In den kleinen Städten Galiciens bin ich oft Knaben begegnet, die ihr geringes Taschengeld nicht wie andere Kinder auf Süßigkeiten und Spielzeug verwendeten, sondern darauf, um Stunden in fremden Sprachen zu bezahlen.

Das Verhalten der Tiere beim Gaskampf.

Wie verschieden sich die Tiere an der Front während des Schießens mit Gasgranaten verhalten, zeigen einige Beobachtungen, die in der „Daily Mail“ mitgeteilt wurden. Das auffälligste dabei ist die Tatsache, daß die Katzen anscheinend nicht im geringsten von den schlimmen Wirkungen des Gases berührt wurden. Selbst wenn ganz in der Nähe Gasgranaten fielen, hat man Katzen beobachtet, die ruhig dasaßen und in gewohnter Weise „Toilette machten“. Eine Erklärung dafür hat man nicht. Alle anderen Tiere wurden von dem Gas schwer mitgenommen. So hat man beobachtet,

daß die Ratten in den Schützengraben bei Nern ausschärmten, wenn Gasbeschießung eintrat, und mit getötet werden konnten, da viele von ihnen blind geworden und alle wie betäubt waren. Sie machten auch nicht die geringste Anstrengung zu entkommen, wenn ein Mensch in gefährlicher Nähe war. Das Gas scheint auch das Haarleid bei vielen entfernt zu haben, und wahrscheinlich weil ihre Nester mit Gas imprägniert waren, wurden bereits die jungen Ratten von dem Abel befallen. Der leuchtende Husten der gasvergifteten Ratten war ein Geräusch, das den Soldaten im Unterstand ganz vertraut war. Auch Pferde und Maultiere wurden vom Gas stark berührt, und sie haben daher auch ihre Gasmasken erhalten. Viel gesprochen wurde von einem Grauschimmel, der bei den Soldaten einen großen Ruhm genoss, da er viermal bereits verwundet war und drei Leute auf seinem Rücken getötet wurden. Er war an den Kriegslärm gewöhnt, und wenn andere Pferde durch die in der Nähe herabkommenden Granaten aufgeregt wurden, so blieb er vollkommen gleichmütig. Sobald jedoch Gasgranaten kamen, nahm er die Tatsache wahr und wurde alsbald unruhig. Er tat alles, um bemerkbar zu machen, daß er wußte, daß ihm eine Gasmaske angelegt werden mußte. Auch Hunde sah man, die von gewöhnlichem Granatenfeuer nicht im geringsten berührt wurden, und die sich sofort davon machten, wenn Gas fiel. Sobald die Luft wieder rein war, kamen sie dann wieder zurück.

Rätsel.

Das erste ist ein Teil nur vom Gedicht,
Das zweite eitler Schmuß, doch edel nicht!
Fürs Ganze merk' als Regel dir nur künftig,
Gebrauch' es richtig, dann bist du vernünftig!

£. 3.

Suchbild.



Wo ist der Klavierpieler.

Auflösung des Scherz-Rebus in Nr. 13.

Oberleutnant.



Illustrierte Kinder-Zeitung des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 2.

22. Jahrgang.

1920.

(Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.)

Bei Frau Holle.

Märchen von Benno Gniewczyl.

Su! — ist das kalt!" sprach Martha zum Fritz.
"Mich friert's auch schon an den Füßen."
"So komm nach Haus! Wir wollen dort
am Fenster wieder schön spielen, komm!"
"Hast du schon alles eingekauft?"
"Ja, Martha!"
"So komm!"

Schnell stampften nun die Kinder der Elternwohnung zu, um sich am Ofen wieder zu erwärmen. Die Mutter packte sie besorgt aus Mantel, Haube und Tüchern heraus, steckte ihre Füße in warme Putsch, gab ihnen warme Milch zu trinken, und bald tauten ihre Mäuler auf.

Schon saßen sie am Fenster und spielten „Kaufmann“; dann mit der Puppe „Vater, Mutter und Kind“, und zum Schluß kamen „die Soldaten“ dran.

Auf einmal hatten sie alles vergessen. Sie schauten durch das Fenster den sich tummelnden Schneeflocken zu. Ganz weiß sah es draußen aus. Von den Dachrinnen hingen große Eiszapfen.

„Ach wie schön ist das!“ — rief Martha. „Ich möchte auch einmal auf so einer Flocke weit, weit fliegen, direkt zur Frau Holle! Die muß aber doch schrecklich alt sein.“

Da schwirrte etwas Dunkles vor ihren Augen und setzte sich aufs Fensterbrett, und sie sahen auf einen Sperling. Sie hörten, wie er klagend piepte:

„Nun muß ich bald sterben. Seit gestern habe ich nichts mehr zu essen gefunden, und ich bin schon so schwach, ach, so schwach! Jetzt gerade brauchen wir viel Futter, um uns vor Krankheiten zu schützen; aber wir finden nichts! Piep, piep, hier bin ich, hier!“ So rief er seinem vorbeisiegenden Weibchen zu. Und da saß es neben ihm. Sie piepte gleich:

„Ach, ach, ich bin schon so schwach. Hast du auch nichts gefunden?“

„Nichts!“ — antwortete er traurig.

Das ging Fritz und Martha so zu Herzen, daß sie von den Stühlen sprangen und zur Mutter eilten.

„O Mütterchen, gib uns etwas Brot, Kartoffeln oder Fleischreste! Wir wollen alles den Sperlingen geben; sie haben nichts und Hagen vor dem Fenster so. Gib uns etwas!“

So baten sie. Und die Mutter gab ihnen gern etwas vom Tisch. Sie wußte ja, wie es wehe tut, wenn nichts zu essen da ist. Sie hatte es ja früher, als ihr Mann monatelang krank dagelegen, auch erlebt. Heute aber lebten sie gesund und in Glück.

„So ein paar Kartoffeln, Brot oder Fleischreste gibt man gern. Wir werden auch noch leben! Wir können uns das Brot verdienen, aber die armen Vögel nicht!“ So dachte sie.

Fritzchen und Martha aber hatten schon das Fenster geöffnet und siehe — die Vögelin flogen nicht fort; sie waren schon zu matt. Martha fegte den Schnee vom Fensterbrett und Fritz streute das Futter. Gleich hüpfen sie heran und pickten es schnell auf.

„Pik, pik, pik! Siehst du, Weibchen, es gibt noch gute Menschen. Pik, pik, pik! Aber alle sind nicht so. Und schau doch, Kinder sind's, die uns das aaben! Kinder! Schau doch, wie sie sich freuen, wie ihre Augen glänzen! Das müssen gute Kinder sein!“

Der Sperling hüpfte ganz an die Kinder heran und guckte sie mit seinen winzigen Auglein treuherzig an. Er sprach:

„Der liebe Gott wird euch einst belohnen! Aber, wenn ihr Euch hier schon etwas wünschet, so sagt es nur. Ich seh' zwar wie ein Sperling aus, bin aber ein mächtiger König und Zauberer. Ich wollte nur einmal sehen, ob die Menschen auch an die Tiere denken. Seht, jetzt kommen noch viele Vögel: zwei Kohlmeisen, drei Finken, zwei Goldammern, ein Rotkehlchen, ein Zaunkönig und eine Blaumeise. Alle wissen nun, daß ihr ihnen Futter gebt. Da, wie sie hungrig sind! Schwirrr! — alle sind nun wieder fort. — Sagt nun, was ihr euch wünscht!“

Erstaunt hatten Fritz und Martha zugehört und zugehört, und richtig, nun hatten die Sperlinge auf den Köpfen Krönelein.

„Sie muß die Königin sein!“ — so dachte Fritz.

Der König erriet es und sagte:

„Ja, sie ist meine Königin. Nun spricht, was ihr euch wünscht!“

„O“ — sagte Martha, „ich möchte so gern einmal Frau Holle sehen, und Fritz auch!“

„Es sei denn!“ — sprach geheimnisvoll der König. Und plötzlich saßen Martha und Fritz auf den Vögeln, die immer größer wurden und hoch, hoch in die Lüfte flogen. Es schien den Kindern, als wenn es zum lieben Gott ginge; denn schon hörten sie die Engel singen.

Da langten sie auf einer großen Wolke an. Ganz in Schnee stand dort ein Häuschen, und sie sahen, wie aus dem Fenster immer und immer Flocken heraushüpften und zur Erde flogen. Als sie auf den Füßen standen, flogen die Vögel an die Tür und riefen: „Kommet, folget uns!“ Und schon waren die Vögel wieder klein.

Die Tür öffnete sich und sie blickten in einen großen Eispalast. Wie Diamanten funkelten die Eiszapfen im Sonnenschein, der lustig durch das Fenster grüßte.

„Kommt!“ — ermunterte der Sperling-König.

Also traten sie ein. Nun schauten sie auf eine alte, alte Frau, die im weißen Kleide vor dem Fenster saß und die Kinder gütig anblickte. Da flogen die Vögel ihr auf

die Schultern und erzählten der Frau Holle (denn sie war es), daß die Kinder sie gern sehen wollten, und wie gut die Kinder seien.

„So tretet näher!“ sprach Frau Holle freundlich. „Ich habe die Kinder besonders lieb. Ich freue mich immer, wenn sie sich dort unten auf der Erde im Schnee so tummeln. Bleibt immer so brav, wie jetzt, auch wenn ihr einmal erwachsen sein werdet. Nicht wahr, ihr wollt im Winter immer für die Vögel sorgen?“

Die Kinder nickten. Es war ihnen so wohl in den Herzen.

„Wollt ihr sonst nichts?“

„Nein!“ — antwortete Martha. „Ich habe in den Büchern von dir so viel Schönes gelesen, und da wollte ich dich einmal gern sehen und Fritz auch.“

„Bleibet weiter so bescheiden!“

Während Frau Holle mit ihnen gesprochen hatte, ruhten ihre Hände im Schoß. Fritz sah durch das Fenster, daß es nicht schneite. Nun aber schüttete Frau Holle tüchtig die Federn aus den großen Betten und siehe — der Erde flogen Flocken zu und der Schnee wuchs zu hohen Bergen. Frau Holle sprach:

„Jetzt werdet ihr euch ein jedes auf eine Feder setzen und ihr fliegt direkt nach Haus.“

Richtig, schon sausten sie zur Erde, immer tiefer. Die Sperlinge flogen mit, aber bald waren sie verschwunden. Fritz und Martha aber standen auf dem Fensterbrett ihrer elterlichen Wohnung.

„O, wie schön war das!“ riefen sie. „O, wie schön!“ Und fröhlich eilten sie zur Mutter.



Der Igel und der Hamster.

Der Jugend erzählt von R. Sylvester.

In der Erntezeit war es, als eines Tages der Igel zufällig dem Hamster begegnete. Sonst wick der Hamster dem armen Mausejäger immer aus, diesmal aber sprach er ihn freundlich als Nachbar an und fragte, wie es ihm gehe. „Nicht sonderlich gut“, gab ihm der Igel Bescheid, „wie ihr wohl selbst schon bemerkt habt, ist ein schlechtes Mausejahr, und da hat man mitunter seine liebe Not, so daß man in der Kost nicht sehr wählerisch sein darf. Zum Glück bin ich von Hause aus nicht verwöhnt, und wenn es keine Mäuse gibt, muß man sich eben mit Schnecken, Käfern und dergleichen Ungeziefer begnügen.“ Als der Hamster den Igel so jammern hörte, fühlte er sich wirklich als reicher Mann, und stolz klangen seine Worte der Erwiderung: „Ja, ja, Nachbar, die Märznebel haben die nichtsnutzen Mäuse arg mitgenommen, da mögt ihr freilich übel daran sein. Vor solchem Unglück bin ich bewahrt — da, seht her“ — und damit deutete er auf seine gefüllten Bäckentaschen — „da bring ich mir wieder etwas vom Spaziergange mit, meine Brotkammer ist immer gefüllt. Wenn es euch recht ist, Nachbar Igel, so kommt einmal mit in meine Wohnung, da könnt ihr sehen, was für einen Vorrat von köstlichem Weizen ich besitze.“ Der Igel kannte ja den Prahlhans, aber unhöflich wollte er auch nicht sein, und so folgte er der Einladung und ging mit dem Hamster nach dessen Wohnung, inmitten des nächsten Getreidefeldes. „Achtung!“ ermahnte der Hamster, als man beim Eingange anlangte, „meine Einfahrt ist etwas steil, aber wenn man's eilig hat, ich meine, wenn man verfolgt wird, ist sie am besten so. Da geht es bloß: hoppla! und unten bin ich, während oben der schlaue Fuchs, der Hund oder gar der böse Mensch ein langes Gesicht macht.“ Damit sprang er in das senkrechte Loch und der Igel folgte ihm. Dann führte der Hamster seinen Gast durch verschiedene Gänge und zuletzt in einen großen Raum. „Da seht, Nachbar“, sagte er stolz, „bin ich nicht ein reicher Mann?“ Und dabei wies er auf einen Haufen goldgelben Weizen, nach des Igels Schätzung mindestens zwei gute Mägen! Mit Staunen sah der arme Mausejäger auf diesen Reichtum,

und darob freute sich der Hamster. „Ja, ja“, hub er wieder an, „mir können die Märznebel nicht schaden — freilich, ehe solch ein Häufchen beisammen ist, kostet es viel Arbeit, aber dann braucht man auch nicht Not zu leiden.“

Solch prahlerische Rede verdross den ehrlichen Igel. Zwar hatte er schon des öfteren gehört, daß der Hamster sich große Getreidevorräte eintrage, aber daß dieser so unbescheiden sein könne, das hätte er nimmer geglaubt. Zu solcher Unehrlichkeit durfte er nicht schweigen, und so sprach er denn frei und offen: „Ja, mein lieber Nachbar, dieser Reichtum wäre ja recht gut und schön, wenn ihr ihn ehrlich erworben hättet, aber das Getreide gehört doch von Rechts wegen dem Landmann! — Zudem könnt ihr ja soviel gar nicht aufbrauchen — aus grenzenloser Habgucht, wie ein Geizhals habt ihr diesen Reichtum zusammen-geschleppt! Das nenne ich großes Unrecht. Habt ihr denn kein Gewissen?“ Der Hamster aber lachte nur spöttisch zu dieser Strafpredigt des Igels, und das ärgerte diesen noch mehr. „O, lacht nur immerzu“, sagte er allen Ernstes, „ich beneide euch nicht um euren Reichtum; trotz meiner Armut und Not möchte ich nicht mit euch tauschen, denn besser arm und ehrlich als reich und ungerecht. Ihr seid wirklich der größte Spitzbube, den ich kenne weit und breit!“ rief er in gerechtem Zorn und verließ eiligst durch den nächsten Ausgang die Wohnung des Hamsters. Seit jener Stunde sind Igel und Hamster einander feind und werden es wohl für alle Zeiten bleiben.



Die Türken und ihre Tierliebe.

Von Johanna Weiskirch.

Es sind mehr denn zwanzig Jahre darüber hingegangen, seit ich an der Seite meines Mannes, der von Frankfurt a. M. aus an den Bau der Anatolischen Eisenbahnen nach Konstantinopel versetzt wurde, nach der Türkei reiste. Damals hielt man's in der lieben deutschen Heimat noch für ein nicht gefahrloses Unterfangen, und man konnte nicht begreifen, daß wir unsere Haut dort wollten zu Markte tragen. Wir ließen uns aber nicht irre machen und reisten in dem Gedanken auf unser fernes Ziel ab, daß wir gleich so vielen Landsleuten wohl auch in der Türkei würden leben können. Freilich: im tiefsten Inneren trugen wir, ein jeder für sich, unsere Bedenken, die wir aber einander sorgfältig verheimlichten. Ein Gedanke peinigte mich ganz besonders. Der knüpfte sich an die türkischen Straßenhunde, von deren Martyrium ich schon so viel gelesen hatte. Wenn das wahr wäre! Mir, der großen Tierfreundin, bangte schon eine Weile vor der Abreise davor, daß die Berichte in Zeitungen und Zeitschriften von der Wirklichkeit am Ende noch möchten übertroffen werden. Dann wären die Türken aber sehr rohe Menschen! Dann hätte man alles dessen, das man uns prophezeite, ja gewärtig zu sein! Mir fiel die elende Behandlung der Esel und Mausele in Italien ein, die wohl noch Lieblosungen gegen die der Tiere in der Türkei bedeuteten.

Mein erster Gedanke und Blick, als wir an einem Tage ausgangs August in Konstantinopel landeten, galt denn auch der stummen Kreatur. Zu allererst den Hunden! Ich sah ihrer mehr, als ich erwartet hatte, um den Bahnhof herumliegen. Sogar im Bereich des Stationsgebäudes hatten es sich einige Hundefamilien in möglichst geschützten Winkeln bequem gemacht. Das ließ schon auf eine weitgehende Duldsamkeit der türkischen Eisenbahn-Verwaltung schließen. Auch fand ich die Tiere bei weitem besser aussehend, als ich erwartet hatte. Ich sah mir dann die Pferde an. Zunächst die vor die in großer Zahl vorhandenen Droschken gespannten. Auch da sah ich durchschnittlich gutgepflegtes Pferdmaterial, so daß ich wahrhaft befreit aufatmete. Es fiel mir gleich auf, daß die Tiere geschmückt waren und fast alle blaue Glasflußperlen in langen Ketten um die Hälse trugen. Unser Arabaschi (Kutscher), den ich nach der Bedeutung dieses Perlenschmuckes befragte, erklärte mir, daß die Türken damit alles, was ihnen lieb und wert sei, vor der unglückbringenden Einwirkung des bösen Blickes zu beschützen pflegten. Ich meine übrigens, nie in meinem Leben besser und schneller gefahren zu sein als in dem mit zwei stinken Arabern bespannten Wagen, der uns am Tage unserer Ankunft in der neuen Heimat vom Bahnhof in Stambul hinauf nach Pera brachte. Ich habe aber in der Tat während meines langjährigen Aufenthalts in der Türkei, sowohl in Konstantinopel als auch in Kleinasien, unzählig viele Fahrten mit guten Wagen und noch besseren Pferden gemacht und die enorme Leistungsfähigkeit dieser Tiere unter den Händen verständiger Lenker zu bewundern oft Gelegenheit gehabt.

Dem Türken ist das Tier im allgemeinen heilig und genießt deshalb seinen Schutz. Jedenfalls wird es nicht von ihm mißhandelt, und wenn von den die Türkei bewohnenden zahlreichen Nationen und Stämmen eine oder einer die Worte befolgt: „Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes“, so ist es in erster Linie das osmanische Volk, das es tut. Ich will hier keineswegs dem ehemaligen Vorhandensein der mehr als zahlreichen Straßenhunde das Wort reden, obschon sie für mich ein Charakteristikum der von mir so sehr geliebten alten Stadt bildeten, von dem ich mich niemals belästigt gefühlt habe. Ich will auch nicht bestreiten, daß der Tierschutz, den regelrecht zu pflegen in einer Stadt wie Konstantinopel man auf vielerlei Schwierigkeiten stoßen muß, früher noch sehr im argen lag. Da regierten Sultan Abdul-Hamid und seine Günstlinge noch, und damit ist, wenn nicht alles, so doch viel gesagt. Die Straßenhunde hat man beseitigt. Aber die Art, wie man das bewerkstelligt hat, ist viel geredet und geschrieben worden. Es entzieht sich meiner Beurteilung, was davon wahr oder nicht wahr ist, denn ich war zu der Zeit nicht in Konstantinopel anwesend. Wie immer sich die Sache aber auch verhalten mag — die Entfernung so vieler Tiere auf einmal mußte unter allen Umständen Aufsehen und Argernis erregen. Man hätte da wohl andere Mittel ergreifen können.

In der Türkei blüht auch der Tierschutz empor. Ich habe niemals einen Türken (ich meine damit den Osmanen, der immer ein Mohammedaner ist) ein Tier mißhandeln sehen, und habe doch Jahre hindurch mitten unter ihnen gelebt. Es liegt dies nicht nur in der religiösen Ausübung, sondern noch mehr in der durchaus vornehmen Natur des Türken begründet, die es ihm als ganz selbstverständlich erscheinen läßt, an keinem Schutz- und wehrlosen Geschöpf Willkür zu üben. Er wird auch niemals ein Tier darben lassen, wenigstens nicht ohne dringende Not. An der Hand vieler Beispiele kann ich es auch beweisen, daß sich der Türke nie auf Kosten eines Tieres, welches es auch immer sei, bereichern würde. Wohlverstanden: eines echten Türken und nicht eines sogenannten Baskisch-Türken, wie es deren zu Abdul-Hamids Zeiten unzählige in Konstantinopel und sonst im Lande gab, die auch heute nicht alle verschwunden sein werden. Es waren das diejenigen, die von den Europäern die Kaster, nicht aber ihre Vorzüge angenommen hatten oder noch haben.

Man konnte früher unter den türkischen Straßenhunden nicht selten in bestialischer Weise mißhandelte Tiere sehen, von denen man ohne weiteres überzeugt sein konnte, daß sie von Christen Händen so zugerichtet worden seien. Namentlich taten sich in solchen Scheußlichkeiten die anderen Völkerschaften hervor. Aber auch serbische und armenische Händler Bagalischis (Krämer) scheuten sich nicht, einen ihnen unbequemen Straßenhund mit kochendem Wasser zu übergießen, um ihn von ihren Häusern zu scheuchen, oder ihm mit dem Messer in die Augen zu stechen. Wie manches Mal haben mir die Schmerzensschreie solcher armen, wie wahnsinnig durch die Straßen rasenden Tiere Tränen des Jammers und Jornes erpreßt. Eine Anzeige hatte in den seltensten Fällen Erfolg, denn die Lügenhaftigkeit der meisten Balkanvölker steht auf einer Stufe mit ihrer Roheit.

Ich habe mich oft vor den abgemagerten, ungepflegten Kühen, Pferden und Eseln der Armenier und Griechen in Kleinasien entsetzt, was mir bei den Haustieren der Türken nie begegnete.



Weidenkätzchen.

Obwohl von zierlicher Anmut, sind die Weidenkätzchen an und für sich unscheinbare Blüten, und inmitten der bunten Pracht des Sommers würden sie wenig Beachtung finden. Aber wenn sie in den ersten warmen Lenztagen an den meist noch kahlen und farblosen Zweigen der Sträucher oder Bäume zum Vorschein kommen, dann greift jung und alt mit Jubel danach. Sie grüßen uns so verheißungsvoll und verkünden uns wie mit Glöckengeläut, daß der Frühling seinen Siegeszug wieder begonnen hat, die Erde sich langsam den Banden des Frostes entringt und uns Licht, Wärme und Farbe wieder geschenkt werden sollen.

Viele unserer Weidenarten tragen Blüten vor der Entwicklung der Blätter. Unter der braunen Knospenhülle kommt das Kätzchen hervor, dehnt sich und streckt sich im warmen Sonnenschein und wirft das ihm lästige Gewand ab, gleichsam sein Stiefchen, für das es zu groß geworden. In dem Kleide, das es nun trägt, erinnert es in der Tat an ein graubehaartes, weiches Kätzchen, das Lieblingspielzeug der Kinder. Nach einiger Zeit werden wir bemerken, daß die Kätzchen ein ganz verändertes Aussehen erhalten. Denn das, was man so obenhin Blüte nennt, ist eine Achse mit vielen kleinen Blüten. Aus den Schuppenblättern der Achse kommen sie hervor und wachsen weit über die Deckschüppchen hinaus. Die Blüten sind entweder weiblich, d. h. sie haben nur einen Blütenstempel, oder sie sind männlich, dann bestehen sie aus zwei oder mehreren Staubgefäßen. Daher kommt es, daß die Kätzchen derselben Weidenart, z. B. der Silber- oder Bachweide, verschieden aussehen weißlich oder gelblich, je nachdem der Baum weibliche oder männliche Blüten trägt.

Die Weidenkätzchen sind das erste Wirtshaus, das den Bienen im Frühjahr geöffnet wird. Der zarte Duft ist das Schild, das sie anlockt. Da kehren sie ein und holen sich den süßen Honig. Als Entgelt dafür leisten sie dem Baum oder Strauch, wo sie so bewirtet werden, einen großen Dienst. Sie übertragen nämlich den Blütenstaub der Stempelblüten, den sie beim Besuch der Blüte abstreifen und der in ihren Samtleidern haften bleibt, auf die Sträucher oder Bäume mit weiblichen Blüten. So können die Weiden Früchte und Samen entwickeln und sich fortpflanzen.

Eine blühende Weide soll man daher nicht gedankenlos plündern. Ihre Schätze gehören doch vor allen Dingen ihr selbst, dann den Insekten, die schon früh im Jahre bei der Arbeit sind, um der Natur ihre Dienste zu leisten und Nahrung brauchen, und zuletzt erst kommen wir an die Reihe, die wir die Blüten nur zu unserer Lust und Freude verwenden. Gern aber wird uns die Weide ein paar vorsichtig abgeschnittene Zweiglein dazu hergeben. Ist es doch gewiß ihr Stolz, daß sie uns in ihnen das schenkt, womit wir zum Gedächtnis der heiligen Geschehnisse der Osterwoche Heim und Altar schmücken — die Osterpalmen.

A. Nobelsky



Knacknuß.



Einsender, die bis Montag 1 Uhr die richtige Lösung der Knacknuß abliefern, sie muß mit Tinte und schöner Handschrift sauber geschrieben sein, werden in einer der nächsten Nummern ihren Namen lesen.



Langschläferkind.

„Auf, auf, aus dem Bett mit dem Langschläferkind!“
So rufen die Töbchen am Dache,
Es zwitschern die Schwälchen, es raschelt
der Wind:

„Schlafträghen, du kleines, erwache!“

Nun ruft gar im Hof unser Gockelhahn:
„Wo ist denn die Kiesel? Ich wette,
Die hat noch zur Stunde den Nachtkittel an
Und liegt noch verschlafen im Bette!“

Das Kästchen schnurrt's und der Nero bellt's,
Das Schäfchen sagt es dem Schäfer,
Und schließlich wissen sie allerwärts:
Die Kiesel ist ein Siebenschläfer!

Johanna Weisfisch.



Der Schneeleopard.

In unserer Vorstellungswelt sind die Begriffe Tropenland und kahlenartiges Raubtier kaum zu trennen. Wir können uns nicht vorstellen, daß die größeren Katzenarten, die Löwen, Panther, Tiger, Leoparden usw. anderswo als in heißen Ländern und unter dem Gluthauch der Äquatorsonne gedeihen könnten. Diese Annahme trifft auch in den meisten Fällen zu, aber es gibt doch auch eine ganze Anzahl von Angehörigen der großen Katzenraubtiere, die Schnee und Frost nicht scheuen. Zu diesen gehört u. a. auch der prächtige Schneeleopard oder Irbis. Der Irbis unterscheidet sich von dem gewöhnlichen Leoparden vornehmlich durch den auffallend dichten, fast wollig zu nennenden Pelz, wodurch er schon auf den ersten Blick als ein Bewohner von Ländern mit kaltem Klima kennlich ist. Die Grundfarbe des Irbis ist ein weißliches Grau; am Kopf des Tieres stehen zahlreiche kleine, rundliche schwarze Flecke, die sich am Hals zu einfachen Ringflecken umwandeln, während sie auf dem Rumpf zu großen Ringflecken mit einem Mittelfleck werden. Die Heimat dieser eigenartigen und schönen Katzenart ist das mittlere Asien bis nach Sibirien, wo sie höhere Gebirgslagen bevorzugt. Der Schneeleopard fällt Wirbeltiere bis zur Größe von Pferden an, den Menschen geht er aber, so lange es irgend möglich ist, aus dem Wege.

Bäume ohne Blätter.

Daß die Bäume ihre Blätter verlieren, ist eine Erscheinung im Kreislauf des Jahres. Daß es aber auch Bäume gibt, die überhaupt keine Blätter besitzen, ist eine nur wenig bekannte botanische Merkwürdigkeit. Solche blätterlosen Bäume beherrschen das ganze Landschaftsbild im Westen der Insel Madagaskar. Sie gewähren einen höchst merkwürdigen Anblick, da sie nur aus einem dickbauchigen Stamm und einigen gleichfalls eigentümlich aufgeschwollenen Zweigen bestehen. Die Ursache dieser Blattslosigkeit sind die ungewöhnlichen klimatischen Verhältnisse. Die Pflanzen sind wegen der großen Trockenheit darauf angewiesen, die ihnen gelegentlich zukommende Feuchtigkeit aufzuspeichern und möglichst lange festzuhalten. Infolgedessen haben sich Stamm und Zweige als Wasserbehälter entwickelt und auf alle übrigen Organe verzichtet. Man hat festgestellt: sie gehören sämtlich zu der Familie der

Asclepiadaceen und innerhalb dieser wieder zu der Gruppe des Hundswürger oder Schwalbenwurz (Cynanchum), der in Südeuropa heimisch ist.

Die Hand als Ruder — eine Urforn der Schifffahrt.

Selbst auf den niedrigsten Stufen der Schifffahrt, auf denen man unbearbeitete Wurzelstünke und Baumstämme als Fahrzeuge benutzt und der Inasse auf dem Stamm reitet, erfolgt die Fortbewegung doch durch Ruder, mag es auch nur ein Paddeln mit einem für diesen Zweck geeigneten Knüttel sein. Die Fortbewegung ohne Ruder, nur mittels des Armes und der Hand, begegnet nirgends in der Urgeschichte der Schifffahrt. Trotzdem ist dies zweifellos die ursprünglichere Form gewesen, und sie läßt sich auch jetzt noch hier und da beobachten. Wie B. Brandt in den „Naturwissenschaften“ mitteilt, hat er in Sansibar Negers beobachtet, die die Hände wie Ruder gebrauchten, und im Fortbewegen des Bootes auf diese Weise eine große Geschwindigkeit zeigten, die auf lange Übung darin schließen ließ.

Tiere, die rauchen und sich betrinken.

Tabak und Alkohol sind zwei Genüsse, die immer teurer und immer seltener werden, von denen wir uns aber um so schwerer trennen, weil sie allgemein als ein „Vorzug des Menschen“ gelten. Dies ist jedoch nicht der Fall. Auch die Tiere sind für diese Anregungsmittel sehr empfänglich, wie zahlreiche Beobachtungen beweisen. So erzählt Lockwood Kipling in seinem Buch „Menschen und Tiere in Indien“, daß die großen Katzenarten, besonders die Tiger, mit großem Vergnügen den Tabakrauch einatmen und auf jede Weise streben, diesen Genuß zu erlangen, wenn sie ihn einmal gekostet haben. Daß sich Tiere betrinken, kommt in den Weingegenden nicht gar zu selten vor, wenn einmal ein Pferd oder ein Esel über ein Weinfäß gerät. Einen starken Alkoholiker stellt uns aber der bekannte Tierbildner David Thompson in einem jungen weißen Bären vor, den im Jahre 1783 Matrosen fingen und an ihren Vergnügungen teilnehmen ließen. „Im starken Winter“, erzählt Thompson, „erhielten die Matrosen außer Bier auch noch Grog, und Brun (so hieß der Bär) begleitete die Matrosen stets zur Kantine, wo sie ihre Rationen erhielten. Auch er bekam hier stets eine Kanne mit Grog, die er mit den Vorderzähnen faßte und behaglich ausleckte. Eines Tages aber gab der Kantinenwirt Brun zur Strafe keinen Grog. Der Bär verhielt sich zuerst ganz ruhig, solange man die Rationen austeilte. Als er aber sah, daß er leer ausgehen sollte, stürzte er sich mit einem einzigen Satz in die Grogtonne und steckte hier Kopf und Hals bis auf die Schultern hinein. Sein ganzer Pelz war mit dem süßen Getränk besudelt und er leckte nun mit größter Anstrengung das Naß ab und suchte auch mit den Pfoten den Grog seinem Maule zuzuführen.“ Die Trunkucht soll nach der Schilderung Thompsons auch den Tod dieses Bären herbeigeführt haben, denn er legte sich eines Abends, als er eine gehörige Portion Alkohol zu sich genommen hatte, in das Bett eines Matrosen und war aus diesem nicht herauszubringen, so daß der Matrose ihn schließlich in seiner Wut tötete.

Streichholz-Aufgabe.

Aus obigen 13 Hölzchen ist durch Umliegen von 7 Hölzchen der Name eines Laubbaumes zu bilden.

Sprichwort-Rätsel.



Auflösung des Rätsels in Nr. 1.
Vers + Tand = Verstand.

Auflösung des Suchbildes in Nr. 1.
Bild Kopf stellen, dann zwischen Blumen-
topf und Gardine.

Auflösung der Knacknuß in Nr. 1.
Man liest erst die Buchstaben auf den
liegenden Steinen, sodann die auf den
aufrecht stehenden und erhält dann:
„Nichts auf Erden hat Bestand.“

Richtige Lösungen der Knacknuß in Nr. 1 landten ein:
Werner Althaus, Willy Bang, Hans Behr, Rudolf
Bier, Theodor Bierbrauer, Cyrille Bissinger, Richard
Binter, Adolf Bous junior, Karl Brädel, Enoch
Cyan, Baby Daul, Eitelotte Diemle und Margarete
Diemle, Wilhelm Dietrich, Charlotte Dönges, Fritz
Doederlein, Janowsky, Erika Duensing, Emmann
Chevalier Damoulin, Heinz Eichert, Oskar Eichhorn,
Kurt Elbert, Edith Eschony, Eitelotte und Edith Faust,
Margot Febr, Ottilie Füllbach, Gustav Franz, Willi
Freiherr, Gretel Fried, Helene Friedrich, Ferdinand
Giebel, Willi Gros, Ilse Große, Helene Gutheil-Mua,
Sophie Hahne, Kurt Hansen, Leonie Heiser, Elfe
Heger, Ada Heuwels, Gertha Hing, Emil Hofmann,
Martha Hofmann, Hermann Kamenetsky, Eusebio
Kappeler, Sophie Karlebach, Oskar Keller, Auguste
Kessler, Eitelotte Klein, Karl Kramb, K. Kramb, Erich
Kunz, Erika Kühn, Richard Kühn, Marienchen Langguth,
Ema und Richard Levy, Ida und Anna Mayer,
Banni Meletta, Karl Meyer, Ruth Meyer, Anna
Michel, Hans Nischold, Willi Raumann, Emil und
Walter Paack, Rudolf Paack, Julius Pusch, Heinrich
Preuß, Anneliese Raabe, Karl Rador, Georg Raldi,
Ella Reiber, Lina Reichel, Frieda Reinhard, Friedrich
Reuß und Maria Reuß, Ema Reuter, Walter Rosenau,
Ottilie Ruff, Paula Sogmann, Rudolf Sievers,
Theodosius Schaefer, Hans Schäfer, Karl Schäfer,
Eitel Scheffel, Frieda Schenzel, Emmi Scherf, Heinz
Schmalkalder, Georg und Marie Schmidt, Thea
Schmidt, Heinrich Schönberger, Erich Schumacher,
Ida und Gretel Schumann, Rudolf Schumann, Anni
Schwarz, Philipp Spriestersbach, Marlen Sempel,
Theo Steenvoorden, Friedrich Karl Stiel, Fritz Stiel,
Friedrich Steinhäuser, Elisabeth Stiller, Wilh. Strauch,
Vera, Eva und Kore Tendlan, Elise Theis, Anni
Thiele, E. Thyr, Ilse und Rudi Unger, Alma Wagner,
Joseph Wagner, Ema Weiland, Wilh. E. Weinheimer,
Kurt Wembauer, Fritz Werner, Karl Werner, Willy
Werner, Ludwig Widmann, sämtlich in Wiesbaden,
sowie Hans Herwig, Karl Rupp jr., Eitel Ruffert in
Biebrich, Paul Weber in Biersdorf, Augusta Andel,
Karl Heß, Josef Giegler jun. in Erbenheim,
Wilhelmine Mahl in Schierstein.



Illustrierte Kinder-Zeitung

des
Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 4.

22. Jahrgang.

1920.

(Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.)

Allein zu Hause.

Erzählung von Marie Gerbrandt.

Agathe saß gemütlich in der Ofenecke und las in einem Buch. Die Mutter hatte ihr erlaubt, so lange aufzubleiben, bis sie es ausgelesen hatte. Aber Agathe hatte sich vorgenommen, noch länger wachzubleiben und die Eltern zu erwarten, die zu einer Hochzeitsfeier im nächsten Dorf gefahren waren und wohl kaum vor ein Uhr hier sein würden. Morgen war ja Sonntag, da konnte sie ausschlafen. Als nämlich die Eltern fort gewesen, war Herr Krüger vom Nachbarhof hergekommen.

„Ach, ist Vater schon weg? Schade, ich bring' ihm hier das Geld für den alten Spazierwagen, den er dem Stellmacher Werner in Tahlen gelassen hat, 300 Mark. Er wird sich freuen, W. ist sonst ein unsicherer Kunde. Aber ich war heute in Tahlen und hörte zufällig, daß er sein Haus verkauft und Bargeld in Händen hatte. Na, dacht' ich, da halt dich man dran, daß du das Geld für deinen Leiterwagen und Nachbar Bergens Spazierwagen bekommst. Und richtig, es ist mir geglückt.“

Agathe hatte hastig den Schlüssel zu Vaters Schreibtisch herausgezogen, das im Schlafzimmer der Eltern stand. „Wollen Sie das Geld gleich einschließen, Onkel Krüger?“

„Ist dir auch nicht angst, damit allein zu bleiben?“ Aber damit war Herr Krüger schon auf das nächste Zimmer zugegangen.

„Ach! — Keine Spur. Tine ist doch auch noch im Hause.“

„Tine!“ machte der Nachbar, als traue er dieser, der jungen Magd, nicht recht. Aber sie war schon seit dem Herbst hier, und Mutter hatte sich immer mit ihr zufrieden gezeigt.

„Es ist nur“, sprach Herr Krüger, indem er das Geld einschloß und Agathe den Schlüssel zurückgab, „wir fahren morgen vormittag auch weg und deine Eltern schlafen vielleicht lang — da würd' es bei uns liegen bleiben, das wär' ganz dasselbe. Na, auf Wiedersehen, und grüß man schön.“

Das war vor etwa zwei Stunden gewesen. Agathe hatte anfangs vor Freuden gar nicht weiterlesen können. Sie wußte, wie sehr die Eltern auf dies Geld gewartet und es fast schon verloren gegeben hatten. Als sie ein bescheidenes Geschenk für die heutige Hochzeit kauften, hatte es geheißen; „Ja, wenn wir das Geld für den Wagen hätten, sollte es etwas Besseres geworden sein.“ Als die Mutter heute ihr schon recht altes Seidenkleid angezogen, hatte Vater gesagt: „Wenn Werner mir den Wagen bezahlt hätte, würde ich dir ein neues gekauft haben. Seide ist ja jetzt fast billiger als Wolle.“ — Nein, die Freuden, den Eltern noch heute mit den 300 Mark unter die Augen zu treten, wollte Agathe sich nicht entgehen lassen! Vor einer Stunde hatte Tine geklopft und um die Erlaubnis gefragt, ihre Verwandten aufzusuchen, die in demselben Dorf wohnten. Agathe hatte sie zur Hintertür hinausgelassen und diese verriegelt. „Klopfen Sie lieber, wenn Sie zurück-

kommen, ich mag das Haus nicht offen stehen lassen“, hatte sie gesagt.

Merkwürdig, seit Tine fort war, fühlte sich Agathe nicht mehr ganz so ruhig wie vorhin. Wenn sie wenigstens ihr „Mauchen“ dagehabt hätte, ihre große schwarze Katze, die so gern auf ihrem Schoße lag, falls sie recht schön saß. Aber die hatte wahrscheinlich eine Verabredung gehabt, hatte abends so lange geschmeichelt, bis Agathe sie hinausgelassen, und war nicht wiedergekommen. —

Horch! War das nicht ein Geräusch in der Veranda? Hatte Mauchen den Lichtschein bemerkt und Vertrauen gefaßt, es werde noch eingelassen werden? Erstaut nahm Agathe die Lampe auf und begab sich durch Küche und Hausflur nach der Verandatür. Ehe sie sie öffnete, rief sie vorsichtig: „Wer ist da?“

„Miau!“ Klang es so recht kläglich, wie der kleine Sünder sich anzustellen wußte, wenn er Agathes Herz erweichen wollte.

„Du, Mauchen?“ lachte Agathe und schloß auf. Eine Sekunde lang sah sie im Lichtschein die grünen Augen und die Gestalt der Katze, die aber, anstatt näher zu kommen, sich an die Brüstung der Veranda drückte, als ob sie sich fürchte. Im nächsten Augenblick blies der Luftzug die Lampe aus und Agathe stand im Dunkeln.

„Man, Man!“ lockte sie, stellte dann, da sie kein Hufchen wahrnahm, die Lampe auf einen Tisch, der sich in der Nähe befand, und trat auf die Veranda, um die verängstigte Katze aufzunehmen.

„Komm doch und laß mich nicht frieren. Was knurrst du denn? Ist ein Hund im Garten?“

Sie verstummte plötzlich. Denn während sie zu der Katze sprach und fühlte, wie diese zornig mit dem Schweife schlug, war ihr's genau so, als richte sich jemand, der in der Veranda gekauert hatte, auf und schleiche sich hinter ihrem Rücken ins Haus.

Eiskalt rann es ihr durch den ganzen Körper. War jetzt ein Dieb im Hause, der hier gewartet hatte, bis sie die Lampe auslöschte und schlafen gehen werde? Dann hatte er vielleicht die Glasfenster der Verandatür eindrücken und einsteigen wollen. Die Mühe war ihm jetzt erspart. Agathe dachte daran, durch das kleine Vorgärtchen zu laufen und sich zu Krügers zu retten, die vielleicht noch wach waren. Aber damit überließ sie ja das Haus und das Geld, auf das die Eltern so bang gewartet hatten, dem Diebe. Nein, sie mußte wieder Licht machen, zuerst tun, als hätte sie nichts gemerkt, und sich dann heimlich aus dem Hause schleichen.

Es kostete sie große Überwindung, in den Hausflur zurückzutreten und nach den Streichhölzern zu fassen. Die standen nebst einem Leuchter auf der Ecke des Tisches, damit man abends beim Eintreten gleich Licht machen könne. Da — da hatte sie sie. Eins bligte auf. Es ging

fast aus in Agathes zitternder Hand. Aber jetzt brannte das Licht. Ein rascher Blick in alle Ecken — hier war niemand als sie und Mauchen, das sich schnurrend an ihren Füßen rieb. Der Tisch, die zwei Stühle boten keinen Versteck. Aber dort Vaters langer Regenrock an der Wand —? Nein, der hing ganz schlaff herab. Wenn sich wirklich jemand eingeschlichen hatte, so war er bereits in der Küche. Die Tür dahin war nur angelehnt. Um keinen Preis hätte Agathe die Küche betreten. Hinter dem Besenvorhang, im Winkel zwischen den Schränken, im Treppenverschlag konnte sich sehr wohl jemand verbergen. Sie mußte durch das Vorderzimmer in die Wohnstube zurückkehren. Die Lampe nahm sie mit. Die Kasse glitt mit ihr zugleich hinein. Hinter sich schloß Agathe die Tür. Nun die entsetzliche Angst, das Wohnzimmer zu betreten! Sie sagte sich's vor, daß der Dieb erwarten mußte, daß sie dahin zurückkehre und also nicht darin sein werde, weil er sich doch nicht sehen lassen wollte. Aber ihre Gedanken jagten so wild durcheinander, daß sie es immer wieder vergaß. Da rief sie sich noch einmal ins Gedächtnis, daß sie ja die Eltern vor einem großen Schaden bewahren müsse, und klinkte auf, kaum wissend, daß sie es tat. Niemand hier. Wahrscheinlich nicht. Mit wankenden Knien ging Agathe zum Tisch und zündete die Lampe an, um den Lauernden ganz sicher zu machen. War er in der Küche, war er schon im Schlafraum? Die Lampenglocke klinkte in ihrer Hand. Schloß sie die Tür nach der Küche ab, so schloß sie sich vielleicht mit ihm ein, falls er schon in den Zimmern war. Aber den Schlüssel der Schlafstube, der zum Glück diesseits steckte, den drehte sie so lautlos wie möglich um und schob ihn in die Tasche. Dann sprach sie zu Kasse — draußen hörte man wohl nicht, wie angstheiser ihre Stimme klang — lachte zum Schein — es war mehr krampfhaft — schlich auf den Zehen ins Vorderzimmer, öffnete dort ein Fenster und ließ sich in den Garten hinab.

„Ich hätte noch den Stuhl rücken sollen, damit er denkt, ich habe mich gesetzt“, sagte sie sich im Davoneilen. Aber nur vorwärts jetzt! Ein paarmal fiel sie im Dunkeln, so schwach waren vor Aufregung ihre Knie. Endlich war sie am Nachbargebäude. Ha, da schimmerte noch Licht durch die Spalten der Fensterläden! Agathe schlug mit beiden Fäusten an die Wand und rief: „Onkel Krüger! Onkel Krüger!“

„Was gibt's?“ klang eine Stimme.

„Ich bin's, Agathe Bergen. Bei uns hat sich ein Dieb eingeschlichen.“

„Nicht möglich!“ Hastig wurde die Haustür geöffnet, sie selbst ins Zimmer gezogen. Herr Krüger suchte seinen Revolver, während Agathe berichtete.

„Eure Tine hat sich neuerdings mit einem Bekannten gezeigt, einem herabgekommenen Arbeiter, dem ich nichts Gutes zutraue“, sagte er. „Sie hat ihn benachrichtigt, und während sie bei ihren Verwandten sitzt, die ihre Unschuld bezeugen sollten, wollte er wahrscheinlich bei euch einsteigen.“

Er bestellte seiner Frau, sie solle die Leute im Stall wecken und ihm nachschicken. Einer solle an der Hintertür, einer an der Vordertür von Bergens Haus aufpassen. Dann nahm er eine Blendlaterne, ließ sich von Agathe die Schlüssel geben und ging. Frau Krüger war bange, aber sie mochte ihn nicht zurückhalten.

Sobald wie möglich schickte sie die Leute. Agathe war bei ihr geblieben und begleitete sie auf Schritt und Tritt. In der offenen Haustür standen sie dann und lauschten. Bald erscholl ein Ruf drüben, darauf lautes Gespräch, in das sich auch Ane Frauenstimme mischte. Tine war zurückgekehrt. — Jetzt näherte sich eine Laterne. Herr Krüger war wieder da.

„Wir haben ihn. In der Küche steckte er. Die beiden gehen gleich mit ihm zum Amtsdienner, der wird ihn für die Nacht ins Spritzenhaus sperren und morgen aufs Gericht bringen. Du, Agathe, bleibst wohl die Nacht bei uns, und ich will bei euch auf deine Eltern warten.“

Aber Agathe ließ es sich nicht nehmen, mit Onkel Krüger hinüberzugehen. Sie mußte doch vor allem sehen,

ob Mauchen auch kein Leid geschehen sei, denn auf diesen wichtigen Punkt hatte Herr Krüger nicht geachtet. Aber auf dem warmen Platz am Ofen lag ruhig ein zusammengerollter schwarzer Knäuel, der nur etwas ungnädig wurde, als Agathe ihn ans Herz preßte. Nicht lange, so kam auch Frau Krüger mit einer Kanne heißen Kaffees herüber, und da wurde es denn keinem schwer, die Hochzeitsgäste abzuwarten. Um ein Uhr langten sie an. Da gab es zu erzählen, zu erschrecken und zu freuen und Agathe genoß vollauf den Lohn für ihren Mut und ihre Besonnenheit.

„Es ist mir auch nicht leicht geworden“, sagte sie mehr als einmal mit strahlenden Augen und tief aufatmend, als sei sie jetzt erst der Gefahr entronnen.

or

Als sie wiederkamen.

Von Charles G. D. Roberts.

Kann mich nicht entsinnen. War doch achtzehn Jahr lang kein Elch mehr hier in der Gegend.

Der Sprecher, ein breitschultriger Hinterwälder, richtet sich auf, stützt sich auf den Stiel der Grabgabel und schneidet sich einen ausgiebigen Priem. Sein Partner, der die nächste Reihe des Kartoffelfelds bearbeitet, hat gegen eine kleine Unterbrechung der Arbeit nichts einzuwenden. Er stellt die Grabgabel weg, wühlt in den Hosentaschen nach Tabak und wirft dabei einen Blick über die langen Reihen der Kartoffelstauden, die sich über den großen Acker hinziehen bis an die fahlen Waldbäume dort, am Fuß der Berge.

Ein trauriger Anblick, diese Grenzlinie nackter Baumstämme, die verkohlt und verstümmelt dort stehen seit dem Waldbrand im Hochsommer. Und doch ist der Himmel von klarem verlockendem Herbstblau hinter den Schattenriffen der traurigen Baumstummel. Und wie hübsch die Birken aussehen mit dem goldgelben Laub; da drüben rechts vom Acker. Ja, und dieser prächtige Sonnenuntergang heute wieder einmal, ein Meer von Feuer und Farbe über dem Horizont. Seh' doch nur einer die zartvioletten Wölkchen da...

Voll Bewunderung steht er da und schaut, der zweite Kartoffelgräber. Eben will er den im letzten Winkel der Tasche schließlich entdeckten Priem in den Mund stecken. Aber mitten in der Bewegung steht die Hand still; geraume Zeit steht der Mann starr und blickt hinüber auf eine bestimmte Stelle am Waldrand dort. Dann schiebt er gelassen den Priem in den Mund, steckt den Rest des Tabaks wieder ein und sagt: „Sehe eben... sind wieder da.“

„Was?“ brummt der andre Mann, der sich inzwischen wieder an die Arbeit gemacht hat.

„Well... eben die Elche... nach achtzehn Jahr“, sagt der Mann.

Und wirklich, dort am Rande des toten Waldes stehen drei Elche, ein stattlicher schwarzer Bulle mit weitausladenden Schaufeln, eine dicke braune Kuh und ein Kalb mit den noch ungefügten Läufen und Lauschern. Ein Kartoffelfeld und Zweibeiner, die mit großen Gabeln darin umherwühlen, ist etwas, was noch nie da war. Offenbar interessiert die Elche die Sache.

„Rühr dich nicht, Sandy“, flüstert der erste Arbeiter, der sich in Jagddingen auskennt, „stehe ganz ruhig, bis sie uns gewohnt sind. Dann gehen wir die Büchsen holen.“

Einige Minuten lang stehen die beiden Männer regungslos, und die Elche kommen noch näher heran, um sie besser betrachten zu können. Aber jetzt lassen die beiden Menschen ihre Grabgabeln stehen und schlendern gemächlich über das Kartoffelfeld davon. Aber den Abhang gehen sie hinunter und verschwinden im nächsten Haus.

Sandy wohnt hier. Er holt sein Gewehr vor — einen alten einläufigen Vorderlader — und lädt es mit Rehpösten. Derweil läuft der andre, der Mann mit den Jagderfahrungen, nach einem der andern Häuser und hängt seine schwere Snider-Büchse um. Die Elche haben

noch zusehen, wie die Zweibeiner fortgingen und in der seltsamen Höhle dort verschwunden sind, nun wenden sie sich ab und beginnen von den zarten Espenrieden zu äßen, die im Buschwerk oben am Aker zu finden sind.

Nun erscheinen mit einemmal die geheimnisvollen Zweifüßer wieder. Sandy und Eise haben zu Hause kein Wort von den Elchen verraten. Gemütlich machen sie nun zusammen ihren Abendspazieraang, den Waldweg entlang, bis die Buschgruppe sie verbirgt. Da aber fährt Leben in die harmlosen Wandersleute, geduckt laufen sie an den Büschen hin und sind gleich drauß im Waldesdickicht verschwunden. In weitem Bogen schleichen sie nun durch den Wald, springen gebückt hinter Büschen und Buschwerk von Stamm zu Stamm, bis sie sich im Rücken des Kartoffelackers wissen. Jetzt kriechen die Männer lautlos am Boden hin nach der Stelle, wo die Elche vorhin noch standen. Der Wind kommt gegen sie. Wittern kann das Wild die Jäger nicht, und die misfarbenen Arbeitskleider stechen nicht ab von der Erdfarbe.

Kuh und Kalb stehen noch am alten Fleck und äßen weiter. Aber der Elchbulle ist inzwischen wieder in den Wald zurückgetreten und wandert zwischen den verkohsten Baumresten umher. Mit einemmal steht er vor den Jägern und äugt neugierig zu ihnen her. Die breiten Schaufeln liegen ihm nach hinten, die Nüstern streckt er vor und schnauft. Es liegt wie Drohung in den kleinen listigen Augen, auch in der Erscheinung seines mächtigen Körpers. . . die Jäger sind überrascht und verwirrt. Zu früh krachen die Schüsse. Die dicke Kugel aus Eises Sniderbüchse pfeift ins Weite, und nur ein paar Reheposten von Sandys Flintenschuß schürfen leicht die Schulter des Riesen. Doch Schmerz und Schreck ist's genug, um den Elch in Wut zu bringen. Er stößt einen dumpfen Laut aus — wie Grunzen ist's — die zottigen Haare sträuben sich, und dann plötzlich stürzt er vorwärts mit gesenktem Geweih. „Auf den Baum raus, Sandy“, schreit Eise und geht mit gutem Beispiel voran. Der Bulle sitzt ihm dicht auf den Fersen. Gerade noch reicht's, die Büchse wegzwerfen und auf den ersten Ast sich zu schwingen.

Sandy aber steckt in einer schlimmen Verlegenheit: er kann nicht schnell den rechten Baum finden. Es stehen wohl genug Stämme da im toten Wald, solche, die dick genug waren, den Waldbrand zu überstehen, aber Äste haben sie keine mehr.

Unschlüssig läuft er noch umher — so etwas wie ein Felsblock oder Baumstumpf wird doch zu finden sein, hinter dem er sich verstecken und die Flinte wieder laden kann. Da erängt ihn der Elch. Und sogleich läßt er von Eise ab und geht auf den andern Mann los. Sandy sieht ihn daherkommen und denkt: „Jetzt pressiert's.“ Er wirft die alte Flinte weg und hängt gleich darauf am nächstbesten Stamm, einem dünnen, verkohsten Ding, bei dem zu befürchten ist, daß der Anprall des Elchs ihn zersplittert. Es kracht denn auch bedenklich, wie das riesige Tier daherstürzt und der Zusammenstoß kommt, aber doch steht das Stämmchen. Sandy ist's so, als sei jeder Ast daran von Eierschalen.

Indessen, wie der Elch sich mit Sandy zu schaffen macht, kommt Eise vom Baum herunter und nimmt seine Büchse auf. Er hat sich vom ersten Schreck erholt und fühlt sich nun Herr der Lage. Eine neue Patrone steckt er in die Kammer des Gewehrs und wartet ruhig ab, bis der Elch ihm ein gutes Ziel bieten wird. Gerade jetzt rückt das Tier etwas zur Seite, es bietet die Flanke. . . Krach. . . Ein Blattschuß. Auf bäumt sich der Elch und bricht in die Knie. Gleich drauf ist er tot. Sandy kommt von seinem dünnen Baum herunter und steht voll Stammen vor dem schwarzen Tierkopf mit dem Schaufelgeweih.

Die Schüsse haben Kuh und Kalo den Verstand geraubt. Donnerschläge hinter ihnen im Wald! Wohin sollen sie fliehen? Planlos rennen sie über das freie Feld, in langen Sähen, gerade auf Sandys Hütte zu.

Nun aber hat Sandy gerade in diesem Sommer angefangen, neben dem alten Blockhaus ein neues Wohn-

haus mit Fachwerk zu bauen. Bis jetzt hat er den tiefen Keller ausgehoben, einen ausnahmsweise tiefen Keller, denn er will einen guten Vorrat von Kartoffeln einlegen. Damit kein Vieh in die Grube fällt, hat Sandy einen Lattenzaun darum gemacht.

Aber die Elchkuh kommt dahergeraft und beachtet den Lattenzaun gar nicht. Hindernisse nehmen ist sie gewohnt. Hopppla! Drüber weg ist sie und stürzt in die Grube. Gleich hinter ihr drein das Kalb.

Es ist Feierabend, und die Bewohner der kleinen Ansiedlung stehen vor den Hütten umher und haben den Wettlauf von Kuh und Kalb mitangesehen. Nun stürzt alles nach Sandys Kellergrube.

Die arme Elchkuh hat sich beim Sturz schwer verletzt; ein junger Farmer von der Nachbarschaft steigt deshalb hinab in die Grube und gibt dem Tier den Gnadenstoß mit dem Jagdmesser. Aber das Kalb ist gesund. Ihm ist nichts geschehen. Es steht da und starrt verständnislos auf die tote Mutter. Vor den Leuten hat es gar keine Furcht. Es läßt sie herankommen und sich von ihnen bewundern und streicheln. Es sieht wirklich aus, als sei es leicht zu zähmen. Sandy, der nun eben mit Eise des Wegs kommt, erklärt gleich, daß er das Tier aufziehen will.

„Ist mir's doch“, sagte er zu Eise, „als haben wir die Elch nicht recht anständig empfangen, nachdem so lang keiner mehr da war. Müßten das wohl an dem Kleinen da wieder gut machen.“

ce

Die Osterfeier bei den ersten Christen.

Die Feier des Osterfestes hat sich erst allmählich, sogar verhältnismäßig langsam in der frühchristlichen Kirche herausgebildet. Zuerst knüpfte sie an das Passah, das jüdische Frühlingsfest, an, das in jedem Jahr auf einen anderen Wochentag fiel, nämlich den 14. des Monats Nisan, der gewöhnlich mit unserem April zusammenfällt. Die römische Kirche aber verlegte im 2. Jahrhundert das Fest endgültig auf den Sonntag nach dem mathematisch berechneten ersten Frühlingsvollmonde, um es als das Siegesfest der Auferstehung des Herrn zu feiern. Wegen dieses Gegensatzes zwischen den kleinasiatischen und den abendländischen Gemeinden kam es einmal zu einem sehr heftigen Streit. Als der Bischof von Smyrna, Polycarp, zur Passahzeit die römische Gemeinde besuchte, war er über die Festlegung der Feier auf den Sonntag empört. Er berief sich auf die uralte Sitte der apostolischen Väter, die stets am Abend des 14. Nisan das Passahmahl gehalten hatten. Der römische Bischof Victor aber bestand auf der Feier des Ostersonntages und ging dazu über, die unwilligen Geaner ganz einfach zu exkommunizieren. Der Wunsch Roms griff immer weiter um sich, auch die Kirchen von Palästina und Ägypten gaben ihre Zustimmung zu der römischen Feier, und schon im 3. Jahrhundert galten jene, die am 14. Nisan feierten, die sog. „Vierzehner“, für Ketzer. Schließlich wurde im Jahre 325 auf der großen Kirchenversammlung zu Nicäa die römische Osterfeier für alle Zeiten als das Fest des Herrn bestimmt. Eine Schilderung, die Chrysostomus von der allgemeinen Stille während des vorausgehenden 40-tägigen Fastens gab, ist uns überliefert. „Nirgends“, so schrieb er, „ist Unruhe, nirgends Geschrei, nirgends sieht man Fleisch zerhacken und Köche umherlaufen. Alles das ist vorbei, und unsere Stadt hat das Ansehen einer wohlhabenden, sittlichen Matrone. Da ist kein Unterschied zwischen der Tafel des Kaisers und dem Tische des Armen.“ Einen starken Gegensatz dieser Ruhe bildete dann der Jubel des Festes selbst, zu dem die Nacht vom Sonntag überleitete. In dieser „Engelnacht“ ist jedem der Schlaf verwehrt, die Welt muß in wachem Zustand dem Siege des Lichts entgegenharren. Diese „Mutter aller Nachtwachen“, wie Augustin sie nannte, verbrachte der Kaiser Konstantin in feierlicher Versammlung mit der Gemeinde. Da auch die Dunkelheit in dieser Nacht verbannt sein sollte, waren die Städte strahlend erleuchtet, glühende Fackeln wurden durch die Straßen getragen. Vor den Kirchentüren wurde Feuer aus einem Feuerstein geschlagen, und man zündete damit die Kohlen an, deren einige der Priester in sein heiliges Weihrauchfaß nahm. Nun fand die große Tauffeier der Neubefreuten statt, die weiß gekleidet waren. Den Höhepunkt erreichte das Fest, wenn der erste Strahl der Sonne sichtbar wurde, der das Zeichen war zum Singen des Halleluja. Die „Nacht der Engel“ war beendet, der „Königstag“ begann. C. K.

Das vorwitzige Küchlein.

Es war einmal ein Küchlein klein,
Das wollte immer klüger sein
Als seine Mutter Henne.
Kaum, daß es aus dem Ei geschlüpft,
Da war es auch schon fortgehüpft
Auf Nachbars große Tanne.

Die Henne warnte es gar sehr
Und schalt und rief: „Komm zu mir her,
Komm schnell zu deiner Mutter!“
Das Küchlein machte sich nichts draus,
Es lacht sogar die Mutter aus:
„Ich such mir selbst mein Futter!“

Es tänzelte, scharwenzelte,
Das freche Ding, und hänselte
Sogar die braven Schwesterlein.
Doch eines Tags geschlichen kam
Ein Kater, der es mit sich nahm,
Da half kein Jammern und kein Schrei'n.

So rächt an jedem bösen Kind
Der Ungehorsam sich geschwind,
Zu spät kommt dann die Reue.
Dahin, ihr lieben Kinderlein:
Die Eltern immerdar erfreuen
Durch Folgsamkeit und Treue!

Johanna Welsch.



Die Erfindung der Serviette.

Wir haben uns jetzt lange beim Essen ohne Tischtuch und Serviette im Restaurant behelfen müssen, und auch heute noch ist die Kultur des „gedeckten Tisches“ zum großen Teil auf Papier angewiesen. Aber es ist überhaupt erst ein halbes Jahrtausend seit der Zeit vergangen, daß Tischtuch und Serviette in die Kultur einzogen. Vornehmene Herrschaften, die auf Sauberkeit Wert legten, wurden freilich schon früher nach dem Essen von den Dienern Handtücher gereicht, mit denen sie sich die Hände abtrockneten, nachdem ihnen vorher Woschwasser geboten worden war. Diese Form der Reinigung nach Tisch bestand im Altertum. Aber daß jedem Gast eine Serviette zur Reinigung von Hand und Mund neben dem Teller gelegt wurde, das kam erst zu Anfang des 15. Jahrhunderts auf. Soweit wir wissen, war der erste, der sich einer solchen Serviette bediente, der König Karl VI. von Frankreich, und zwar wurde diese Ansehen erregende Erfindung im Jahre 1403 gemacht. Es war ein Gewebe aus der Stadt Reims, mit dem der allerchristlichste König sich Hand und Mund wusch, und diese Tat fand allmählich in der vornehmen Gesellschaft Nachahmung. Von der Königin Isabella von Frankreich wissen wir, daß sie bereits ein halbes Duzend Servietten besaß, und 1497 wird von der Gräfin Katharina von Angoulême als ein unerhörter Luxus berichtet, daß sie über 23 Duzend solcher Tischtuchservietten verfügte. In Deutschland ist die Serviette in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts allgem. eingeführt worden, denn Erasmus von Rotterdam empfiehlt in seiner „Tischzucht“, in der er von dem guten Ton beim Essen handelt, eindringlich die Benutzung dieser Tücher. Doch betont er — und dieselbe Klage finden wir zu gleicher Zeit

in Italien —, daß die meisten Leute sich Hände und Arme bis zum Ellenbogen hinauf beim Essen beschmierten und sich dann am Tischtuch notdürftig reinigten. Im 17. Jahrhundert besaßen auch bürgerliche Leute schon eine große Anzahl von Servietten, wie wir z. B. aus dem Nachlaß-Inventar von Molière entnehmen können. Allmählich trieb man großen Luxus mit diesem zunächst von der Allgemeinheit so wenig beachteten Gegenstand. Die Servietten wurden aus der feinsten Leinwand hergestellt; die Marquise von Pompadour gab die Riesensumme von 600 000 Liores dafür aus. Auch die Kunst der Tafelbedeckung bemächtigte sich nun der Serviette, und es gibt ausführliche Anleitungen mit künstlerischen Abbildungen, in denen dargestellt wird, wie man die Mundtücher zu den verschiedensten Figuren zusammenfalten, ganze Tiergestalten aus ihnen herstellen und die sämtlichen Servietten einer Tischgesellschaft zur Nachbildung einer ganzen Jagd benutzen konnte.

Reitende Tiere.

Es ist durchaus keine zoologische Fabel, vielmehr eine naturwissenschaftlich festgestellte Erscheinung, daß es auch im Tierreich Kavalleristen gibt, daß ein Tier das andere zum Reiten benützt. Es wurde einst viel darüber gestritten, ob Freilegraths Ballade „Der Löwentritt“, die Geschichte von dem Löwen, der die Giraffe zu Tode reitet, wirklich möglich sei. Tatsächlich gibt es in der Tierwelt eine ganze Zahl reitender Geschöpfe. So kommt in Amerika eine Art von Beutelratten vor, bei der das Muttertier seine Jungen in Stunden der Gefahr auf dem Rücken davonträgt. Man nennt sie nach trojanischem Beispiel Ameisratten. Gewisse tropische Ameisen benützen gegenseitig ihre Rücken, um so mittels einer Art lebendiger Reiter von einer Blattkante auf eine entferntere zu gelangen. Gewisse Tiere lassen sich von anderen zu einer weitentfernten Beute tragen. Am besten beobachtet man diesen Vorgang bei dem Polypen: er reitet auf Krabben oder auf dem Schneckenhaus eines Einsiedlerkrebses. Freilich kann der Reiter weder auf- noch absteigen, er ist an sein Roß gebunden. Ein weitaus vollkommener Kavallerist ist der in Süddeutschland heimische Sitariskäfer; er legt seine Eier an feilen Lehmwänden vor kleinen schachtartigen Löchern im Abhang. Während die winzigen Maden des Käfers aus den Eiern schlüpfen, haufen in diesen Lehmhöhlen haarige Flügeltiere vom Geschlecht der Pelz- oder Schnauzbienen, die eines Tages ins Weite fliegen; die Weibchen der Bienen bleiben daheim und legen in jedes Honigtöpfchen ein eigenes Ei. Die hungrigen Sitariskäferlarven harren vor der Luke des Baues. Sie schwingen sich auf die ausfliegenden Schnauzbienenmännchen und reiten so hin und her beim Sammeln neuen Honigs. Ist der Schatz im Bienenbau fertig, dann reitet die Sitariskäferlarve wieder ein, gerade in dem Augenblick, da die Schnauzbiene ihr eigenes Ei auf den Honig legt. Genau in diesem Moment springt die Sitariskäferlarve ab, und zwar direkt auf das Ei, das sie umklammert. Wäre die Sitariskäferlarve daneben gesprungen, so hätte sie im Honig ertrinken müssen. Von dem Bienennei nährt sich die Larve. Diese Beobachtungen wurden unter andern von einem der größten lebenden Naturforscher, von Wilhelm Hölzche, geteilt.

Silben-Rätsel

(Charade von zwei Silben).

Die Erste raucht, vom Wind bewegt,
Das Zweite sich im Sumpfe regt;
Das Ganze schreit und ist nicht still,
Wenn sich das Wetter ändern will.

Suchbild.



Wo ist der Wärtter?

Auflösung

der Sprichwort-Aufgabe in Nr. 3.

Kleine Diebe hängt man, große läßt man laufen.

Auflösung der Knacknuß in Nr. 3.

Bei Käse und Brot arbeiten, hält man nicht aus.

Richtige Lösungen der Knacknuß in Nr. 3 sandten: Eusebius Amann, Emil Bachert, Walter Barth, Willy Baug, Hans Behr, Ernst Behrens, Elly Bierbrauer, Lucie Bod, Käthli und Louise Bodesheimer, Margarete Born, Beatrice und Maria Mercedes v. d. Bollenberg, Herbert Brahms, Eugen und Friedel Conrad, Allan Darré, Marichen Diebel, Josef Diehl, Eiselotte und Margarete Dierke, Heinrich Dienstbach, Jr., Wilhelm Diezer, Charlotte und Karl Dönges, Karl Dörr, Elise Dreßler, Suzanne, Germaine und Max Dursoy, Oskar Eichhorn, Frieda Falkenstein, Kurt Fedisch, Margot und Stephanie Flohrer, Elisabeth Fuchs, Marie Geiger, Fritz Gillain, Betty, Ida, Philipp Goldmann, Emmy Gottfried, Albrecht Gottwald, Wilma Göb, Franziska und Toni Graf, Emil Grether, Marie Jose Groth, Sophie Hähne, Wilhelm Hahn jr., Antia Hähl, Werner Harbach, Hedi Henes, Robert Herrmann, Margot Heines, Eisel Beylmann, Bertha Hing, Carl Hoffrichter jun., Eusebius Hundt, Ellinor, Käthli, Margot Jekstadt, Ernst Jacob, Markus Jordan, Edmund und Margarete Kaiser, Auguste Kähler, Elise Klapper, Emma und Martha Kopp, Kurt Kresslin, Eiselott Kähler, Eischen und Gustchen Kunz, Berta und Berchen Künze, Erich Käthe, Eina Ketterer, Hans und Maria Ludolf, Hanni Meletta, Erna Mergenthal, Hans Merten, Bertha und Ilse Meyer, Elise Michel, Hans Mierendorf, Meta u. Paula Mischlen, Heinz Moog, Alfred Moyer, Baron von Murphy und Depres, Joseph Muth, Hanne und Heinrich Neß, Heinrich und Karl Pastorek, Alfred und Walter Peter, Elli Prinz, Berta und Eina Reidel, Frieda Rigel, Wilhelm Santer, Eisel Schaffel, Alex Schloffer, Hilde Schmidt, Rudolf Schumann, Marlen Stempel, Wolfgang Stephan, Dolf Sternberger, Magdalena Stoll, Gertraud und Helmut Strähler, Nelly von Tellinggen, Heini und Elide Schmalzberger, Friedrich Tischner, Johanna Treß, Emil Unkelbach, Elise-Kotte Dollmer, Annemarie Wagner, Erich und Otto Wenz, Wilhelm Wenzel, Karl Werner, Marianne Weil, Kurt Weinberg, Adolph Wilhelm, Elwan Wilms, Eulla Wies, Paul Wollmericheldt, Heda Zintgraff, sämtlich in Wiesbaden, sowie Mariette Reimann, Karl Rupp jr. in Biebrich, Aug. und Wilh. Reimann in Erbenheim, Elise Schlink in Rimbach.



Illustrierte Kinder-Zeitung des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 5.

22. Jahrgang.

1920.

(Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.)

Die Pfingstreise.

Erzählung von Marie Gerbrandt.

Alfred und Irma hatten Erlaubnis bekommen, Pfingsten ihre Großeltern zu besuchen. Eingeladen waren sie schon seit lange und hatten sich riesig auf den Besuch gefreut. Sie wohnten auf dem Lande, die Großeltern dagegen in der Stadt, also was für Abwechslung war da zu hoffen! Gleich Sonnabends, wenn es im Hause vielleicht noch allerlei zu besorgen gab, eine Kindertheatervorstellung, damit sie Großmutter aus dem Wege wären, wie diese sagte. Es gab „Rumpel und Strumpel bei der Elfenkönigin.“ — Der Titel war doch zu verlockend! Und am zweiten Feiertage sollte gar eine Vergnügungsfahrt auf einem Dampfer mit Musik unternommen werden. Alfred und Irma waren noch nie Dampfer gefahren, obwohl sie schon 12 und 11 Jahre zählten.

Froh packten sie also den kleinen grauen Reisekoffer. „Meinen goldenen Anhänger von Großmutter darf ich doch auch umtun?“ schmeichelte Irma, als die Mutter einiges aus der Kommode herausgab. „Damit zeige ich doch, daß ich das Geschenk in Ehren halte.“

„Nicht umtun“, entschied die Mutter. „Erstens ist es nicht fein, Schmuckfaden, die in die Augen fallen, auf der Reise zu tragen, zweitens könntest du das Kettchen verlieren. Aber ich will es dir mitgeben, damit du es am ersten Feiertag anlegen kannst.“

Das Schmuckstück wurde in Irmas Handtasche gesteckt, und bald wanderten die Geschwister fröhlich zum Bahnhof.

Viel gab es auf der Fahrt zu sehen. In allen Dörfern, die aufstauten, blühten Klieder und Goldregen, auf den tiefgrünen Wiesen weideten schon die Viehherden. Zuletzt ging es stundenlang durch einen Wald, der im zartesten Maiengrün prangte. Die Kinder, die keinen Wald in ihrer Heimat hatten, waren wie berauscht. Sie schrieten laut auf, wenn sie ein Eichhörnchen huschen oder ein paar Rehe friedlich grasen sahen. Schließlich wurde Irma doch müde. Sie lehnte sich auf ihren Sitz zurück und fing an, in ihrer Handtasche zu kramen. An dem reizenden Anhänger, den Mutter sonst immer unter Verschluss hielt, wollte sie sich noch einmal erfreuen. Sie nahm ihn aus dem langen, schmalen Schächtelchen, wo er in rosa Watte lag, schlang das feine Kettchen um die Finger und betrachtete entzückt die drei länglichen gefassten Steine, die herabhängten. Es waren Opale und schillerten in allen Farben, jetzt mattweiß, jetzt rosa, lila oder grün. Es war ein zu schönes Ding, dies Kettchen. Irma hatte Großmutter doppelt lieb, wenn sie es ansah.

„Da hast du was, das auch nicht zu verachten ist“, unterbrach der Bruder ihre Bewunderung und legte ihr eine der eingewickelten Stullen auf den Schoß, die Mutter ihm in Verwahrung gegeben hatte. Ei ja, die konnte

man jetzt schon brauchen. Es wurde Abend, und sie hatten ja heute noch kein Vesper bekommen.

„Bald müssen wir da sein“, sprach Alfred, während beide eifrig lauten. Auf dem letzten Bahnhof war die Uhr schon 5 Minuten nach 7, und um $\frac{1}{2}$ 8 sind wir in K.

Bei dem Gedanken, die lieben Großeltern schon so bald zu sehen, konnte Irma es vor Freuden kaum aushalten. Sie rutschte auf der Bank hin und her, aß schnell zu Ende, während Alfred ihr und sich noch einmal alle bevorstehenden Herrlichkeiten ausmalte, knüllte das Einwickelpapier zusammen und warf es in großem Bogen durch das offene Fenster.

„Das soll man eigentlich nicht tun“, belehrte Alfred, machte es ihr aber sofort nach. „Was ist das?“ Er hob etwas vom Boden auf, an das er mit dem Fuß gestoßen hatte. „Deine Halskette.“

Es war aber nur die Schachtel oder vielmehr deren Deckel. Der untere Teil stand wohlbehalten neben Irma auf der Bank, mit seiner rosa Wattepolsterung. Was jedoch nicht dazugab, war — das Kettchen!

„Es muß mir auf die Erde gefallen sein!“ sagte Irma dunkelrot, und suchte unter schrecklicher Angst auf und unter der Matte des Wagens. „Alfred stehe bloß still, du trittst es noch entzwei.“

Alfred stieg auf die Bank, denn es war niemand sonst im Abteil. Er hob auch zum Überfluß die Arme hoch. „Ist's jetzt gut?“ fragte er. Irma suchte — suchte — schüttelte an ihren Kleidern, fuhr in die Taschen der Jacke, kramte das Handtäschchen durch: umsonst!

„Ich kann es doch nicht mit dem Papier hinausgeworfen haben?“ rief sie weinend.

„So unmöglich ist das nicht“, sprach Alfred herabsteigend, „das war nämlich mein erster Gedanke.“

„Wir wollen rasch aussteigen!“

„Jetzt, mitten in der Fahrt? Und die Notleine darf man wegen solcher Kleinigkeit nicht ziehen. Wir sind auch gleich da.“

Schöne „Kleinigkeit“! Aber Irma sah selbst ein, daß sie längst von dem Orte des Verlustes entfernt seien. Sie weinte um das Kettchen, und weil Großmutter betrübt sein würde, daß sie ihr Geschenk nicht genug geachtet habe, und die Schelte gab es zu Hause auch noch. Aber zuletzt mußte sie doch ihre Tränen trocknen, damit sie nicht gleich beim Aussteigen nach dem Grunde gefragt würde.

Hedda und Heinrich, die Kinder eines Maurerpoliers, hatten im Walde Birkenreiser geschnitten. Sie wollten ihr eigenes Häuschen damit ausgrünen, aber sie hofften auch, morgen, am heiligen Abend, einige davon in der

Stadt zu verkaufen. Jedes kam mit einem ganzen Arme voll dem Heimatdorfe zugeschlitten. Nahe dem Wald-
rande lief das Schienengeleise des Fernzuges. Sie hatten
ihn vorthin pfeifen und rattern gehört und wußten, daß
sie ohne Gefahr das Geleise überschreiten konnten, wo-
durch sie ein Stück Weges abschnitten. Sie waren recht
hungrig, denn das Brot langte nur immer knapp. Mutter
hatte ihnen keins mitgeben können. Als sie daher einen
Papierballen nicht weit von den Schienen liegen sahen,
bückte sich Heinrich danach in der Hoffnung, ein Reisender
habe vielleicht einen Essensrest aus dem Zugfenster
geworfen, den er gewiß nicht verschmähen wollte. Aber
das fettige Papier enthielt auch nicht das kleinste Brot-
krümchen. Ein Stück weiter lag wieder so ein Ballen.
Diesmal hob ihn Hedda auf. „Es wird ja auch nichts
darin sein“, sagte sie und wickelte ihn lachend auseinander.
Da — ihre Augen wurden groß und starr.
„Heinrich, sieh!“ konnte sie nur hervorstößen.

Heinrich guckte neugierig hin. Eine Kette, an der
drei längliche Steine hingen, hielt seine Schwester in der
Hand. „Das wird doch wohl bloß Kaiserrollengold sein“,
sagte er.

„Wer weiß, vielleicht hat eine vornehme Dame es
verloren“, wandte Hedda ein.

„Vornehme Damen werden so dumm sein!“ machte
Heinrich achselzuckend. — Aber Hedda konnte sich an
ihrem Fund nicht satt sehen. Wenn die Kette nicht echt
war, durfte sie sie vielleicht behalten? Sie hatte nur
eine Hand frei, sonst hätte sie sie gleich mal umgelegt.
Kaum war sie zu Hause, so stellte sie sich damit vor den
Spiegel, aber ihr Bruder lachte sie aus und sagte, ihr
Hals sei viel zu braun und sie sehe aus wie das Mohren-
weib, das sie auf dem Jahrmarkt im Schmuck seiner
Glasperlen und unechten Geschmeide angestaunt hatten.

Die Mutter meinte, Vater solle entscheiden, wenn
der von der Arbeit komme. Jetzt wünschte Hedda schon
mehr und mehr, die Kette wäre nicht von Gold. Aber
der Vater sagte, das scheint doch der Fall zu sein, und
wenn sie morgen mit den Birkenreisern zur Stadt gingen,
sollten sie sie auf dem Rathause abliefern.

Mit schwerem Herzen machte sich Hedda am nächsten
Nachmittag samt ihrem Bruder auf den Weg. Vor der
Polizei fürchteten sie sich, also sparten sie sich das Rat-
haus bis zuletzt auf. Zuerst mußten sie ja auch ihre
Maien loswerden. Aber obwohl sie diese über Nacht
ins Wasser gesetzt hatten, waren sie unterwegs in der
heißen Sonne doch etwas welk geworden, und niemand
wollte sie haben. Schon in zahllosen Häusern waren die
Kinder gewesen, hatten unendlich viele Treppen ge-
stiegen und erst zwanzig Pfennig eingenommen. Sie
hatten gehofft, den Eltern zu Pfingsten etwas Geld ins
Haus zu bringen, denn da der Vater wegen seiner
schwachen Brust nicht im Kriege war, bekamen sie auch
keine Unterstützung, und doch war der Verdienst jetzt
gering.

„Ob wir wohl wenigstens Fundgeld bekommen?“
fragte Heinrich, der schon ganz verzagt war.

„Ach bewahre, man weiß ja noch gar nicht, ob der
Verlierer sich meldet“, entgegnete Hedda gedrückt. —
„Aber sieh, in dieses feine Haus wollen wir noch gehen,
vielleicht kauft uns hier jemand etwas ab; in dem Vor-
garten wachsen bloß Rosenstämme.“

„Wenn ich so reich wäre, daß ich in solchem Hause
wohnte“, sprach Heinrich, dann würde ich sagen: „Gebt
her euer ganzes Maiengrün, und hier habt ihr eine Mark
dafür.“ Ja, wenigstens eine Mark würde ich geben.
Aber die reichen Leute denken bloß an sich.“

Hedda seufzte. Sie klingelte im Eidgehöf, erst
rechts, dann links. Nichts. Eine Treppe, rechts: Nein!
— Links: ein Mädchen von etwa elf Jahren im reizenden
geblumten Kleid öffnete.

„Maien? Ach die habt ihr wohl aus dem schönen
Walde? Ich will Großmutter fragen.“

Hedda sah ihr wohlgefällig nach, als sie ins Zimmer
ging. Das ist ein liebes, hübsches Mädchen, dachte sie,
die hat gewiß Mitleid mit uns.

Eine alte Dame kam. „Aber Kinder, die Birken
sind ja ganz welk, was soll ich damit?“

An ihrem Arm streichelte was. „Ich stell' sie ins
Wasser, Großmutterchen. Die erholen sich noch.“ —
Hatte die Kleine die Tränen in Heddas Augen bemerkt?

„Meinst du?“ fragte die alte Dame freundlich. „Na,
dann kommt herein, Kinder.“

Die beiden traten in den Flur, der hell und hübsch
ausgestattet war. Während die alte Dame Geld holte,
unterhielt ihre Enkelin die Verkäufer.

„Legt eure Bündel nur auf diesen Rohrstuhl. So.
Gestern bin ich durch den Wald gefahren, es war sehr
hübsch, aber —“

Sie stockte und sah plötzlich ganz traurig aus. Heinrich
wurde aufmerksam.

„Wir kamen gerade ans Geleise, als der Zug eben
vorbei war“, erzählte er bedeutungsvoll.

„Ja. Aber ihr habt — ihr habt doch wohl nicht
etwas gefunden?“

„Doch! rief Hedda strahlend und zog das Kettchen
hervor. „Dies fanden wir — wir sollten eben damit
aufs Rathaus.“

„Mein Anhänger!“ jubelte Irma, als sie das Seiden-
papier aufwickelte, in das Heddas Mutter das Schmuck-
stück getan hatte. Und ohne sich viel zu besinnen, fiel
sie Hedda, die ihr gleich sehr gut gefallen hatte, um den
Hals und küßte sie viele Male.

„Was geht hier vor?“ rief die Großmutter, als sie
mit dem Gelde zurückkehrte, „kennt ihr euch denn?“

„Nein, aber Großmutterchen, sieh, mein Anhänger.
Das Mädchen hat meinen Anhänger gefunden. Alfred,
sieh her!“

Alfred war bei Irmas Jubelgeschrei aus dem
Zimmer getreten. Er freute sich mit. Gut, daß Irma
gestern den Großeltern gleich den Verlust eingestanden,
obwohl er davon abgeraten hatte. Sie war ganz zer-
knickt gewesen, und die guten alten Leute hatten noch
trösten müssen.

Bald war alles erklärt. „Na, aber da müßt ihr
doch wenigstens zum Kaffee hierbleiben“, sagte die alte
Dame. „Wir haben sogar eine Art Kuchen. Kommt in
die Wohnstube.“

Die Birkenreiser gab sie dem Mädchen zum Auf-
frischen. Am Kaffeetisch überzeugte sie sich, daß die
Maurerkinder anständig und wohlherzogen waren. Sie
rief ihre Enkelin beiseite.

„Fundgeld möchte ich den Kindern nicht anbieten,
sie freuten sich so, die Kette bringen zu können. Aber
fragt sie, ob sie mit euch ins Theater wollen.“

Ein doppelter Freudenschrei! Alfred und Irma
konnten gar nicht rasch genug an den Tisch zurückkommen.
Die Gäste trauten kaum ihren Ohren, als sie vom
„Theater“ hörten. Ihre strahlenden Gesichter gaben
schon allein die Antwort. Frisch gewaschen und gekämmt,
mit einer Mark für die Maien versehen, zogen sie dann
mit zu der Vorstellung, und Rumpel und Strumpel bei
der Elfenkönigin hat wohl keiner so herzlich belacht und
angestaunt wie die Vier.

Aber die Bekanntschaft wird vielleicht eine dauernde.
Sie versprachen sich, Karten zu schreiben, und die
Mädchen wenigstens, die im gleichen Alter stehen, werden
sicher Wort halten.



Die geschichtliche Entwicklung der Eisenbahnen.

Von Karl Wigel, Hanau a. M.

Die Eisenbahn von heute ist aus der Spurbahn entstanden. Ihre Anwendung zur Fortschaffung von Lasten, bei der weniger Reibung zu verzeichnen, also auch dementsprechend geringerer Kraftaufwand zu ihrer Überwindung benötigt wurde, ist fast so alt wie die Menschheit selbst. Noch heute begegnen uns alte erhaltene Gleise von den Griechen. Nach einer streng gehandhabten Bestimmung ihrer Prieſter mußten sie eine Spurbreite von 1,6 Meter beſitzen. Die Spurstrecken waren peinlich in Steine ausgehauen. Auf ihnen, den sogenannten Tempelstraßen, rollten Opferfuhrwerke. Wir beſitzen ſogar verbürgte Dokumente, aus denen klar und deutlich hervorgeht, daß das hochſtehende Volk der Griechen ſogar Ausweichgleiſe beſaßen hat. Bei den Ägyptern kamen die Schienengleiſe in den Bergwerken zur Anwendung, um auf ihnen ſchwere Felsblöcke, die für den Bau von Tempeln und Pyramiden vorgeſehen waren, fortzubringen. Viele Jahrhunderte wurden die Spurbahnen, die aus einfachen Holzlangſchwellen beſtanden, auf denen die mit Spurkränzen verſehenen Räder gingen, in den Bergwerken des Harzes benutzt. Ging es zu Tal, ſo fuhren die Kaſten (Hunde), mit Erz vollgefüllt, allein, während ſie bei der Fahrt zu Berg durch Menſchenkraft geſchoben oder durch Pferde gezogen wurden. Es wird berichtet, daß deutſche Bergleute bei ihrer Auswanderung nach England ſie unter der Königin Eliſabeth nach dem Inſelreich verpflanzten, wo ſie auch in den Bergwerken hervorragende Helferdienſte verrichteten. Alle dieſe Bahnen hatten einen ſehr großen Nachteil, um deſſen Abſtellung man ſich lange bemühte; die aus Holz gefertigten Schienen zerſplitterten, nügten ſich zu raſch ab. Da kam Mr. Reynolds, der Inhaber eines großen Eiſenwerkes, auf den bahnbrechenden Gedanken, den Eiſengängen die Geſtalt von oben konvergierenden (gewölbten) Platten zu verleihen. Die Holzſchienen, die mit Eiſenbändern beſchlagen waren, verſchwanden; 1789 beſaß man bereits Schienen, die aus Fuß, Steg und Kopf ſich zuſammensetzten. Da Fußeiſen zu ſpröde war, ſo griff man zu dem Walzeiſen. 1820 wurden dieſe Schienen durch ſchmiedeeiſerne erſetzt. Die Grundform erlitt einige Abänderungen, im großen und ganzen aber war der Oberbau geſchaffen, wie wir ihn heute kennen.

Die Eiſenbahnen alle inſgeſamt wurden durch Pferde bewegt und dienten lediglich privaten Zwecken. Die erſte Bahn für die Öffentlichkeit führte von Cardiff nach Merthyr-Tydfil und wurde 1794 ins Leben gerufen. Die bewegenden Kräfte waren die Pferde. Man ſchritt nun dazu, die Wagen durch eine Maſchine, die durch Kohlen geſpeiſt wurde, vom Orte zu bewegen. Den erſten glücklichen Erfolg hatte 1804 Richard Trevethick auf der vorhin genannten Bahnſtrecke in Südwaales. Noch immer war man in dem großen Irrtum befangen, glatte Räder erzeugten auf glatten Schienen nicht die nötige Reibung, man könne keine Steigung nehmen, keine größeren Laſten forſchaffen. 1813 brachte es W. Blakett auf der Wylam-Grubenbahn fertig, daß ſeine mit glatten Spurkränzen ausgerüſtete Lokomotive auf glatten Schienen ging. Einen beträchtlichen Schritt kam man durch die epochemachenden Erfolge George Stephenson's vorwärts. Auf der Stockton-Darlington-Eiſenbahn fuhr er am 27. September 1825 mit einer von ihm gebauten Maſchine, der ein mit Perſonen beſetzter Wagenzug angehängt war, in der Stunde etwa 10 Kilometer. Nennenswerte Verbeſſerungen ſind ihm zu verdanken. Die Feuerfläche wurde vergrößert, indem er eine große Anzahl von engen Siederöhren im Keffelraum unterbrachte. Die Dampferzeugungskraft des Keffels wurde dadurch vervielfacht, daß er den Dampf in das Blasrohr einmünden ließ. Stephenson war Oberingenieur an dem Bahnbau Liverpool nach Manchester. Als die Direktion dieſer Bahnlinie einen Wettbewerb für die beſte Lokomotive ausſchrieb, hatte Stephenson das Glück, aus dem Wettbewerb als geehrter Sieger hervorzugehen: am 6. Oktober 1829 erfolgte ſeine denkwürdige Wettfahrt mit ſeiner Maſchine Racer bei Rainhill. Dieſer Tag iſt als der Geburtstag der Eiſenbahnen anzusehen. Am 15. September 1830 war die Bahnſtrecke fertiggeſtellt und konnte dem öffentlichen Verkehr übergeben werden. Das war ein gehöriger Ansporn. Allüberall fing man nun an, Verbindungen zwiſchen den größeren Orten herzuſtellen, was nach 10 Jahren ziemlich geſchehen war.

Die Stephenson'schen Lokomotiven wanderten nach Nordamerika, wo ſie 1829 zum erſten Male verwendet wurden. Frankreich und Belgien waren die erſten europäischen Staaten des Feſtlandes, die die öffentlichen Eiſenbahnen beſaßen. 1835 fuhr die erſte Lokomotivbahn in Belgien zwiſchen Brüssel und Mecheln.

In Deutſchland waren die ſtaatlichen Zuſtände daran ſchuld, daß die Ausbreitung dieſes modernſten Verkehrsmittels nicht ſo ſchnelle Fortſchritte machte. Jeder Staat, beſſer jedes Städtchen, ſtand für ſich da, machte ſeine eigene Handelspolitik, ſchloß ſich durch hohe Zölle vom Nachbarland ab. Die großen Kriege hatten Unſummen Geldes verſchlungen, der Nationalwohlſtand war geſunken, die Luternehmungsluſt gebrochen, die techniſche Bildung lag im argen: kein Wunder alſo, wenn es nur ſchrittweiſe vorwärtsging. Nur kleine Strecken konnten vorerſt in Angriff genommen werden: am 7. Dezember 1835 wurde die Strecke Nürnberg-Fürth, die erſte deutſche Lokomotivbahn, dem öffentlichen Verkehr übergeben, am 14. April 1837 in Sachſen die Strecke Leipzig-Althen der Leipzig-Dreſdener Bahn. Um ihr Zuſtandekommen hat ſich der berühmte Volkswirtſchaftler Liſt ungeheure Verdienſte erworben; es iſt nur zu bedauern, daß er die ihm gebührenden Ehrungen und Anerkennungen nicht gefunden hat. Am 1. Dezember 1838 folgte in der Eröffnung die erſte Staatsbahn in Deutſchland, die Linie Braunschweig-Wolfenbüttel.

Ein wichtiger Förderer der Eiſenbahnen war Friedrich Hartort, der hauptſächlich im rheiniſch-weſtfälischen Industriebezirk ſeine Tätigkeit entfaltete. Schon ſeit 1825 trat er dafür ein, daß der Staat ſelbſt die neuen Verkehrswege, die bis dahin lediglich Privatunternehmen gewefen waren und es leider auch noch eine Zeitlang bleiben ſollten, baue oder doch wenigſtens Geldmittel zuſchieße. Alle ſeine Vorſtellungen hatten jedoch keinen Erfolg. Es wurde nur die Erlaubnis für die Herſtellung einer Bahn von Elberfeld nach Diſſeldorf und einer ſolchen von Köln-Nachen-Herbesthal 1837 gegeben.

Das Beſtreben, eine durch Deutſchland gehende Strecke zu ſchaffen, fand ſeine Löſung in dem preußiſchen Eiſenbahnaeſetz vom 3. November 1838, das auch alle Fragen der rechtlichen Stellung der Eiſenbahnen regelte. Bei der Bahn Frankfurt a. O. Breslau und der Oberſchleſiſchen Bahn übernahm der Staat bereits ein Siebentel der Koſten. An der Bahn Berlin-Königsberg leitete der Staat die Vorarbeiten ein und ließ die im Verlauf der Strecke erforderlichen Brücken über Weiſchel und Mogat auf Staatsrechnung ausführen. Der vereinigte preußiſche Landtag war keineswegs gewillt, dieſe Strecke als Staatsbahn zu öffnen, doch brachte man ihn ſo weit, daß er es zugab, wie es nach und nach mit einer ganzen Anzahl von Bahnen geſchah.

Die Tatſache, daß die Bahnen aber noch zum größten Teil in Privathänden waren, brachte es mit ſich, daß kein großartig durchgeführtes Bahnnetz ſich entwickeln konnte. Es fehlte vor allen Dingen an der ſo notwendigen Einheitlichkeit in techniſchen Dingen. Es muß ja geſagt werden, daß man im Herbst 1847 ſchon eine durch ganz Deutſchland laufende Strecke Berlin-Magdeburg, Braunschweig, Hannover, Hamm, Köln, Nachen beſaß. Deutſchland war bedeutend in ſeinen Anlaaeverhältniſſen gegen Frankreich zurück, das geradezu als vorbildlich gelten durfte und konnte. Das Land war im Intereſſe der Einheitlichkeit in fünf große Terrains zergliedert. Eine Geſellſchaft beſaß damals ſchon fünf Bahnſyſteme in Frankreich, die ſich bis heute im großen und ganzen erhalten haben, ein Beweis für ihre Güte und Vollkommenheit. Wir Deutſche haben uns daran ein Muſter genommen. In Anbetracht der Mißstände wurde 1846 von zehn Verwaltungen auf Betreiben der Berlin-Stettiner Eiſenbahn ein Verband geſchaffen, der 1847 ſchon 40 Verwaltungen zählte und den Namen Verein deutſcher Eiſenbahnverwaltungen annahm. Als man einige Früchte dieſer Verbindung wahrnahm, wollte kein Staat zurückbleiben: belgiſche, niederländiſche, ruſſiſche und rumäniſche Bahnen fügten ſich an.

Seit der Schöpfung des deutſchen Reiches ſchreitet die Entwicklung des Eiſenbahnweſens in ſtätig aufſteigender Linie. Bismarck verſuchte durchzuſehen, daß die Eiſenbahnen Eigentum des deutſchen Reiches würden. In ſeinem Vorhaben fand er jedoch nicht die wünschenswerte Unterſtützung, doch hatte ſein Plan wenigſtens den Erfolg, daß man in vielen Einzelſtaaten ſelbſt die Verſtaatlung einleitete und durchführte, was in den ſiebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts geſchah. Da der Verkehr bedeutend ſtieß, mußte das Bahnnetz engmaſchiger werden. Entlegene Landesteile wurden angeſchloſſen. Die Großſtädte mit ihrem Rieſenverkehr verlangten öſtliche Bahnen verſchiedener Art. Umfanreiche Perſonen-, Güter- und Rangierbahnhöfe mußten entſtehen. Man ſtrebte nach Mitteln, die Geſchwindigkeit und Zahl der Züge zu vergrößern. Das Signalweſen wurde vervollkommen, die Telegraphie in den Dienſt der Eiſenbahn geſtellt. Eine Menge von Erfindungen machte man ſich zunutze. Heute ganz beſonders iſt die Verwaltung darum beſorgt, durch Zuſammenahme nennenswerter, lohnender Erfindungen und Verbeſſerungen Sicherheit und Geſchwindigkeit der Bahnzüge auf einen hohen Grad zu ſetzen.

Deutschland kann auf sein Eisenbahnwesen stolz sein, es hat geleistet, was zu tun war, kein Wunder also, wenn es jetzt an erster Stelle marschiert. Eine derartige Entwicklung war für das deutsche Eisenbahnwesen auch vonnöten, damit es den Platz ausfüllen kann, der ihm heute zugewiesen: Deutschland ist in Hinsicht auf das europäisch-internationale Verkehrsnetz der Brennpunkt. Man überlege sich nur einmal, daß Deutschland das Herz Mitteleuropas bedeutet und als solches den Verkehr von

Mitteleuropa beherrscht. Von Westen nach Osten, von Norden und Osten nach Süden gehen die Hauptlinien durch Deutschland. In ihm liegen die Ausgangspunkte der Bahnen nach Asien, die dann hinüberleiten nach China und Japan. Es sollen nur genannt werden die sibirische, die Orient- und die Bagdadbahn. Diesem Umstande ist es auch zuzumessen, daß Deutschland den größten Eisenbahn-Güterverkehr Europas hat.

Mein Zappelding.

Du liebes, kleines Zappelding,
Mit deinen runden Beinchen!
Bald krabbelt's hier, bald rührt sich's dort,
Ein golden Sonnenscheinchen.
Das quiekt und kräht den ganzen Tag
In seligem Entzücken.
Du liebes, kleines Zappelding,
Komm, laß ans Herz dich drücken!
Was kriecht dort auf dem Boden 'rum?
Hinein in alle Ecken?
Wer zieht den Schlüssel aus dem Schrank?
Und von dem Tisch die Decken?
Verstreut sein Spielzeug allerwärts,
Das Räumen hat kein Ende!
Du Zappelding! Wie rühren sich
Um dich viel fleiß'ge Hände!
Wie strahlen deine Auglein blau,
Wie firschtrot ist dein Mündchen!
Und wie so goldig blond dein Haar,
Du herzig süßes Kindchen!
Du liebes, kleines Zappelding,
Und jeder mag dich leiden!
Wie hält dein Käufchen dich und rund
Viel tausendfache Freuden!
Und jedem gibst du, jeder nimmt
Von dir so reiche Spende.
Dein kleines Herz ist gut und rein,
Dein „Geben“ nimmt kein Ende!
Du heiß geliebtes Zappelding,
Und Mutters Lieb und Qualen
Vergilgst du täglich tausendmal
Mit deiner Augen Strahlen!

E. Neuhof von Badeln.



Was ist Manna?

Das Manna der Bibel, mit dem sich die Kinder Israels in der Wüste nährten, wird uns als klein, rund, weiß beschrieben, wie Koranderamen und mit einem Geschmack nach Honig und Semmel. Die modernen Naturforscher haben sich die Köpfe darüber zerbrochen, was das wohl für eine Wunderspeise gewesen sei. Doch ist man jetzt, wie Dr. Ludwig Freund im „Prometheus“ berichtet, davon überzeugt, daß es sich dabei um einen getrockneten Saft handelt, der von Schildläusen ausgeschieden wird. Die Manna-Schildlaus, die diesen etwas widrig riechenden, aber süß schmeckenden Stoff erzeugt, lebt auf der Manna-Tamariske, dem Carfa-Strauch, der in Syrien, Arabien, Kleinasien, Ägypten und Algerien vorkommt. Die Tiere sitzen auf der Rinde, senken ihre Stechborsten tief in das darunter liegende Gewebe und scheiden beim Saugen einen dicken, brannen, zuckerhaltigen Saft aus, der an der Luft erstarrt und zu einer weißen kristallinen festen Masse trocknet. Diese Masse, die aus Zucker und Schleim besteht, besitzt großen Nährwert und wird als Manna in den Handel gebracht. In diesem modernen Manna werden wir die Wunderspeise der Bibel zu suchen haben. Es gibt aber auch noch andere Manna-

arten, die teils durch den Stich von Zikaden, teils aber auch direkt durch Anfrisch seitens des Menschen aus verschiedenen Eschenarten zum Ausfließen gebracht wird. Die Manna-Zikade, die durch ihren Stich das Ausfließen des erstarrenden Pflanzensaftes verursacht, ist graubraun, mit weißen Flecken, weißlich behaart und lebt auf der Manna-Esche, einer in Südeuropa verbreiteten Pflanze aus der Familie der Ölbaumgewächse. Der Saft ist braun und enthält im Gegensatz zu dem „biblischen Manna“ bis zu 80% Mannit, daneben noch Zucker und Schleim. Auch von Menschen werden die Blätter und jungen Triebe der Esche angestochen, um auf diese Weise den wertvollen Stoff zu gewinnen und mit ihm Handel zu treiben. B.

Wie die Tiere ihr Bett machen.

Die Schlafgewohnheiten der Tiere ähneln denen der Menschen in mancher Hinsicht in erstaunlicher Weise. Zwar wählen die Säugetiere ihre Lagerstätte nach Wohnort und Lebensweise in sehr verschiedenen Formen. Bald dient ihnen der harte Erdboden als Lager, bald das engverflochtene Gebüsch, ein hohler Baum oder eine Felspalte. Auf der weiten Meeresflut treiben in tiefem Schlaf Seehunde und Walfische; andere Robben suchen den warmen Sand einer einsamen Nehrung als Schlafplatz auf. Vielfach aber bereiten sich die Säugetiere vor dem Schlafengehen, wie Prof. Scholke in seinem Buch über den Schlaf der Tiere hervorhebt, ihr Bett. Nicht alle tun dies mit Sorgfalt und wohlüberlegter Kunst; aber es gibt auch Tiere, die dem Menschen in der Einrichtung ihres Bettes an Umständlichkeit nichts nachgeben. Die Schlafmulde, die sich der wilde Hund und der Wolf im hohen Steppengras zurecht walzen, ist sehr primitiv. Doch gibt es eine stufenreiche Entwicklungsreihe der Lagerbereitung, die bis zu dem Schlafnest der menschenähnlichen Affen hinaufsteigt. Die großen Affen der Sundainseln bauen auf den Kronen hoher Bäume jeden Abend neu ihre Lagerstätte. Zunächst biegen sie starke Äste zusammen und durchflechten sie sorgsam mit abgebrochenen weichen laubten Zweigen und kleinem Reisig, bis so ein fester napfförmiger Sitz entsteht, der ihnen eine behagliche Nachtruhe gewährleistet. Weniger architektonisches Geschick verraten die Schlafnester von Gorilla und Schimpanse, obwohl auch sie sehr behaglich und bequem sind. Aber es gibt nicht nur Tiere, die sich ihr Bett bereiten, sondern auch solche, die extra ein Nachtkleid anlegen. Wenigstens kann man so die Umfärbung mancher hochorganisierter Tiere im Schlaf bezeichnen. Der fisch Stenostomus chrysops vertauscht z. B. sein in silbernen Reflexen spielendes Tagkleid mit einem dunkel bronzefarbenen Nachtgewand, das sechs schwarze Querbinden zieren. Der Bachsaibling gibt in der Dunkelheit seine lichte Färbung auf, und bei den Seezungen prägen sich nachts die

Fleckungen scharfer aus. Die indische Stabheuschrecke legt im Schlaf das saftgrüne Kleid ab, das sie am Tage trägt, und nimmt eine dunkle Nachtfarbe an. Am auffallendsten zeigt sich dieser Farbenwechsel beim Schlaf bei der an den europäischen Küsten weitverbreiteten Garnele *Virbius varians*. Diese Tiere kleiden sich zur Nachtzeit alle in eine gleichmäßig blaue Uniform, während sie im strahlenden Tageslicht eine fast unerschöpfliche Mannigfaltigkeit der denkbar verschiedensten Zeichnungen und Farben haben. Man erklärt dieses „Anlegen des Nachtgewandes“ beim Tier aus Stoffwechselprozessen und aus Pigmentwanderungen in den Unterhautzellen.

Aus unserer Faubermappe.

Der freistehende Stok.

Der nachstehende Trid wird stets trotz seiner Einfachheit ungeteilt Beifall auslösen. Der Vorführende erbittet sich von einem Herrn der Gesellschaft einen Stok. Er nimmt dann in einiger Entfernung von der Gesellschaft auf einem Stuhle Platz, stellt den Stok aufrecht zwischen seine Beine und zum allgemeinen Erstaunen bleibt derselbe frei stehen. Die Erklärung ist sehr einfach. Der Vorführende, der eine dunkle Hose tragen muß, hat zwischen seine Beine in Kniehöhe einen dunklen Seidenfaden befestigt, der beim Sitzen mit ausgespreizten Beinen straff gespannt wird und den Stok stützt. Von der Gesellschaft aus ist natürlich der Faden nicht wahrzunehmen.



Auflösung des Silben-Rätsels in Nr. 4.

Der Laubfrosch.

Auflösung des Suchbildes in Nr. 4.

Bild Kopf stellen, dann rechts zwischen Mauerwand und Baumspitze.



Illustrierte Kinder-Zeitung

des
Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 6.

22. Jahrgang.

1920.

(Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.)

Des letzten Waldmännchens Tod.

Märchen von Johanna Weiskirch.

In längst vergangenen, beinahe schon uralten Zeiten war das Geschlecht der Waldmännchen ein sehr großes. Überall, wo es Wälder gab, waren auch die kleinen pudrigen Männchen mit den freundlichen Gesichtern und langen Bärten zu finden. Sie waren die guten Schutz- und Schirmgeister aller Tiere und Pflanzen der Wälder, von deren Früchten sie sich ernährten. Als im Laufe der Jahrhunderte immer mehr und mehr Menschen die Erde bevölkerten und Platz zu Städten und Dörfern und anderen Niederlassungen haben mußten, wurden der großen, stillen Wälder mit den ehrwürdigen Baumriesen immer weniger. Sie wurden abgehauen, und mit ihrem Holze wurden da, wo sie gestanden hatten, Häuser gebaut. Und da, wo man die Wälder wirklich stehen ließ, war es mit ihrer früheren Stille, mit ihrem heiligen Frieden vorbei. So zogen die Menschen in hellen Scharen singend und lachend hindurch, zertraten achlos die kleinen, süßen Waldblumen und das zarte, schwellende Moos, oder sie rissen Zweige und Blumen mutwillig ab, um sie entweder auf ihren Hüten oder am Wege sterben zu lassen. Auch bauten sie Wirtschaftshäuser mitten in die schönsten Wälder hinein, und wo früher die blauen Veilchen geduftet und schlankes Rehe geäugt hatten, roch es nach Wein und Bier, nach Kaffee und Tabak. Auf den stillen, geheimnisvollen Waldseen mit den träumerischen Wasserrosen schwammen Kähne mit lärmenden Menschen, die die weißen Märchenblumen mit erbarmungslosen Händen zerpflückten.

Da wurden die armen Waldmännchen hart bedrängt. Die allermeisten starben vor Kummer und Sehnsucht nach dem verlorenen Frieden ihrer Heimat. Immer weniger wurden ihrer, und zuletzt lebte nur noch ein einziges von dem ganzen, früher so großen Geschlecht.

Dieses allerletzte der Waldmännchen hatte sich in einen kleinen, aber noch unberührten Wald geflüchtet, der einem Sonderling unter den Menschen gehörte. Man hatte ihm schon die besten Worte gegeben und ihm viele Tausende für seinen Wald geboten, aber er gab ihn nicht her. Das ganze Gebiet hatte er mit einem hohen Bretterzaun umgeben, und dahinter durfte leben, wachsen und gedeihen, was da wollte. Kein Förster oder Waldhüter, geschweige denn ein anderer Mensch betrat jemals den einem Urwald gleichenden Forst. Um die prächtigen alten Bäume, in deren Ästen und Zweigen die Vögel nach Herzenslust bauen, nisten und singen konnten, wanden sich hinauf bis in die Kronen üppige Schlingpflanzen. Von außen sah der Wald aus, als sei er ganz und gar undurchdringlich verwachsen. Dem war aber nicht so. Da gab es ungefähr in der Mitte einen kleinen, rechten, echten Märchensee, den von außen keines Menschen Auge

erpähen konnte, in dem das Wild badete und seinen Durst löschte.

Dorthin hatte sich das letzte Waldmännchen zurückgezogen und führte ein friedliches, stilles Einsiedlerleben. Neben einem kleinen Hügel, aus dem ein silberbeller Quell murmelnd hervorkam, hatte es sich eine kleine Hütte mit einer traulichen Altane gebaut, über die eine mächtige Buche schützend und schattend ihre Äste breitete. Neben der Hütte hatte es noch einen geräumigen Schuber errichtet, in den es das im Sommer gesammelte trockene Gras unterbrachte, um im Winter die Tiere des Waldes damit zu füttern. Auch für seinen Winterbedarf sorgte das Waldmännchen im Sommer. Es sammelte eifrig Holz ein, trocknete Beeren und suchte die Vogeleier zusammen, deren es viele gab, da der See von wilden Enten und anderen Wasservögeln belebt war. Mehr brauchte das kleine und sehr bescheidene Waldmännchen zu seinem Lebensunterhalt nicht.

Mit den Tieren des Waldes unterhielt es eine rührende Freundschaft. Sie alle hatten das kleine Männchen lieb, das ihre Sprache verstand und mit jedem einzelnen nach seiner Art verkehrte. Das kleinere, mehr des Schutzes bedürftige Getier hatte sich meist dicht um Waldmännchens Hütte, einige sogar darin angebaut. Unter ihrem Dache nisteten die verschiedensten Vögel friedlich nebeneinander in den Kasten und Nestern, die ihnen Waldmännchen mit liebevoller Sorgfalt gebaut und warm und weich ausgepolstert hatte. Hasen und Kaninchen, Eichhörnchen und Meerschweinchen hatten ihre Wohnung unter und auf der Altane, und an der ganzen Rückwand des Schubers klebten große Bienennester, die Waldmännchen mit köstlichem Honig und Wachs versahen. Ein Rabe und ein von ihm sehr geliebter Kater waren beständig um es und gingen, wenn es im Wald beschäftigt war, auf Schritt und Tritt mit ihm. Auf der Schwelle der Hütte lag als getreuer Wächter ein Dachs. Hirsche, Rehe und größere Waldtiere wohnten tiefer im Dickicht, aber Waldmännchen brauchte nur in die Hände zu klatschen, dann kamen sie herbei. Wenn es im Sommer auf der Altane oder den zur Hütte emporführenden Stufen saß und auf einer kleinen Holzpfeife piffte, kamen die Rehe mit ihren jungen Kitzelein herbei und ließen sich von ihm lieblosen. Oder wenn Waldmännchen in die Hände klatschte, kamen die Hirsche aus dem Dickicht, legten sich zutraulich zu seinen Füßen nieder und sahen mit flugen, verständigen Augen zu ihm auf, wenn es mit ihnen in ihrer Sprache redete. Da der Winter in Waldmännchens Bereich niemals sehr streng wurde und das von Baum zu Baum spinnende feste Gerank den Schnee so auffing, daß er wie eine Decke darauf liegen blieb, froren und hungerten die Tiere nicht. Unter

der warmen Schneedecke sproßten sogar mitten im Winter junge, frische Kräuter, und im schlimmsten Falle hatte ja das gute Waldmännchen für reichliches Futter vorgesorgt.

Einmal war Waldmännchen krank und konnte tagelang sein Lager aus getrocknetem Laub und seinem Moos nicht verlassen. Da die Tiere des Waldes es weder sahen, noch sein Pfeifchen oder Händeklatschen vernahmen, kamen sie nacheinander alle herbei, um zu sehen, was das zu bedeuten habe. Der größte Hirsch versuchte durch das hochgelegene Fenster der Hütte zu schauen, da ihn aber sein Geweih daran hinderte, stieg er die Treppe der Hütte hinauf und stieß die Türe ein. Ihm nach folgten die anderen Tiere, so daß die ganze Kammer voll war. Da lag nun Waldmännchen und grämte sich, weil es nicht aufstehen konnte. Ihm zu Häupten und zu Füßen saßen der Kater und der Rabe und machten traurige Gesichter. Eine kleine Häsin, die dachte, dem armen Waldmännchen könnte eine kleine Aufmunterung am Ende sehr zuträglich sein, sprang mit einem kühnen Satz auf seine Bettdecke und machte so lange ihre tollen Sprünge und sonstigen Kapriolen vor ihm hin und her, daß das Waldmännchen herzlich lachen mußte. Und dabei tat es auf einmal einen Knacks in Waldmännchens schmerzender Seite und es konnte wieder aufstehen.

Nun lebten sie wieder alle zusammen im Frieden ihres Waldes glücklich und ohne Sorgen. Und so wäre es wohl bis in alle Ewigkeit geblieben, wenn nicht auf einmal der Besitzer des Waldes, der alte Sonderling, gestorben wäre. Da er keine Leibes- und sonstige Erben hinterließ und sich auch keine Bestimmungen über sein Hab und Gut vorfinden, fiel der Wald mit allem anderen, was ihm gehört hatte, der Gemeinde zu.

Eines Tages erschien der Bürgermeister mit einigen Männern am Eingang von Waldmännchens Bereich und ließ, um eindringen zu können, einen schmalen Weg in die Wildnis bahnen. Trotzdem sie nur wenig vordrangen, vernahm das arme Waldmännchen doch, was mit dem Walde geschehen sollte: ein großer Teil der schönsten, ältesten Bäume sollte gefällt, als Nutz- und Brennholz verkauft und der übrige Waldbestand von allem Unterholz, den Schlingpflanzen und Beerensträuchern befreit werden.

Der Kummer darüber nagte bei Tag und bei Nacht an des armen Waldmännchens Herzen. Es verfiel zusehends, wurde schwächer und schwächer und eines Tages legte es sich auf seine weiche Lagerstatt, um nicht mehr davon aufzustehen.

Wieder stieß der Hirsch, von allen Tieren des Waldes gefolgt, die Türe zu Waldmännchens Kammer auf, und wieder machte die lustige Häsin, die sich zu ihrer Unterstützung diesmal noch zwei Eichhörnchen mitgebracht hatte, ihre tollen Kapriolen vor Waldmännchen, aber es konnte nicht mehr lachen. Nur ein ganz kleines, wehmütiges Lächeln huschte um seine bleichen, stummen Lippen, und nach wenigen Tagen schloß Waldmännchen die guten treuen Augen für immer. Da hub ein großes Trauern und Klagen unter den Tieren des Waldes an, das drei Tage anhielt. Dann zogen sie alle mit Ästen und Zweigen, mit Moos, Blumen und Gräsern zur Hütte und deckten Waldmännchens Leiche so hoch und fest damit zu, daß es kein Mensch darunter vermuten konnte. Der Rabe aber hatte am Seeufer ein junges Weidenpflänzchen mit samt der Wurzel ausgezogen und es mitten in den grünen Berg über Waldmännchens Leiche gesteckt, und gerade da, wo das Herz war.

Dann verzogen sich die Tiere allmählich hier hin und dort hin, nur der Kater und der Rabe, diese beiden treuesten Genossen von Waldmännchens Einsamkeit, blieben nach wie vor in der Hütte und pflegten sein Andenken.

Unterdessen vergingen einige Jahre, ohne daß die Holzfäller und Waldarbeiter bis an den See vorgedrungen wären. Der Kater war inzwischen an Heimweh nach dem Waldmännchen gestorben, aber der Rabe lebte immer noch und sah zu seiner großen Freude, wie aus dem

kleinen Weidenpflänzchen über Waldmännchens Herz ein knorriger Weidenstamm geworden war, der in der Abenddämmerung, wenn die Schatten um die langsam versinkende Hütte spannen, eine gewisse Ähnlichkeit mit Waldmännchens gebückter Gestalt annahm. Dann setzte sich der Rabe auf den Stamm und blieb dort stundenlang regungslos sitzen, an die schönen Tage denkend, da Waldmännchen gelebt hatte. Aber eines Tages starb auch er an Sehnsucht und Alter. Das war an dem Tage, da die Waldarbeiter die Hütte entdeckten, ohne zu wissen, wer dort gelebt hatte und wer dort gestorben war und begraben lag. Die Weide ließen sie ihrer absonderlichen Gestalt halber stehen, machten einen Platz um sie herum vom Gestrüpp frei und zäunten sie ein.

Somit blieb Waldmännchens letzte Ruhestätte unberührt und unzerstört. Viele, viele Menschen sind seitdem durch den Wald gegangen und haben sich die sonderbare Weide angesehen, aber nur den Menschen mit Dichtherzen und Dichteraugen wird vom Waldgeist flüsternd und geheimnisvoll kundgetan, wer unter ihr schlummert.



Frauenhaare.

Von A. W. J. Kahle.

Schon von jeher ist Frauenhaar wertvoll gewesen. Das Haar ist beinahe unzerstörbar, ein Umstand, der unter anderen durch so viele der ägyptischen Mumien in den europäischen Museen bewiesen wird, bei denen, trotz ihres zwei- bis dreitausendjährigen Alters, die Haare weder an Stärke noch an Farbe verloren haben. „Kirchhofshaar“, dessen Herkunft recht dunkel ist, wurde in London und Paris von inländischen wie auswärtigen Händlern in Friedenszeiten zu Markte gebracht. Im allgemeinen gibt es nicht viel weibliche Personen, die ohne drückende Not ihren Haarschmuck verkaufen. Zu Beginn des Krieges haben verschiedene Frauen und Mädchen auf dem Altar des Vaterlandes ihre wertvollen Haare geopfert; hier und da bringen Eitelkeit und Gewinnsucht manches schöne Frauenhaar unter die Schere der noch vielfach auf dem Lande herumziehenden und mit goldschimmernden Schmuckstücken oder barem Geld lockenden Händler; doch die größere Menge von schönen, langen Flechten stammt zweifellos von den Köpfen der weiblichen Sträflinge. Bisher war es in England der Fall, wo das Abschneiden der Haare angeblich aus Reinlichkeitsrücksichten zu den Ordnungen der weiblichen Strafbast gehört und um so unbedenklicher geübt wurde, als daraus den Gefängnisaufsehern ein nicht unerheblicher Ertrag erwuchs. Auch gewisse Krankheiten, besonders Nervenkrankheiten halfen den Haarmarkt versorgen. Deutschland deckte nicht allein den größten Teil des eigenen Bedarfs, sondern trug auch noch vor dem Krieg in beträchtlichem Maß zur Deckung des Pariser und Londoner Marktes bei, und zwar sind es vorzugsweise die sächsischen und thüringischen Lände, überhaupt mittel- und norddeutsche Gegenden, die die größten Massen liefern. Den erklärenden Grund für diese Erscheinung gibt die dort allgemein übliche Kopftracht der Frauen und Mädchen aus den unteren Ständen. Das meistens schwarze, mit langen Bändern und buntverzierter Kappe geschmückte Kopftuch bedeckt fast die ganze Mitte des Kopfes und läßt von den Haaren nur schmale, glattgestrichene Streifen sehen.

Der Preis des Haares ist von Jahr zu Jahr gestiegen; freilich hängt er wesentlich mit von der Zubereitung des rohen Haares ab, und die geht in folgender Art ungefähr vor sich. Zunächst wird es, um es von den feinen öligen Beimischungen zu reinigen, mit feinem Sand abgerieben, wodurch es alle daran haftenden Fetteile verliert. Dann kämmt man es mit eisernen Kämmen, durch deren glührote Zähne es die Arbeiter und Arbeiterinnen mit großer Geschwindigkeit ziehen; durch diesen Prozeß wird es äußerst sanft und weich. Hieran werden die

Haare ihrer Länge nach sortiert und mit einem anderen von übereinstimmender Länge und Farbe zu neuen „Krepps“ zusammengebunden. Zuweilen ist ein solches Krepp das Produkt von einem Dutzend weiblicher Köpfe.

Der Haarahändler hat zwei verschiedene Arten von Abnehmern zu versorgen, diejenigen, die das schlichte, ungelockte Haar zu Flechten gebrauchen, und dann die Perückenmacher, die das lockige Haar zu Perücken, Couplets und all den unzähligen Haarfrisuren verwenden, die die veränderliche Laune der Göttin Mode unseren Schönen diktiert. Das Leben des Haars geschieht, indem man es um dünne hölzerne Zylinder wickelt und es so längere Zeit in kochendem Wasser liegen läßt. Der Wert des Haars hängt wesentlich von der Behandlung, die es erfährt, ab, und von dem Stadium der Vervollkommenheit, in dem es sich befindet. Der ursprüngliche Besitzer bekommt verhältnismäßig wenig für echte Haare, und der Preis wächst ungemein je nach der Qualität. Die in Farbe, Feinheit und Länge selteneren Sorten sind so wertvoll, daß sie ungeheure Preise erzielen. Je länger das Haar bei sonst gleicher Beschaffenheit, desto mehr Wert hat es. Die stärkste Nachfrage ist durchschnittlich nach braunem Haar, aber die kostbarsten und teuersten Farben sind blond und weiß; blondes Haar in goldschimmernder Nuance wird immer die herrschende Mode bleiben. Da indessen nur wenige Damen gerade dieses schillernde Rotgold besitzen, das sich mit jeder Wendung des Kopfes ändert, kurz diese Farbe, die das Ideal der Römerinnen war und noch immer bei unsern Dichtern und Romanschreibern sehr beliebt ist, so pflegen viele Besitzerinnen jenes Haars dasselbe bis zu dem erforderlichen helleren Ton abzubleichern und ihre Flechten alsdann mit den goldenen Fäden des idealen Haars zu mischen. Dieses Goldhaar hat natürlich eine sehr hohe Preiskategorie erreicht. In dem Wettlauf der Eitelkeit werden Jugend und Schönheit von dem Greisenalter ausgeschlossen. Das weiße Haar unterliegt einem so starken Begehre, daß die Häupter der Menschen nicht mehr zur Deckung ausreichen und Ziegen dazu in Anspruch genommen werden müssen. Unter kunstreichen Händen verwandelt sich das kostbare Material in Verkaufsobjekte von fabelhaftem Wert. Auch auf deutschen Märkten macht sich die Teuerung des Artikels recht fühlbar; denn gerade in dieser ersten Gegenwartszeit bleiben weiße Frauenhaare sehr begehrte Ware. In ärztlichen Kreisen bedient man sich bei den vielen Operationen namentlich schwererer Natur zum Vernähen der Wunden Frauenhaare, die natürlich sterilisiert und fertiggemacht außerordentliche Dienste im Felde geleistet haben.



Merkwürdiges aus dem Raupenleben.

Das Leben der Raupen ist, wie übrigens das fast aller Insekten, durch eine ziemlich große Anzahl merkwürdiger Eigenheiten und Sitten ausgezeichnet. Im allgemeinen sind die Raupen sowohl wegen ihres wenig sympatischen Aussehens wie wegen ihrer vielfach schädlichen Wirkung nicht gerade beliebt, man nennt sie häßlich und giftig; das letztere stimmt aber nur in sehr beschränktem Maße, denn von den 20 000 Raupenarten, die wir kennen, ist die überwiegende Mehrzahl den Angriffen der zahlreichen Feinde ziemlich wehrlos ausgeliefert. In Ermangelung regelrechter Waffen bedienen sich aber die Raupen, wie einer Plauderei von Dr. Bergner im nächsten Heft der bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift Über Land und Meer zu entnehmen ist, verschiedener Kriegslisten. So sucht z. B. der auf Weiden und Pappeln lebende Gabelschwanz den Angreifer dadurch zu erschrecken, daß er sozusagen sein zorniges Haupt erhebt und aus den gleichfalls erhobenen Gabeln des Hinterleibes rote Fäden züngeln läßt. Wenn auch dies noch nicht wirkt, so spritzt er aus einer Drüse unterhalb des Mundes einen Saft, dessen Salzsäuregeruch den Feind versagen soll. Eine Maskerade, die wehrhafte Grummigkeit vortäuschen soll, unternimmt die Raupe des Weinschwärmers, indem sie ihre vorderen Leibstränge so einrichtet, daß sich die schwarzen Seitenflecke wie die Augen eines Schlangenkopfes drehen. Zu derartigen Scheinwaffen gehören auch die

langen, an Käferbeine gemahnenden Brustfüße, die der Buchenspanner wie in komischem Entsetzen vorstreckt. Häufiger als derartige Scheinwaffen ist aber die Anpassung durch Farbe, Zeichnung und selbst Gestalt an die Umgebung. Rote oder blaue Flecke auf dem Raupenkörper können sogar die Beeren des betreffenden Futterstrauchs vortäuschen. Sehr viele Raupen sind grün wie die Blätter, auf denen sie leben, andere wiederum haben die Farbe des Bodens. Besonders günstig haben es in dieser Beziehung die Spanner, die in der Ruhe steif und starr wie kleine Ästchen von den Zweigen abstehen. Aber auch die auffallende rote, grüne und schwarze Färbung, die z. B. die Raupe des Schwalbenschwanzes auszeichnet, kann zum Schutze dienen. An diesen grellen Farben erkennen nämlich die Vögel die Raupen, die übelstschmeckende Bissen darstellen und darum unbehelligt gelassen werden. Der sog. Harzwidder aber überwintert in einem regelrechten Panzerturm; im Frühling dringt er nämlich unter den Knospenquirl der Kiefer in die jungen Triebe ein, wodurch Harz ausfließt, das rasch zu einer fast nutzlosen Beule erhärtet. Wenig bekannt in Laienkreisen ist, daß es Raupen gibt, die sich ihr Leben lang im Wasser tummeln. Dies trifft aber auch bei verschiedenen südamerikanischen Raupen zu, die hervorragende Künstler im Schwimmen und Tauchen sind. Dabei kommt ihnen besonders ihr dichtes Haarkleid zu statten, das sie nicht nur vor der Nässe schützt, sondern auch in den vielfach verdickten Haaren Atemluft in die Tiefe mitnimmt. Eine große Merkwürdigkeit ist auch das Leben der Bläulingsraupen in Ameisenbauten, da ja bekanntlich im allgemeinen die Ameisen die Raupen vernichten, wo immer sie ihnen begegnen. Die Bläulingsraupen aber werden sozusagen in der Höhle des Feindes völlig unbehelligt gelassen, weil sie aus den Drüsen ihres Nackens einen süßen Saft als Lohn für die Gastfreundschaft spenden. Daß Raupen in der Zeit des römischen Verfalls häufig als Lederbissen auf den Tisch gebracht wurden, ist bekannt. Aber auch heute noch gehört in China eine buntfarbige Raupensuppe zu den erlesensten Gerichten eines Festmahls. Einige Raupen finden aber auch an ihresgleichen Geschmack, sie heißen nicht mit Unrecht „Mordraupen“ und rekrutieren sich vor allem aus dem Geschlecht der Eulendraupen. Eine andere Merkwürdigkeit ist eine kleine afrikanische Raupe, die sich mit Vorliebe im Gehörn der Antilopen aufhält, um sich hier genau so zu ernähren wie unsere Schaben in Kleiderstoffen und Pelzen. Eigenartig ist auch die ungeheure Vermehrungsfähigkeit gewisser Raupenarten, z. B. der Weißlinge, die bereits mehr als einmal sogar Schnellzüge zum Stehen gebracht haben. Unter den Feinden der Raupen ist am gefürchtetsten die Schlupfwespe, die ihre Eier mit ihrem Legebohrer in den Raupenkörper versenkt, worauf die Larven sich von der Raupe mästen und, ausgeschlüpfend, aus deren Körper hervorbrechen. Unter den epidemischen Krankheiten endlich, von denen die Raupen heimgegriffen werden, ist an erster Stelle die sog. Fleckenkrankheit zu nennen. Leider verschont sie auch nicht die nützlichen Seidenspinner, und in der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis zum Jahre 1867 hat sie in Südfrankreich einen Schaden von mehr als 1½ Milliarden Franken verursacht.



Aufgabe.



Welches Sprichwort wird durch obenstehendes Bildchen illustriert?

PA

Unser Einjähriger.

Einjähr'ger Rolf zur Stelle
Mit Schnüren und mit Helm!
Wie avanciert' er schnelle,
Der liebe kleine Schelm!

Ja, kommandieren tat er
Mit Schneid von spät bis früh;
Die Mutter und der Vater
Sind seine Kompanie.

Ich glaub', er bringt's noch weiter:
Er ist ein heller Kopf,
Er wird wohl noch Gefreiter —
Bereit liegt schon der Knopf.

Hurra! Es gratuliert
Die ganze Kompanie,
Die gerne ausmarschieret,
Selbst nachts schon in der Früh'.

Die ganze Kompanie
Ist stets im Nu bereit
Mit eia und popeia,
Wenn er so schneidig schreit.

Großmutter auch und Tanten,
Sie stimmen laut mit ein:
So flott wir keinen fanden;
So sollst du immer sein!

Rudolf Dieh.

Der Krieg der Bienen.

Bei Besprechung der kriegerischen Eigenschaften unserer Insekten, die oft über Kampffähigkeiten im „allernmodernsten“ Sinne verfügen, wird merkwürdigerweise fast niemals der Bienen gedacht, die man ganz ungerechtfertigt als friedliebende Insektenvölker zu bezeichnen pflegt. In welchem hohem Maße die Bienen aber über die raffinierteste Kriegstechnik verfügen, wird in der Revue Hebdomadaire von G. Bonnier geschildert. Neben ihrem Fleiß und ihrem opferwilligen Sinn für die Förderungen des Staatswesens haben die Bienen auch ein reichliches Maß von grausamsten Egoismus. Sie kennen weder Mitleid noch Liebe, ihr Dasein ist lediglich nach dem Bedürfnis einer streng wissenschaftlichen Zweckorganisation geregelt, und hilflos zeigen sie sich nur, wenn es das Wohl ihres Staatswesens gilt. Wie bei den Menschen, so werden auch bei den Bienen die Kriege am häufigsten durch Eroberungs- oder Beuteluft, durch Mißernten, Überbevölkerung usw. entseelt. Meist geht die Kriegserklärung von dem stärkeren Volk aus, und als Eroberungsziel wird der Honigvorrat des zu besiegenden Feindes betrachtet. Die Bienenkriegsführung ist so unerbittlich, daß der Kampf oft auch nach der gelungenen wirtschaftlichen Vernichtung des Gegners fortzudauern pflegt. Innerhalb der großen Kampfhandlungen gibt es regelrechte Fechtduelle, wobei die Kämpfer sich mit Kiefern und Krallen umfassen und nun ihre Stacheln wirken lassen. Im allgemeinen ist aber die Kriegsführung der Bienen systematisch geordnet, man unterscheidet auch bei ihnen Stellungskrieg und Festungskrieg. Am häufigsten fechten sie die Schlachten in den Körben aus, in denen die gutorganisierte Garnison auch einem in der Überzahl befindlichen Feinde zu widerstehen vermag. Die Bienen haben auch regelrechte Reservetruppen, die ruhig den Streitkräften während des Kampfes zusehen, um ihren Truppenlagern erst im Falle der Not nach genau erwogenen strategischen Prinzipien zu Hilfe zu kommen. Die Truppenlager selbst sind immer mit sehr praktischen Verteidigungswerken aus-

gerüstet, sie haben Wälle, die von Pionieren mit einem Leim zementiert sind, der aus Birken, Weiden, Pappeln und Erlen eingesammelt wird. Wenn trotz allen Widerstandes die Coreingänge dieser Wälle erstürmt sind, gehen die Verteidiger zum Schützengrabenkrieg über, denn jeder einzelne der parallel angeordneten Wachtürme stellt einen besetzten Graben dar. Genaue Bienenkenner werden oft beobachtet haben, daß es in den Bienenstaaten auch Schildwachen gibt, die fremde Elemente, welche der Spionage verdächtig sein könnten, schnell fortjagen oder auch töten. Wenn es jedoch einem Spion gelungen ist, sich Eintritt in den fremden Bienenkorb zu verschaffen und dort einen Raub auszuführen, so sucht er schnell wieder das Weite. Bald darauf macht sich dieselbe oder eine neue fremde Biene wieder auf einen derartigen Streifzug, und nachdem mehrere solcher Expeditionen gelungen sind, geht ohne jeden diplomatischen Notenwechsel, ohne Berücksichtigung der Haager und anderer Bestimmungen das fremde Bienenvolk ganz plötzlich zum energischen Gesamtangriff auf die betreffende Bienenfestung über. Die Kämpfe selbst werden mit äußerster Erbitterung geführt und hören nicht auf, ehe das eine Volk durch Verlust seiner Königin entscheidend geschlagen ist. Mit Eintritt der Nacht wird der Kampf abgebrochen, um am Morgen wieder fortgesetzt zu werden, denn nicht selten dauert ein solcher Krieg eine ganze Reihe von Tagen.

Aus der Geschichte der Kirsche.

Der römische Feldherr Lucullus, dem Plinius die Einführung der Kirsche in Italien zuschreibt, ist ob dieser Tat mehr gepriesen worden als wegen seiner Siege über Mithridates und wegen des reichen Luxus, den er entfaltet. Es war jedenfalls eines Feinschmeckers würdig, daß er die Kirsche, die er im Reiche Pontus kennen lernte, nach Europa brachte und sie dort heimisch machte. Der Kirschbaum war, wie Viktor Hehn sagt, „eine kostbarere und länger dauernde Kriegsbeute als das 6 Fuß hohe goldene Kolossalbild des Mithridates und der gemmenbesetzte Schild und die vielen goldenen und silbernen Gefäße, mit denen er seinen Triumph zierte.“ Eine völlig neue Entdeckung des Lucullus war die Kirsche freilich nicht. Obwohl wir vor Plinius keine nähere Erwähnung dieser Obstgattung in der römischen Literatur finden, so besaß Italien doch einen einheimischen Verwandten des Kirschbaums, die wilde Süßkirsche, deren Früchte aber in Europa nicht veredelt waren und sich vielleicht auch nicht veredeln ließen. In Kleinasien gab es wohl schon, wie man aus einer Stelle in den Schriften des Diphilus von Siphnos, eines Zeitgenossen des Königs Eysmachus, schließt, veredelte Süßkirschen, und die Kirsche, die Lucullus nach Zerstörung der Kirschenstadt Cerasus von der pontischen Küste nach Rom brachte, wird eine edlere, größere, saftreichere Art der Sauerkirsche gewesen sein. Jedenfalls ist das Geschenk der Kirsche an die europäische Menschheit mit dem Namen des römischen Feldherrn auf immer verknüpft, und beide Hauptarten, die Süß- und die Sauerkirschen, wurden nun, nachdem die Frucht einmal bekannt und beliebt geworden war, aus Asien vielfach bezogen, auf die einheimischen wilden

Bäume gepfropft und in einer Unmenge verschiedener Arten erzeugt. Die allerfrühesten und feinsten Kirschen zierten den Nachschiff der Römer, die die Frucht besonders hochhielten. Die Ausnahme-stellung, die die Kirsche unter allem Obst genießt, wird von ihnen dadurch erklärt, daß sie schon so früh, mitten im Sommer, reifte und in der heißen Zeit ihren erfrischenden Saft spendete; sie ist ja noch heute der erste Kunder der Sommerfreuden, und mit der Kirschenreife beginnt die fruchtbare und glückliche Zeit, in der die Natur aus ihrem Füllhorn ihre Gaben bietet. Da die Kirsche aus dem Pontus, einer Gegend mit hartem Winter, stammt, konnte der Baum rasch in den kälteren Gegenden Europas heimisch werden und bis in den Norden hinauf wandern. Plinius berichtet denn auch, daß zu seiner Zeit, also 120 Jahre nach ihrer ersten Einführung in Italien, die Kultur der Kirsche bereits über den Ozean bis nach Britannien sich verbreitet hatte. Kirschen wuchsen an den Ufern des Rheins, und die römischen Feinschmecker mußten sogar eingeflehen, daß die Früchte jenseits der Alpen, die aus den Barbarenländern stammten, aromatischer und zarter schmeckten als die in Italien gezogenen. Auch jetzt noch sind die Schweiz und der Oberrhein Kirschenbezirke, in denen der Baum sich besonders wohl fühlt. Der Name der Kirsche, der ursprünglich aus dem Griechischen stammt, ging aus dem Lateinischen unmittelbar in das Deutsche über und ist bereits zur Zeit der Völkerwanderung oder jedenfalls bald nachher bei den Germanen üblich geworden.

Suchbild.

Wo ist der chinesische Hüttenbewohner?



Wenn man die Punkte am Rande in der richtigen Reihenfolge mit einander durch Striche verbindet, dann wird die Figur in Erscheinung treten.

Rätsel.

Nimm einen Vogel, du wirst finden,
Er sieht von vorn aus wie von hinten;
Doch kannst du ihn nicht brauchen ganz,
Du mußt entreißen ihm den Schwanz.
Hängst du dafür ihm an ein Band,
So wird's ein Dichter wohlbekannt.

R. B.



Illustrierte Kinder-Zeitung des Wiesbadener Tagblatts.

Mr. 7.

22. Jahrgang.

1920.

(Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.)

Der Kojote oder Präriewolf.

Von Ernst Seton Thompson.

Denkt man sich um die Gegend, die in unserer Vorstellung als „Wilder Westen“ lebt oder lebte, einen Kreis gezogen, so hat man damit genau das Reich des Präriewolfs oder Kojoten umgrenzt. Auch jetzt findet er sich hier noch allenthalben, während er, im Gegensatz zu seinem größeren Vetter, dem Wolf, im östlichen Teile der Vereinigten Staaten von Nordamerika niemals heimisch gewesen ist.

Der Kojote gehört zu den wenigen wilden Tieren, die man in der Prärie vom Zug aus sehen kann. Noch jedesmal, wenn ich auf der Fahrt zum Yellowstone-Nationalpark war, habe ich seine flüchtige graue Gestalt in den Siedlungen der Präriehunde auf der Flussebene zwischen Livingston und Gardiner entdecken können, und im Park selbst habe ich ihn fast jeden Tag gesehen und ausnahmslos jede Nacht gehört.

Das Wort Kojote ist mexikanischen Ursprungs; es soll so viel wie „Mischling“ bedeuten und erinnert uns daran, daß der so Benannte wie ein Blendling von Fuchs und Wolf aussieht. Mit dieser Abstammung würde auch aufs beste sein Charakter übereinstimmen, der mir alle möglichen Eigenschaften aus dem geistigen Rüstzeug der beiden Stammtiere in sich zu vereinigen scheint, soweit sie geeignet sind, ihn lebensstüchtig zu machen.

Zu den Schutztieren des Nationalparks gehört der Präriewolf nicht, und zwar aus sehr guten Gründen. Erstens bedarf er keines besonderen Schutzes, zweitens ist er jetzt schon zu zahlreich vorhanden und drittens räumt er unter den Tieren, denen er überlegen ist, zu gründlich auf. Er ist ein außerordentlich schlaues Tier, so daß ihn manche Indianerstämme Gotteshund oder Zauberhund nennen. Bei anderen gilt er als Verkörperung des bösen Geistes, ja es gibt Stämme, die ihn so hoch stellen, daß sie ihn zum Weltherrscher selbst machen, der sich, wie sie meinen, zur Kurzweil in dieser Verkleidung unter seinen Geschöpfen bewegt, ähnlich wie in Tausendundeine Nacht der Sultan unter seinen Untertanen.

Den Naturforscher fesselt der Kojote aus anderen Gründen. Sieht man, wie seine graugelbe Gestalt zwischen den Erdhügeln des Präriehunds dahinschleicht und durch ihr bloßes Erscheinen ringsum alles leer und still werden läßt, so kann man sicher sein, daß er nach etwas Essbarem pircht, und ebenso, daß ein zweiter Kojote, sein Weibchen, nicht weit ist. Denn der Präriewolf ist ein kleiner Musterhegatte, der in strenger Einehe lebt, seine Genossin zärtlich liebt und mit ihr vereint den Kampf ums Dasein besteht. Nicht nur kann man bestimmt annehmen, daß ein Ehegefährte in der Nähe ist, sondern auch, daß dieser Gefährte mitjagen hilft und zwar, wie ich selbst beobachten konnte, in ungemein geschickter Weise.

Weiter kann man überzeugt sein, daß sich in seiner Höhle, die innerhalb weniger Kilometer versteckt am Abhang liegt, eine quetschende Brut kleiner Präriewölfe befindet. Um für diese das tägliche Brot herbeizuschaffen, müssen Vater und Mutter unaufhörlich und mit Erfolg der Jagd obliegen. Ihre Jagdgründe sind die Kolonien der Präriehunde, aber wie sollen sie der fetten Nager habhaft werden? Freilich sitzen die rundlichen Kerlchen, wenn ein Schnellzug nur 6 Meter weit vorbeifährt, frech da und klaffen, aber sie tauchen im Augenblick unter, sobald sich nur ein Mensch, ein Hund oder ein Kojote ihrer Siedelung nähert, und dort unten in ihren geräumigen Kellern verharren sie, bis lange genug alles ruhig geblieben ist, um es ihnen wahrscheinlich zu machen, daß der Sturm vorüber ist. Dann heben sie ihre hervorstehenden Augen spähend über den Rand, und bleibt alles still, so hüpfen sie sacht heraus und fangen endlich wieder an zu weiden.

Dieses Verfahren macht sich der schlaue Kojote in folgender Weise zunutze. Mit seinem Weibchen nähert er sich unbemerkt der Nagerkolonie. Der eine Kojote versteckt sich, der andere aber schreitet offen hinein in die Hügelstadt. Natürlich erheben alle Präriehunde beim Anblick des nahenden Feindes ein wütendes Gefläß und verschwinden sämtlich, wenn er unter sie tritt. Sobald sie nun unter der Erde sind, eilt der zweite Kojote herbei und verbirgt sich in der Nähe eines verheißungsvollen Loches, bei dem sich zufällig eine Deckungsmöglichkeit bietet. Inzwischen setzt Kojote Nummer 1 seinen Weg fort und die von ihm verschreckten Präriehunde kommen allmählich wieder an die Oberfläche. Zuerst hebt jeder nur ein wenig den Kopf, wobei die wie beim Flußpferd auf Höckern stehenden Augen, die für dieses Spähen von unten aufs beste geeignet sind, zuerst über dem Boden hervortreten. Zeigt sich bei kurzer Umschau nichts Verdächtigtes, so erhebt sich der Höhlenbewohner ein wenig. Nun reicht sein Blick schon weiter, und ist die Luft auch jetzt rein, so setzt er sich auf seinen Hügel und läßt seine Augen prüfend rundum laufen.

Ja, sieh! Dort läuft sein Feind, der verhaßte Kojote, davon und ist schon so weit, daß er ihm nichts mehr antun kann. Sein Gefühl der Sicherheit wird vollständig, wenn die Gestalt des Kojoten immer mehr in der Ferne verschwindet, und die andern Präriehunde, die gleichfalls auftauchen, scheinen seine Ansicht zu teilen, was natürlich zur Erhöhung seiner Zuversicht beiträgt. Ein paarmal tut er, als wolle er davonhüpfen, kehrt aber immer wieder zum sichern Eingang zurück: dann macht er sich wirklich auf, um zu weiden, das heißt, er hüpfet zehn bis zwanzig Schritte vom Tor seiner Höhle weg, da in der Nähe alles Gras abgenagt ist. Im Grünen richtet er sich noch einmal auf, um ein letztes Mal zu sichern, worauf er endlich seine Nase im Futter

begräbt und zu knabbern anfängt. Das ist der Augenblick, auf den die wachstehende, geduldig harrende Frau Kojotin gelaunert hat. Wie der Blitz fährt ein grauer Pelz hinter dem Strauchwerk hervor, und in drei Sätzen ist sie über dem Lager. Wohl schöpft er beim ersten Laut Verdacht und sucht seinen Zufluchtsort zu erreichen, aber schon hat sie ihn erschnappt und macht mit einem Ruck seinem Leiden ein Ende. Dann springt sie mit ihrer Beute zu ihrem Bau am jenseitigen Abhang zurück. Doch nähert sie sich ihm nicht offen und unbesonnen, um keinesfalls einem mächtigen Feinde, der etwa auf der Kaner liegt, den Aufenthalt der Familie zu verraten. Sie umkreist den Ort, schaut sich prüfend um, untersucht die Spuren und schnüffelt in der Luft: dann kommt sie auf mehr oder minder unwegsamen, verborgenen Pfaden zum Höhleneingang. Beim leisesten Klang eines Fußtritts vor der Pforte ducken sich die Jungen totstill im dunkelsten Winkel zusammen, aber die Alte beruhigt sie mit einem stark an das Winseln einer Hundemutter erinnernden Zuruf. Die Kleinen — gewöhnlich sind es sechs oder sieben, manchmal jedoch bis zu zehn oder zwölf — eilen heraus, in ihrem Jubel sich gegenseitig überstürzend. Sie lassen sich nicht lange bitten, und nach etwa drei Minuten ist von dem fetten Präriehund nichts mehr übrig als die größeren Knochen, die ein kleiner Kojote emsig benagt. Um den Höhleneingang liegen verstreut viele andere ähnliche Andenken, Knochen von Erdschlagern (Tamias und *Spermophilus* oder Ziesel), Chipmunks (*Tamias lysteri americanus*), Kaninchen, Birkhühnern, Lämmern und Kitzen nebst mancherlei Feder-, Pelz- und Haarwerk, ein Beweis für die Mannigfaltigkeit der Kojotemahlzeiten.

Um den Präriewolf richtig zu würdigen, muß man bedenken, daß er eigentlich nichts weiter ist als ein wilder Hund, der sich nur durch seine Schlaueit seinen Unterhalt erwirbt und als Schutzwanne nur die unerschöpfliche Leistungsfähigkeit seiner Beine besitzt, zwei Eigenschaften, die er darum auch zu bewundernswürdiger Vollkommenheit entwickelt hat. Eigen ist ihm außerdem auch noch die Gabe der Musik und ein Sinn für Humor.

Von dieser Eigenschaft erlebte ich ein gutes Beispiel, als ich mich im Jahre 1877 längere Zeit im Nationalpark am Yellowstone aufhielt. Der im Lager gehaltene Hund war ein selbstbewusstes, reizbares kleines Tier mit Namen Tschink. Tatkraft, Begeisterung und Mut erfüllten ihn so ganz und gar, daß kein Raum für hündische Unterwürfigkeit übrig blieb.

Nun hatte sich auch ein Kojote an das Lager angeschlossen, erklärlicherweise nur auf der Außenseite. Anfangs stellte er sich nachts im Lager selbst ein, um auf dem Abfallhaufen zu räubern, aber der im Nationalpark herrschende Gottesfrieden zwischen Mensch und Tier ließ ihn fed werden, und er zeigte sich gelegentlich auch bei Tage. Später ließ er sich täglich sehen und saß oft ein paar hundert Meter entfernt auf einer kleinen Erhöhung.

Eines Tages wählte er seinen Sitz noch viel näher und fletschte dort nach Kojotenweise die Zähne. Da sagte ein übermütiger Lagergenosse zu dem Hunde: „Tschink, sieh mal, wie der Kojote da drüben nach dir die Zähne fletscht. Laß dir das nicht gefallen! Auf ihn!“

Das ließ sich der ehrgeizige Kleine nicht zweimal sagen; so schnell er konnte, stürzte er auf den Eindringling los und erhob, so oft er wieder mit allen vier den Boden berührte, sein Kriegsgeschrei. Mein Kojote gab Fersengeld, und gespannt folgten wir dem Wettlauf und mit uns die Erdschlagern, die auf ihren Hügeln saßen und mit Wonne das Schauspiel betrachteten, wie ihre schlimmsten Feinde miteinander Krieg führten.

Der Kojote hat eine eigene Art, am Boden hinzustreichen, wobei sein Schwanz hin und her und vorwärts und rückwärts wedelt und mit den geschmeidigen Beinchen um die Wette fliegt: anscheinend strengt er sich gar nicht an, aber wie schnell er über die Prärie dahin! Und sehr bald wurde es klar, daß Tschink trotz seinen prächtigen Sätzen und seinem Triumphgebell zurückblieb. Nicht lange und der Kojote mußte offenbar bremsen, um nicht ganz

zu verschwinden. Immerhin gab es eine ganz hübsche Hege über die ersten paar hundert Meter, aber das war nichts im Vergleich mit der Jagd, die losging, als sich nun der Kojote gegen Tschink wandte. Mit heiserem Geheul, das in lautes Bellen überging und in ein paar gellenden, kurz ausgestoßenen Tönen endete, stürzte er mit der Wut, die das Bewußtsein der Überlegenheit und zugleich des guten Rechts dem gewissenlosen und ungerechten Angreifer gegenüber verleibt, darauf los.

Und für Tschink fing es an, schrecklich zu tagen: sein Triumphgeschrei wandelte sich, als er herumdrehte und heimjagte, bald in ein Angstgeheul. Aber der Kojote konnte ihn mühelos überholen und kniff ihn nach Herzenslust bald hier, bald da und weidete sich an der Pein seines wehrlosen Opfers, bis Tschink sich unter dem Bett seines Herrn vertrocken hatte.

Das sah zunächst recht spaßig aus, und Tschink, der doch eigentlich nur auf Geheiß seines Herrn gehandelt hatte, fand, fürchte ich, wenig Mitgefühl mit seinem Leid, das übrigens noch lange nicht zu Ende war. Denn für den Kojoten war es nun ein angenehmer Zeitvertreib, dem Kleinen aufzulauern und ihn, sobald er nur das Lager verließ, schleunigst in sichere Deckung zurückzujagen. Selbst wenn Tschink seinem ausreitenden Herrn nachfolgen wollte, scheuchte ihn der wachsame Präriewolf immer wieder heim. Das wurde diesem endlich zum Verhängnis: eines Tages war er verschwunden und ward nicht mehr gesehen, und wenn er dies trotz dem damals noch für seine Sippe bestehenden Schießverbot zu verdanken hatte, ist, denke ich, nicht schwer zu erraten, denn wer bringt es übers Herz, seinem Hund andauernd so übel mitgespielt zu sehen!

Der naturwissenschaftliche Name des Kojoten, *Canis latrans*, der bellende Hund, rührt von dem wunderbaren Gefläch her, mit dem die Präriewölfe regelmäßig ihre Anwesenheit melden, wenn sie sich abends in sicherer Entfernung vom Lagerfeuer versammeln. Wer diesen Ton zum erstenmal hört, der glaubt wohl, es habe sich ein starkes Rudel wütender Wölfe zusammengeschart, und kann sich schwerlich eines leichten Schauders erwehren. Aber der Führer wird ihm sagen, daß das kein Haufe gieriger Wölfe ist, sondern ein kleiner harmloser Kojote oder höchstens ein Paar, das sein gewöhnliches Abendlied singt und seine erstaunlichen Stimmittel zum besten gibt. In der Regel fängt ihr Konzert mit ein paar heulenden gurgelnden Klaffstönen an, die sehr bald gedehnter und höher werden, bis sie in ein langes Geheul übergehen, das sich beim Abklingen wieder in eine Reihe von Klaffstönen auflöst. Gewöhnlich hebt ein Kojote an, und die etwaigen anderen Konzertgeber fallen ziemlich gleichmäßig bei dem lang gedehnten Geheul ein.

Ich glaube nicht, daß ich je im Westen ein Lager bezogen habe, ohne nach Sonnenuntergang vom nächsten Hügelrücken die Kojoten zu hören, und ich muß sagen, daß ich diesen Präriegesang lieben gelernt habe. Es ist ein wildes, aufregendes schönes Lied. Kaum hatten wir letzten Sommer in der Prärie ein Lager aufgeschlagen, so ließ sich ein paar hundert Meter entfernt der Kojotenchor hören. Meine Frau horchte auf und rief: „Ist das nicht herrlich? Nun weiß ich, wir sind wirklich im Westen!“

Die Beamten des Nationalparks machen jetzt große Anstrengungen, die Zahl der Kojoten zu mindern, weil sie unter dem jungen Wild verheerend wirken: aber ein Tier, das sich durch außerordentliche Schlaueit, wunderbare Schnelligkeit, unvergleichliche Ausdauer und erstaunliche Fruchtbarkeit auszeichnet, läßt sich nicht so leicht herunterbringen. Ich muß gestehen, wenn es irgendwie gelänge, den Kojoten im Westen auszurotten, so würde mir zumute sein, als hätte ich einen großen Verlust erlitten. Immer von neuem entzückt mich ihr aufsteigender Einzel- oder Chorgesang, mit dem sie die Dämmerung begrüßen: denn mannigfach sind ihre Lieder, und gewaltig ist ihr Stimmumfang. Der Kojote ist wahrhaftig „die Patti der Prärie“.

Die Macht der Sonne.

Von A. W. J. Kahle.

Im allgemeinen herrscht die Ansicht, daß mit Sommeranfang der Sonnenstrahlen Wirkung am stärksten, d. h. daß die Hitze also am größten ist. Die Erfahrung lehrt, daß dies keineswegs der Fall ist, vielmehr wird das durchschnittliche Maximum der Jahreswärme erst in der zweiten Hälfte des Juli erreicht. Bei Betrachtung unseres Daseins werden wir selbst unsere geringfügigste unwillkürlichste Bewegung und Gebärde auf die Sonne zurückführen können. Ob wir tändeln oder arbeiten, immer bedingt es einen gewissen Aufwand von Kraft, und diese Kraft in uns wird durch die Sonne erzeugt und durch eine Reihe von Wandlungen hervorgebracht. Unsere Kleidung — wir danken sie der Sonne. Sie hat jeden Faden unseres Kinnens gewebt; sie verschaffte uns diese Tuche und Wollstoffe, und sie wiederum war es, welche die Stoffe in so leuchtendes Rot, in das prächtige Blau färbte. Das tausendfach nützliche Leder, das Pelzwerk und der Federbusch, in dem wir prunken, danken wir derselben großen Geberin. Sie macht uns unser Lager, ob wir nun auf kostbaren Eiderdaunen ruhen oder uns auf Spreu, Seegras oder ein nacktes Bett ausstrecken. Aus jenen Gegenden, in denen die Sonne so gut wie nicht ist, aus der Nachbarschaft der beiden Pole, kommt nichts. Wo die Sonne nicht ist, türmen sich unüberwindliche riesige Schranken dem Fortschritt entgegen. Der Hochheimer, Burgunder und Bordeaux ist nichts anderes als auf Glaschen gezogener Sonnenschein von den Ufern des Rheins, der Côte d'or und der kessigen Ebene von Médoc. Der Sonnenschein über den Weiden Hollands prickelt in dem Käse bei unserem Dessert; der Zucker ist kristallisierte Sonnenschein Jamaikas. Wir schlürfen die Sonne von China und Peru in unserem Tee und Kaffee. Die Sonne vergiftet jenen im Strychnin und heilt diesen in den Abkochungen tonischer Kräuter. Wir schmecken die Sonne in unseren Tunken, essen sie in jedem Gerichte und trinken sie in unserem einfachsten Getränk, im Wasser. Ohne die Sonne kreist das Blut nicht in den Adern, ohne sie ist keine Kraft, kein Leben. Wie immer die physikalischen Kräfte heißen mögen, Wärme, Licht, Elektrizität, Magnetismus usw. — alle höchstwahrscheinlich verschiedene Formen einer Urkraft — alle stammen unmittelbar von der Sonne.

Da es nichts Schöneres gibt, als wenn heller Sonnenschein auf Feldern und Wiesen liegt, als wenn am tiefblauen Himmel die volle Sonne herniederlacht, so ist die Redensart: „es ist eine schenliche Hitze“, „es ist fannibalisch warm“, „man löst sich auf“, usw. lediglich eine inhaltslose Phrase. Auch die Ansicht dürfte bloß auf einem Irrtum beruhen, daß eine besondere Wärmeperiode geherrscht hat zu der Zeit, als der Sonnenschirm für Damen und Herren in den Handel kam. Gott sei Dank ist die Mode mehr und mehr zurückgetreten, und die braune Farbe steht unserer lieben Frauenwelt besser zu Gesicht als die Käsefarbe. Und das beste Mittel, die Gesichtsfarbe zu pflegen, gibt einzig und allein die Sonne. Nicht nur auf unser körperliches, sondern auch auf unser seelisches Wohl hat die Sonne bedeutende Einwirkung.

Die zu große Hitze wird aber dennoch lastender empfunden als die schlimmen Wolkenschauer, die den Sommerfrischlern oft die Ferienfreude zu Wasser werden lassen. Deshalb sucht man überall mit List und Gewalt die Wirkung der allzu intensiven Sonnenstrahlen abzuschwächen. Das schützende Dach der Hütte oder des Hauses hat wohl schon früh die Anregung für den Sonnenschirm gegeben. Denn eigentlich ist er ja nichts weiter als ein provisorisches, leicht transportierbares Dach, welches sich leicht aus den ursprünglichen Formen ergibt: aus der wenig gewölbten Schutzdecke des griechischen Schirms mit dem säulenartigen Stab, wie aus dem primitiveren kreisrunden indischen Schirm, zu dessen Bewältigung reiche Kräfte erforderlich sind. Im großen und ganzen waren die Wandlungen des Sonnenschirms nicht groß, bald kleiner, bald größer, bald gewölbt, bald wenig flach nach dem üblichen Modestandpunkt. Trotz der eleganten Ausstattung war und ist der Sonnenschirm mehr ein Ausgobjekt als der Fächer.

Wo der Sonnenschirm und Fächer nicht mehr ausreichen, um den Sonnenbrand und stickige Luft zu bekämpfen, die uns in einen wahren Leidenszustand versetzen, läßt sich doch manche Vorfrage treffen, um die heiße Zeit ohne Unbehagen zu ertragen. Durch Vorhänge und Jalousien kann man das Blendende der Sonne abschwächen, durch Zugluft, Aufhängen von nassen Tüchern, öfteres Aufwischen der Fliesenböden von Veranden und Ballons und durch Aufstellen von Wasser in porösen Tongefäßen Kühlung verschaffen. Solche wird auch durch Schalen mit Eisstücken erzielt, und wenn es möglich ist, durch Verdampfen von flüssiger Luft. Wenn ja auch die Last schwerer Arbeit in heißen Tagen keine angenehme sein dürfte, so ist doch ein zu großes Nachgeben an das Gefühl der

Erschlaffung unter allen Umständen zu vermeiden. Ist für eine reichlichere Kühlung der Wohnung Sorge getragen, um nicht von der Hitze überwältigt zu werden, so erscheint andererseits eine straffe Körperkultur vonnöten, manche Angewohnheit zu lassen, z. B. den Genuß von Alkohol und schwerer fetter erhaltender Kost. Das Trinken von Eiswasser, wie es in New-York Usus ist, erscheint als ein ebensoviel angewandtes wie problematisches Mittel, weil es zahlreiche schwere Magenverstimmungen im Gefolge hat. So legen die Amerikaner während einer besonders schlimmen Hitzeperiode sich Kohlblätter unter den Hut zur Kühlung von Kopf und Stirn. Die Orientreisenden winden sich angefeuchteten Seidenstoff um die Stirn. Die Orientalen und Südländer haben auf der Flucht vor den Sonnenstrahlen das Nächstliegende und damit wohl auch das Richtige getroffen: sie legen sich stundenlang, ohne sich zu rühren, auf den Rücken oder schaukeln sich in einer Hängematte und lassen sich Kühlung zuwenden. Auf diese Weise kann man am besten die sengenden Sonnenstrahlen überwinden und sich hohen Temperaturen, wenigstens vorübergehend, anpassen. Jedenfalls ist die Hauptsache, die Möglichkeit einer Abkühlung des Körpers durch Wasserverdunstung, und zwar in erster Linie an der Körperoberfläche, zu bieten. Für eine solche Verdunstung beim Aufenthalt in den Tropen z. B. ist wieder der Nachschub genügender Flüssigkeitsmengen in Form von Getränken Bedingung; zu solchem Zweck können an einem Tage bis elf Liter Wasser notwendig werden.

Bei richtiger Körpertraining ist es für uns leicht möglich, den Körper so auszubilden, daß er in bestmöglicher Weise für Temperaturunterschiede anpassungsfähig wird; wir sind zwar mehr geeignet und geübt, die Kälte als die Wärme zu ertragen. Diese Abhärtung gegen die Kälte ist uns geläufig, nicht gegen die Wärme. Und doch bleibt sorgsame Hautpflege ein großes Schuttmittel: Es läßt sich schlecht verhindern, daß der Staub durch die leichte Kleidung an die Haut gelangt, daß die Schweißschicht dazu beiträgt, ihn festzuhalten und auf der Haut zu verfaulen, so daß die Ausgänge der Schweißdrüsen verstopft werden. Und diese Hautpflege läßt sich nicht durch Bäder oder Brausen allein erzielen, sie kann nur durch Waschungen bewirkt werden, die mit einer gewissen Vorsicht anzuwenden sind. Sonnenbäder sind sehr angreifend und sollten nur nach ärztlicher Anordnung gebraucht werden. Diese Kurform kannten schon die alten Griechen und Römer. Die Einwirkung von Licht und Luft auf die Haut hat heute wissenschaftliche Bedeutung erlangt und ist von außerordentlich günstigem Einfluß. Durch das Eindringen von Licht und Luft in die Hautporen wird eine Reinigung der Haut vorgenommen von den in ihr aufgestapelten gas- und luftförmigen Stoffwechselrückständen. Die Folge der Luftwirkung und des milden Kältereizes der Luft auf die Hauptnerven bewirkt eine intensive Kohlensäureausscheidung. Das Einwirken des Sonnenlichtes hilft zugleich den Blutfarbstoff entwickeln, welcher als hauptsächlichster Träger des Sauerstoffs angesehen wird; so gelten sie als das beste Beruhigungs- und Abhärtungsmittel für nervenschwache Personen. Das Blut wird nach innen gedrängt und strömt in erhöhtem Maße wieder in die Hautgefäße.

Der Mensch ist befähigt, außerordentlich starke Hitze auszuhalten. Die beiden englischen Gelehrten Blaaden und Chantrey stellten dies dadurch fest, daß sie in einen Backofen traten, dessen Hitze allmählich gesteigert wurde. Sie bewiesen dadurch, daß ein lebendes Wesen von gefestigter Gesundheit eine Temperatur überwinden kann, die noch beträchtlich höher als der Siedepunkt des Wassers ist. Durch dieses Experiment ist einwandsfrei dargetan, daß die Wärme nicht die Temperatur des menschlichen Körpers erhöht, sondern lediglich den Aggregatzustand innerhalb seiner Bestandteile; das Wasser des Körpers wird energisch durch die Hautporen getrieben und verwandelt sich in Dampf; dadurch wird Wärme verbraucht und in Arbeit verwandelt. Bei intensiver Sonnenstrahlen-Einwirkung sind die überraschendsten Erfolge bei den schwersten Krankheiten wie Lepra, Diphtherie, Milzbrand, Tuberkeln erreicht worden.

Das Licht der Sonne gibt Leben und tötet den Tod. Wir können die balsamischen Erdergerüche zugleich mit der Macht der Sonne auf uns segensreich wirken lassen.



Sommerlust.

Blauer Himmel, goldne Sonne
Über Täler, über Höhn,
Tage ihr voll Sommerwonne,
O wie seid ihr schön, wie schön!

Wenn ich Flügel hätt, ich flöge
In den Himmel grad hinein,
Oder mit den Vögeln zöge
Jubeld ich durch Flur und Hain.

Wär ein Fischlein ich, ich spränge
Durch das Wasser immerzu,
Wär ein Quellschen ich, ich fänge
Ohne Rast und ohne Ruh.

Wär ein Blümlein ich, ich blühte
Voller Lust auf grüner Au,
Würd' zu trinken niemals müde
Himmelslicht und Himmelstau.

Wär ich — — nein, ich bin zufrieden
So, wie ich erschaffen bin
Und der Herrgott mir beschieden
Größlich Herz und frohen Sinn.

Johanna Weiskirch.

Aus der Geschichte der Wage.

Es ist ein weiter Weg, der von den ältesten Formen der Wage zu unsern feinsten Apparaten dieser Art führt, ein Weg, der von den Kulturanfängen der Menschheit bis in unsere unmittelbare Gegenwart aufsteigt. In den Berichten der Deutschen Pharmazeutischen Gesellschaft wird diese kulturgeschichtliche Wanderung an der Hand einer Fülle interessanter Mitteilungen zurückgelegt. Schon die ältesten schriftlichen Urkunden erwähnen die Wage als ein alltägliches Gerät. Im Alten Testament wird befohlen: „Richtige Wagen, richtige Gewichtsteine sollt ihr führen“, denn „falsche Wagen sind Jahwe ein Greuel, aber ein volles Gewicht ist sein Wohlgefallen.“ Die Ökonomie der Ägypter weist der Wage bereits viele Jahrtausende vor Christus eine wichtige Rolle an, indem sie den Totenrichter sein Urteil über den Lebenswert des Verstorbenen durch genaue Abwägung der Seele fällen läßt. So zeigen uns altägyptische Grabgemälde die Ausführung des Totenurteils durch die Wage,

die z. T. noch keine Zunge besitzt, während bei andern Darstellungen unter der Mitte des gleicharmigen Hebels ein hakenförmiges Gewichtsstück an drei Schnürchen oder Drähten hängt. Von diesen Schnürchen ist die mittlere unter dem Schwerpunkt des Wagebalkens befestigt, die beiden andern links und rechts davon. Den in eine feine Spitze endigenden Metallstreifen, die Zunge unserer Wagen, vertrat also das hängende Lot. Bei den Ausgrabungen Pompejis und Herculaneums hat man mannigfache Kunde über die Wagen der römischen Kaiserzeit erhalten. Man sieht auf den Darstellungen Amoretten, die am Feuerofen und Amboss die Herstellung von Wagen betreiben. Diese Arbeit gehörte also zu den gewöhnlichen Handwerken der antiken Welt. Auch hier ist an dem gleicharmigen Wagebalken keine Zunge sichtbar. Man hatte aber schon damals erfaßt, daß bei einer sicheren Wage die beiden Arme ihres Balkens gleich lang sein und die drei Aufhängepunkte daran in einer geraden Linie liegen müssen. Guterhaltene Wagen, die bei den Ausgrabungen gefunden wurden, unterscheiden sich von unsern Instrumenten dadurch, daß sich an der Drehachse des Wagebalkens noch keine eigentliche Schneide befindet, auf der sie in der Pfanne des Trägers hängen und ruhen. An ihrer Stelle befindet sich ein gleichzeitig zum Aufhängen oder Festhalten dienender Metallring, der durch ein in der Mitte des gleicharmigen Hebels befindliches Loch hindurchgeht. Die Genauigkeit der Wägungen war bei solchen Instrumenten nicht allzu groß, genügte aber für den Handel und Wandel. Erst als man mit wissenschaftlichen Ansprüchen an die Genauigkeit der Wagen herantrat, wurden Verbesserungen vorgenommen, die in den feinsten Vorrichtungen unserer Chemiker- und Mikrowagen gipfeln.

„Wilde“ Seidenraupen.

Die Zucht der Seidenraupe ist bekanntlich ein sehr schwieriges und mühevolleres Unternehmen, denn die gewöhnlichen Seidenraupen, die auf Maulbeerbäumen leben, sind Haustiere, die in wildem Zustande nicht mehr vorkommen, und bedürfen einer

besonderen Pflege. In Indien aber gibt es auch noch „wilde“ Seidenraupen, die noch ganz oder in der Hauptsache in den Wäldern leben und nicht zu Haustieren geworden sind. Über diese Eigenart des indischen Seidenbaues, die bisher noch wenig studiert war, machte Prof. Kefroy in einem Vortrag vor der British Royal Institution nähere Angaben. Er betonte, daß sich die Engländer bisher nur sehr wenig um die Seidenindustrie bekümmert hätten, daß unter allen englischen Kolonien nur in Indien Seide produziert werde und daß auch dieser indische Seidenbau nicht von den Engländern ins Leben gerufen worden sei, sondern schon vorher bestanden habe. Der indische Seidenbau beschäftigt eine Million Menschen und ist fast völlig Heimindustrie. Es sind drei verschiedene Arten wild lebender Seidenraupen, von denen drei verschiedene Seidengespinnste gewonnen werden. Die „Tosar“- oder „Tussore“-Seide wurde ursprünglich aus China und Japan eingeführt, wird aber jetzt im Lande selbst gewonnen, und zwar sind bei der Herstellung dieser Seide 100 000 Sammler, 20 000 weibliche Dreher und 50 000 Weber beschäftigt. Der Seidenwurm, von dem diese Seide kommt, lebt in den Bergwäldern von Nordwest-Indien. Die „Muga“-Seide wird hauptsächlich in Assam produziert. Die Kokons werden von den Sammlern verkauft und dann an Stücken befestigt, bis sie Eier gelegt haben. Die Raupen werden, wenn sie groß genug sind, auf Bäume gesetzt, um sich selbst zu ernähren. Die dritte Art, die „Eri“-Seide, kommt von Raupen, die sich von der Kastor-Ölpflanze nähren: sie wird allein von den Hindus getragen, weil sie die einzige Seide ist, die von Kokons gewonnen werden kann, ohne das Insekt im Kokon zu töten.

Auflösung

der Sprichwort-Aufgabe in Nr. 6.

Gebrannte Kinder scheuen das Feuer.

Auflösung des Suchbildes in Nr. 6.

Man verbinde 1 mit 4, 2 mit 6 und 3 mit 5, dann wird der Chinese zum Vorschein kommen.

Auflösung des Rätsels in Nr. 6.

U(h)u + Land = Umland!

Inhalts-Verzeichnis.

Erzählungen, Märchen, Skizzen.

Allein zu Hause. Von Marie Gerbrandt. S. 13.

Als sie wiederkamen. Von Charles G. D. Roberts. S. 14.

Bei Frau Holle. Von Benno Gniewski. S. 5.

Der Igel und der Hamster. Von R. Sylvestor. S. 6.

Der Jugendhelfer. Von Max Rosenfeld. S. 9.

Der Kojote oder Präriewolf. Von Ernst Seton Thompson. S. 25.

Des letzten Waldmännchens Tod. Von Johanna Weiskirch. S. 21.

Die Pfingstreise. Von Marie Gerbrandt. S. 17.

Hänschen. Von V. Wiesen. S. 1.

Allerlei Aufsätze.

Aus der Geschichte der Kirsche. S. 24.

Aus der Geschichte der Wage. S. 28.

Bäume ohne Blätter. S. 8.

Blumen in Sage und Geschichte. Von A. W. J. Kahle. S. 2.

Das Verhalten der Tiere beim Gaskampf. S. 4.

Der Krieg der Bienen. S. 24.

Der Schneeleopard. S. 8.

Die aussterbende Riesenschildkröte. S. 12.

Die Erfindung der Serviette. S. 16.

Die geschichtliche Entwicklung der Eisenbahnen. Von Karl Wigel. S. 19.

Die Hand als Ruder — eine Urform der Schifffahrt. S. 8.

Die Macht der Sonne. Von A. W. J. Kahle. S. 27.

Die Osterfeier bei den ersten Christen. Von C. K. S. 15.

Die Türken und ihre Tierliebe. Von Johanna Weiskirch. S. 6.

Fischerei mit Vögeln. S. 4.

Frauenhaare. Von A. W. J. Kahle. S. 22.

Geistestätigkeit der Insekten. Von Max Glück. S. 3.

Merkwürdiges aus dem Raupenleben. S. 23.

Reitende Tiere. S. 16.

Spanische Kinder. S. 4.

Tiere, die tauchen und sich betrinken. S. 8.

Unsere Schwarzdrossel. Von Anna Mosgaard. S. 11.

Von meinen Freunden. Von Lotte Kamde. S. 10.

Was ist Manna? Von B. S. 20.

Weidenkäse. Von A. Kobolsky. S. 7.

Wie alt werden Häuser? S. 12.

Wie die Tiere ihr Zeit machen. S. 20.

„Wilde“ Seidenraupen. S. 28.

Gedichte.

Albumblatt. Von Rudolf Dieß. S. 12.

Auf dem Eise. S. 4.

Das vorwitzige Küchlein. Von Johanna Weiskirch. S. 16.

Kanackläuferkind. Von Johanna Weiskirch. S. 8.

Mein Zappelding. Von E. Neuhaus-von Hadeln. S. 20.

Sommerlust. Von Johanna Weiskirch. S. 28.

Unser Einjähriger. Von Rudolf Dieß. S. 24.

Unterhaltende Blätter

Monatliche Freibeilage des
Wiesbadener Tagblatts



20. Jahrgang 1920.

Nr. 1.

Teelabend.

Eine Geschichte von Richard Rief.

(Nachdruck verboten.)

Bei der Sanitätsrätin war Teelabend. Der kleine Kreis der Intimen des Hauses. Und während man zum zweiten Male einschenkte, kam das Mädchen und meldete noch einen Gast: Waldemar Verweyen. „Ach, das ist aber prächtig!“ sagte die Hausfrau, ganz rot vor Freude. Und zu ihrem Nachbar gewandt: „Denken Sie, Herr Senefla, heute nachmittag erst ist er zurückgekehrt. Sie wissen doch, daß Verweyen zwei Jahre in den Tropen war, nicht? Ich traf ihn, wie er gerade aus seinem Auto stieg und hab' ihn gleich eingeladen.“ Der Feuilletonredakteur sagte etwas Galantes, aber er kam damit nicht recht auf seine Kosten, da Verweyen gerade auf die Hausfrau zueilte und ihr die Hand küßte. Verweyen war knabenhaft schlank, fehnig im Wachs. In dem dunkelbraunen Gesicht lebten graue, stählerne Augen. Die Hofrätin Klette war eifersüchtig, weil diese Augen ein paar Sekunden auf ihre Freundin gerichtet waren. Aber die Blicke Verweyens galten nicht der schönen, schwarzen Frau, sondern dem Ektischen. „Sie wissen doch“, sagte er zur Hausfrau, „wie gern ich zu Ihnen gekommen bin. Ich wußte, hier den alten, lieben Kreis vertrauter Menschen zu finden. Nur einen vermißte ich: Friedrich Trutzig. Ich wollte auch ihn so gern wiedersehen. In jener Ecke war immer sein Platz.“ — Die Hofrätin lächelte malitios: „O, ich erinnere mich wohl. Dort übte er sich stets im Debattieren mit der schönen Gisa Bozenhardt.“ Man lächelte verständnisvoll, aber das Gespräch verstummte und Verweyen fühlte die ihm unverständliche Verlegenheit der Gäste. Er wandte sich, leiser, an die Hausfrau: „Gnädige Frau... Sie wissen ja, daß ich mit Trutzig befreundet war. Für brieflichen Verkehr fehlte mir die Zeit und auch die Möglichkeit. Friedrich hier zu treffen, war für mich eine freudige Gewißheit. Wollen Sie den alten Wüstenwanderer, der sich in die „Kultur“ erst langsam wieder hineinfinden muß, nicht belehren?“ Das lautdröhnende Organ der Hofrätin entthob die Hausfrau der Mühe, diese Frage zu beantworten: „Herr Verweyen, Sie kommen wirklich aus der Einöde. Sie wissen nichts von der größten Sensation, die unsere Stadt seit Jahren erfährt hat? Vom Skandal Trutzig?“

„Skandal? Friedrich Trutzig?“

„So haben Sie auch nichts von seiner Verlobung gehört?“

„Mit Gisa Bozenhardt?“

Die schöne Frau Wehl erklärte ein wenig bitter: „Ihr Freund, der Herr Kunsthistoriker, hat seinen sogenannten Idealismus vortrefflich bekundet: jahrelang die arme Gisele hingezogen, und als die dann schließlich der Werbung eines anderen ihr Ohr neigte, was tat der „geborene Junggeselle“, wie er sich immer nannte? Er ging hin und verlobte sich... acht Tage nach dem Brautempfang

bei Bozenhardts... mit Trude Henn, bei der es zwar nicht ganz richtig ist im Oberstübchen, die aber dafür etwas anderes hatte: Geld, noch viel Geld!“

„Lassen Sie mich weiter erzählen“, rief nun die Hofrätin. „Das arme Wurm hatte ihn ja ehrlich geliebt. Wenn er es drum glücklich gemacht hätte. Aber das Empörende ist das: Am ersten Tage nach der Hochzeit, stellten Sie sich das einmal vor: auf der Hochzeitsreise!... beschimpfte er die junge Frau... ließ sie sitzen im Hotel in München und verschwand, Adresse unbekannt. — Sie sind bereits geschieden... Und nun wissen Sie, warum man Herrn Friedrich Trutzig in der guten Gesellschaft nicht mehr trifft.“

Diese heftigen Sätze stürmten auf Verweyen ein, ohne daß sie sich ihm zu klarem Sinne ordneten. Trude Henn. War das nicht das junge Mädel, über das sich, in der Studenten-Tanzstunde, alle lustig zu machen pflegten, weil die arme Trude sie nacheinander anzuschwärmen liebte? Die und Trutzig, der fluge Ästhet? Und dann diese Katastrophe? Und... Gisa? — Verweyen nahm neben der Hausfrau Platz. „Und Sie verdammen unseren Trutzig also auch? Sie Gütige?“

„Wir alle waren vor den Kopf geschlagen, Verweyen. Schon als wir die Verlobung erfuhren.“

„Gisa hat aber doch den ersten Schritt getan. Und ich weiß, Friedrich hat sie sehr geliebt.“

„Worauf brauchte Trutzig so lange zu warten? Er ist reich, unabhängig, und sie war auch schon fünf- und zwanzig. Man darf sich nicht verplempern als junges Mädel.“

„Gnädige Frau, sehen Sie, ich habe die Dinge hier zum ersten Male gehört, mit der rohen Deutlichkeit der Tatsachen. Und es ist hier über Schuld und Fehle unbarmherzig geurteilt worden... Friedrich Trutzig hat Gisa über alles geliebt. Und Sie haben ihn ja gekannt. Er war immer noch Kind. Kind in seiner Unentschlossenheit, in seinem Eigensinn. Er hat sich niemals zu einer Tat aufraffen können. Nur mit den Möglichkeiten der Tat kokettieren, das konnte er.“

Die Damen waren aufmerksam geworden. Sie rückten näher und schlossen den Halbkreis um Verweyen und die Sanitätsrätin. Verweyen sprach: „Zwei Jahre lang hörte ich nichts von Trutzig als das, was Sie mir heute erzählten. Und doch fügen sich die Tatsachen mir zu einem Bilde, das der Wahrheit entsprechen könnte. Hören Sie also: Friedrich und ich sind einmal gemeinsam durch die Nacht gegangen. Da hat er mich zum Vertrauten seines Herzens gemacht. Ich bin ein Feigling, sagte er. Ich bin selber zu schwach, als daß ich anderen ein Halt sein könnte. Er erzählte mir ein kleines Abenteuer, das ihn selbst hatte irre werden lassen. Ich gebe es Ihnen hier wieder: Er war damals mit einer Schauspielerin befreundet. Es war ein liebes Ding.

Und hielt ihrem Freunde die Treue . . . trotz aller Versuchungen, die an sie herantraten, als eine große Rolle ihre künstlerischen und . . . weiblichen Reize starker vortreten ließ. Mit dieser Schauspielerin betrat Friedrich einmal ein kleines Weinrestaurant. Neben dem Tische, an dem das Paar Platz nahm, saß eine Gesellschaft junger Leute. Einer der bezechten Kavaliere erkannte die Künstlerin, trat auf sie zu und bat, sie möge am Tische seiner Freunde Platz nehmen. Trugig verbat es sich mit energischen Worten. Doch sie, gereizt, weil Friedrich über sie zu verfügen wagte, sagte liebenswürdig zu. Friedrich aber erhob sich und verließ das Lokal. Erst auf dem Heimwege besann er sich der verpassten Notwendigkeit, dem unverschämten Galan mit der flachen Hand zu antworten und versank in Scham. Das Bewußtsein dieser Schwäche bestimmte die zändernde Politik seines Herzens Gisa gegenüber. — Wissen Sie aber überhaupt, ob Gisa Bozenhardt unsern Trugig liebte? Das aber weiß ich, daß er sich ihr doch einmal erklärt hat. Sie antwortete ihm, sie wolle sich prüfen . . . sie machte Ausflüchte . . . vertröstete den Bewerber. Da drang er in sie . . . und da hörte er es denn, daß Gisa Bozenhardts Herz nicht mehr frei sei!"

Hier unterbrach die Hofrätin: „Sie sind ein guter Verteidiger, Herr Verweyen, alles, was wahr ist . . . Aber wie wollen Sie es uns verständlich machen, daß Ihr neurassthenischer Freund, der zu keinem Entschlusse fähig war, die Kraft fand, sich acht Tage drauf mit der armen Trudel zu verloben?"

„Trotz! Gnädige Frau! Trude war immer ein gutes Ding, aber ein wenig . . . nun, nicht sehr begabt. Friedrich wollte, indem er sich selbst geistig erniedrigte, Gisa, seine Geistesfreundin, treffen. Er warf sich fort, weil Gisa ihn verschmäht hatte. Und dann folgte für ihn eine traurige Zeit. Er wollte Gisa vergessen. Durch eilige Heirat glaubte er, indem er sein eigenes Leben zerbrach, Gisa von Marton zu beweisen, daß alles ihm gleichgültig geworden sei, nachdem sie ihn verloren. Fräulein Henn aber schmeichelte es, die Braut des vielbewunderten Mannes zu sein. Sie war in ihn verliebt. . . Bei jedem Beisammensein quälte sie ihn, ohne zu ahnen, daß sie es tat. Friedrich kniete tief nieder im Joche der Selbstaufopferung. Er suchte, vielleicht, sie zu verstehen, suchte ihr näher zu kommen . . . Gewiß, in stillen Stunden kamen ihm Zweifel, Bedenken. . . Er

beargwöhnte sie als Ausfluß seiner Feigheit und dachte, sie niederzuzwingen, indem er die vollendete Tatsache schuf, gegen die es keinen Einwand mehr gab. Trude Henns Geld, gnädige Frau, das war ihm gleichgültig. Hätte er nicht sonst danach gestrebt, Trude, deren Person an den Besitz des Vermögens gebunden war, festzubalten? Dann kam die Hochzeitsreise. Er ließ das Lächeln des sichern- den Onkels über sich ergehen, er fühlte, mit Widerwillen, die Taktlosigkeit von tausend ipsebürgerlich-anschwelenden Gedanken. In diesem Tage waren bestiger, sehnüchti- ger, verzweifelter bei der anderen seine Erinnerungen. Aber Trude: Sie war enttäuscht, nicht die äußerliche Zärtlichkeit zu finden, die sie sich unter dem Mißverständnis „Junges Glück" vorgestellt hatte. Sie vermiste Gefühlsbekundungen und . . . schmolte. Glauben Sie, Trude Henn war fähig, sich die Liebe eines im Herzen Verwundeten zu eringen? So begann nun die Ehe mit Mißverständnis und Schmerz. Friedrich zog sich ganz in sich selbst zurück. Auch als die jungen Leute allein waren, im Münchener Hotel, konnte die Brücke nicht gefunden werden. Vielleicht versuchte die gutmütige Trude doch, ihres Mannes Herz zu finden. Sie wird ihm rosafarbene Neckschleiten gesagt haben. Das alles geschah am Abend. Am Abend, der sanfte und gütige Hände hat und Schleier breitet, die zudecken und versöhnen. Dann aber kam der Morgen, der erste Hochzeitsmorgen. Und im graufamen Lichte des Tages kam jäh die Erkenntnis über den Armen: Ich habe mein Leben willkürlich zerstört. Ich bin dreißig Jahre, und es ist alles aus. Und als nun Trude in der Sicherheit der Ehe mit plumper Aufdringlichkeit ihre nun für die Ewigkeit festgesetzte Zusammengehörigkeit immer wieder betonte, da wuchs jäh die Erkenntnis seiner unüberwindlichen Dummheit über unserm Freund hoch, und er fiel in sich zusammen. Und ließ den Schmerz über sein Leben, das ihm zerbrochen schien, die Unschuldigen entgelten. Glauben Sie mir, meine Herrschaften, nicht der schlechte Mensch Trugig verdient Ihren Zorn, dem unglücklichen sollte Ihr Mitleid gehören. . . "

Verweyen schwieg. Man hatte, ergriffen, seinen Worten gelauscht. Die Sanitätsrätin fand das erste Wort: „Sie selbst, Verweyen, sind ein so gütiger Mensch. Aber Sie haben recht. Wir alle sind schuldig, die wir nur die Oberfläche der Menschen und Dinge sehen und dennoch zu . . . richten wagen."

Leichtsinn.

Lachend nur hab ich dich stets gesehn
Mit dem leichtbeschwingten Wiegeschritt,
Ach, wer möchte da nicht mit dir gehn,
Wenn dein Auge lockend spricht: „Komm mit!"
Lächelnd hast du manchen schon verführt,
Läßt auch mein Herz heute nicht in Ruh,
Und dein Händchen neckt und zupft und schürt,
Locke, looses Mädchen, immerzu!

Schön ist's, so mit dir in toller Lust
Loszustürmen wie des Windes Braus,
Leicht der Sinn und atemlos die Brust;
Nur Philister bleiben da zu Haus!
Komm, du herzigstlieber Sausewind,
Offen liegt die Welt für unsere Fahrt,
Heute sind wir noch des Leichtsinns Kind,
Morgen wieder von Philistern art.

J. Wintermeyer, Wiesbaden



Mehr Licht!

Eine kulturgeschichtliche Studie von Dr. Johannes Kleinpaul

(Nachdruck verboten.)

Mit dem Beginn der Winterzeit ist die Frage nach der Beschaffung künstlicher Beleuchtungsmittel wieder in den Vordergrund unserer Gedanken und Sorgen getreten. Mit Interesse — und nicht ganz ohne Neid — lesen wir da in dem zu des Dichters 100. Geburtstag von seinem Sohne herausgegebenen Briefwechsel Gustav Freytags mit dem Grafen und der Gräfin Baudissin die Schilderung einer Haupt- und Staatsaktion am Koburger Hofe im Jahre 1860 anlässlich der Anwesenheit der Königin Victoria von England und des preussischen Kronprinzenpaares. „Serenissimus (Herzog Ernst von Sachsen-Koburg und Gotha) hatte, ein wahrer Tausendfüßler, das Unmögliche geleistet: seine Kutscher erschienen in einer Livree, die genau dem Charakter des Wagens entsprach und täglich wurden 1 Gentner 40 Pfund Wachslichte verbrannt.“ Auf die englische Königin machte das solche Eindruck, daß sie — nach demselben Bericht — seitdem in Windsor gegen ihren Hofhalt aufgebracht war, weil er nicht so bequem war wie der Koburger. „Schon ist ihr Hofbäcker nach Koburg geschickt, um das dortige Brot backen zu lernen. Ihre Stallmeister und Fouriere werden nächstens auch hingehen, um zu lernen, wie man es macht, zehn Equipagen zehn Minuten nach ausgesprochenem Wunsche vor die Türe zu zaubern und ein Diner nebst Hofstaat ohne tagelange Vorbereitungen an jeden beliebigen Ort zu verpflanzen.“ — Was aber den Wachslichtverbrauch anbelangt, so stand der Koburger Hof darin denn doch nicht ohne Beispiel da, und erst recht nicht unübertroffen.

Besonders der sächsische Hof Augusts des Starken und seine Vorgänger und Nachfolger waren bestrebt, es dem „Sonnenkönig“ gleich zu tun, „leuchtete“ auch in dieser Beziehung allen andern deutschen Fürstenhöfen voran und stellte sie alle miteinander in den Schatten. Ganz Unglaubliches, Beispielloses wird von den einst vielbewunderten und vielgepriesenen, aber freilich auch viel gescholtenen Dresdener und Pillnitzer Feuerwerken und Illuminationen jener Zeit berichtet. Das „Illuminieren“ fing dort wohl damit an, daß Heinrich der Fromme, als er im Jahre 1540 nach seines Bruders, Georg des Bärtigen, Tode nach Dresden kam und die Regierung übernahm, „in dem alten Schlosse, so nach dem Elbtore zugeht, an seinem Geburtstage alle Zimmer mit Lichtern stark erleuchten ließ.“ Die Sache hatte jedoch schon ein ganz eigentümliches Vorpiel. Als sich Heinrich verheiratete, geschah dies gegen den Willen seines damals noch regierenden älteren Bruders Georg, worauf man es zurückführte, daß es überall, wo seine Braut auf der Reise nach Dresden herbergte, brannte! Aber auch die Feuerwerke selbst waren nicht ungefährlich. So kamen am 23. Juni 1602 bei einer solchen Veranstaltung zwei Prinzen, der nachmalige Kurfürst Christian II. mit seinem Bruder Herzog Johann Georg I. in Lebensgefahr, als sich während ihrer Fahrt auf der Elbe von Pillnitz nach Dresden eine Partie Pulver entzündete: über fünfzig Personen wurden dabei beschädigt und die beiden Prinzen fielen ins Wasser. Hingegen flogen bei dem großen Wasserfest, das August der Starke im Sommer 1725 anlässlich der Hochzeit der Gräfin Cosell mit seiner Elb-Flotte veranstaltete, beim Bombardement der Elbinsel gegenüber dem Pillnitzer Schlosse fünfzehn — ausgestopfte Grenadiere in die Luft.

Bei den Festlichkeiten im 18. Jahrhundert werden fast regelmäßig die verbrauchten Mengen an Nahrungsmitteln und Getränken und so auch an Feuerwerkskörpern und Beleuchtungsmitteln aller Art auf das Genaueste angegeben. Eine dieser Aufstellungen wird auch aus andern naheliegenden Gründen gerade jetzt allgemeiner interessieren. Als Friedrich der Große zu Fastnacht 1728 mit seinem Vater, dem Soldatenkönig, in Dresden war, sind nach einem zeitgenössischen Bericht in der dortigen Königs-

lichen Hofküche „aufgegangen“: 2 Ochsen und 50 Rindzungen, 40 Kälber und 300 Kälbermilchen, 1 Schwein und 12 Frischlinge, 18 Schinken, 24 Steine frischer Speck, 30 Seiten geräucherter Speck, 20 Schöpfe, 8 Lämmer und 400 Schöpsfüße und Färsen, 15 Rehe, 3 Stück Wild, 8 Wildschweine, 400 Rebhühner, 300 Fasanen, 300 Kapuzen, 200 Pouarden, 100 Tauben, 300 Krammetsvögel, 150 junge Hühner, und 12 Suppenhühner, 50 zahme Enten und 20 Gänse, 50 Schock Eier, 8 Karpfen und 3 Aale, 12 Schock Krebse, 1000 Muscheln und 9000 Austern, 3 Scheffel Mehl, 200 Kannen Butter und 50 Zuckerhüte, 1000 Zitronen, 200 Orangen, 1 Viertel Salz, 2266 Flaschen Tokajer, 400 Flaschen Edensburger, 250 Flaschen Champagner, 4000 Maß Rheinwein, außerdem Landwein und Bier genug, und 14456 Wachslichte.

Ganz besondere Erwähnung verdient in diesem Zusammenhang ein großes Nachschießen, das im August 1724 zu Arensburg nach Schluß des Landtags, in Gegenwart des Prinzen Wilhelm von Hessen-Kassel, Hochfürst. Durchlaucht und vieler vornehmer Chevaliers und Damen veranstaltet wurde, wobei die ganze 150 Schritt weite Straße vom Scheibenhäuschen (Schießstand) bis zur Scheibe auf beiden Seiten mit lauter weißen Wachsfackeln von einem Armes Dike und eines Mannes Länge bepflanzt war. Hinter der Scheibe stand ein kostbarer Triumphbogen, der mit lauter Fackeln illuminiert und besetzt war, wie auch das Scheibenhäuschen. Von beiden Seiten dieses Triumphbogens ging wiederum eine Allee von lauter Fackeln nach dem Gezelt, in dem die hohen Herrschaften, während sie nicht schossen, sich aufhielten. Durchlaucht rief den ersten Schuß und trafen sogleich ins Schwarze und berührten dabei einen Schnepfer, wodurch mit einem Male 500 Raketen in die Luft flogen. So ging jedesmal, wenn einer gut geschossen hatte, eine Anzahl Raketen los.“ Dieses „plaisante Schießen nebst andern Divertissements“ dauerte die ganze Nacht hindurch bis früh 6 Uhr.

Auf welcher Höhe die Feuerwerks- und Beleuchtungskunst im 18. Jahrhundert stand, geht aus dem Bericht über ein „Land- und Wasserfeuerwerk“ hervor, das zur allgemeinen Belustigung im Jahre 1789 in Dresden in der Nähe von Kosels Garten „auf Abonnement“ veranstaltet wurde. Es wurde durch je zwölf Kanonenschläge eröffnet und geschlossen und enthielt 6 Wasserpattonen, 400 Wasserwärmer, 7 Bienenwärmer, 72 Jerrische, 150 Wasserkegel, 10 Pumpenröhre, 36 Taucher, 40 Wachslichte, eine Brillantsonne von 16 Stück Brändern, zu beiden Seiten 2 Kaskaden, 4 Chevalets, jede von 10 Raketten, 45 weitere Pumpenröhre zu 50 Raketten, 40 Landpattonen, 3 Girandols mit 100 bzw. 50 Raketten, 12 Sonnen, 1 Windmühle, 24 Tourbillons, 1 horizontal laufendes Rad mit zwei Paar laufenden Husaren zu beiden Seiten, — und der ganze Spaß kostete 400 Taler!

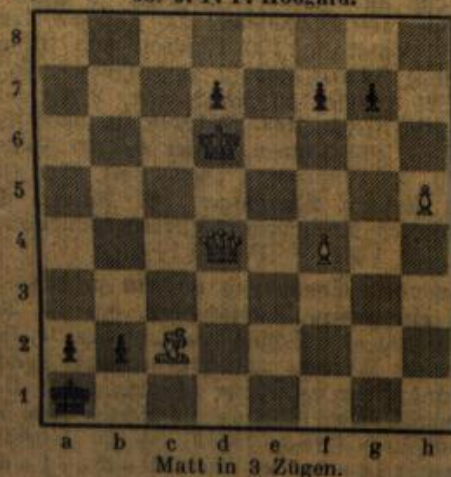
Auch bei feierlichen Illuminationen pflegte man nicht zu sparen. Als im Jahre 1787 die Erzherzogin Maria Theresia, die Braut des früher schon einmal vermählt gewesen Prinzen Anton, in Pillnitz erwartet wurde, wurde dazu eigens eine Schiffbrücke über die Elbe gebaut und diese und das Schloß mit 18000 Lampions bis zum Porsberg hinauf illuminiert. Und als vier Jahre später Kaiser Leopold und König Friedrich Wilhelm I. von Preußen vom 25. bis 27. August am Dresdener Hofe weilten, wurde dort am ersten Abend der innere Schloßhof und Garten mit 60000 Lampions illuminiert, an den nächsten beiden Abenden waren ebenfalls große Illuminationen, die 90 Gentner Baumöl kosteten, und am dritten Tage war vorher auch noch eine große Redoute im Zwinger, bei der 8 Gentner Wachslichte draufgingen.

Spiele und Rätsel.

Schach.

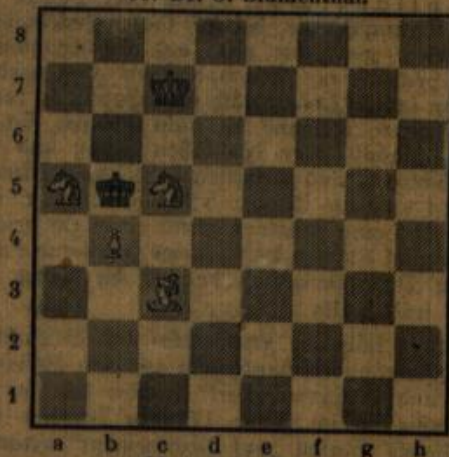
Alle für diese Rubrik bestimmten Zuschriften sind an die Redaktion des Wiesb. Tagblatts zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen.
Verantwortlich R. Wedesweiler.

68. J. P. P. Hoogard.



Matt in 3 Zügen.

69. Dr. O. Blumenthal.



Matt in 3 Zügen.

70. H. Meyer.

Weiß: Ke7, Lb5, f4, Bc7; Schwarz: Kb7.
(Matt in 2 Zügen.)

71. S. Gold.

Weiß: Kd4, De4, Lf4; Schwarz: Kd1, La4, Bb2, h4.
(Matt in 2 Zügen.)

Partie Nr. 16.

Weiß: Chalupetzky. Schwarz: Renyi.

1. e4, b6; 2. d4, Lb7; 3. Ld3, e6; 4. Sc3, Sf6; 5. Sge2, d5; 6. e5, Sfd7; 7. Sf4, Le7; 8. Dg1, g6; 9. Sc2, c5; 10. Sxe6f1, f7xe6; 11. Lxg6, h7xg6; 12. Dxg6+, Kf8; 13. Sf3 und gewinnt.

Die Aufgabe 69—71 sowie die Partie sind einem kleinen Schachwerke entnommen, das vor kurzem bereits in 2. Aufl. erschienen ist: Dr. W. Schulte-Limbeck: „Typische Mattstellungen, ein Schlüssel zur überraschend leichten Lösung von Schachaufgaben, eine Schärfung des Positionsblicks für die Schachpartie“. Unter der überaus großen Zahl der in den letzten Jahren erschienenen neueren Schachwerke nimmt das heute besprochene einen besonderen und ehrenvollen Platz ein. Es ist nicht nur eine reichhaltige Sammlung leichter, aber, gediegenster Probleme von meistens klassischen Autoren, sondern auch, was es im Titel verspricht, eine eigenartige und sichere Einführung in die schwere Kunst der Lösung von Schachaufgaben. Da die Zahl der Problemdichter und der Problemfreunde von Tag zu Tag zunimmt, wie ein Blick in die Schachzeitschriften beweist, so füllt das Buch Schulte-Limbecks wirklich eine Lücke in der

Schachliteratur aus. Ausgestattet ist es mit zahlreichen Diagrammen, und es bringt außer einer Anzahl reizender Miniaturpartien eine Anleitung zum Blindspiel und eine altarabische Schachpartie. (Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder durch den Verlag: Hans Hedewig's Nachfolger, Curt Ronniger, Leipzig; Preis: 3 M.)

Lösungen.

Nr. 58. 1. Lh1. Nr. 59. 1. Kh3. Nr. 60. 1. Df4. Nr. 61. 1.-Kc8, Ka5, b5; 2. Dd7, d3. — Partie 16. 18. Lx7+, Kh8; 19. Txe7, nun kann Schwarz nicht wiedernehmen, da sonst Dxa8; Schwarz gab daher auf. — Richtige Lösungen gingen ein von den Herren: F. S., A. D., Ph. Bt., F. Temme zu allem; L. Trapp zu 58, 59, 60; Julius Schauß zu 59, 60, 61; M. Daubert zu 59; Gen. E. zu 55; D. zu 55, 59, 60. (Bei Nr. 58 scheitert 1. Lf3 an 1. Lf5!)

Berichtigung. Unsere Schachfreunde werden gebeten, in Aufgabe 64 einen schwarzen Bauern auf c3 zu ergänzen.

Scherz-Füllrätsel.

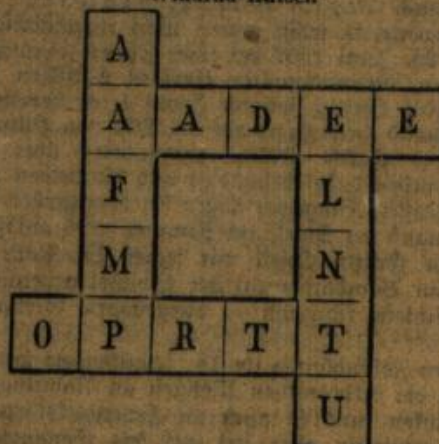
Werden die Punkte in den beiden oberen Zeilen mit den Buchstaben von unten ausgefüllt, so ergibt das ein bekanntes Sprichwort.



Umkehr-Rätsel.

Als Frauenname gilt das Wort
Seit vielen tausend Jahren,
Von rückwärts galt als Gruß es einst
Den römischen Casaren.

Windrad-Rätsel.



Die Buchstaben in dem Windrad sind derart umzustellen, daß die einzelnen Seiten von der obersten wagerechten gerechnet, nach rechts herum die Worte ergeben, welche bedeuten: 1. Frucht, 2. Musikstück, 3. Theaterstück, 4. Zeitmaß.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 13.
Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.

Unterhaltende Blätter

Monatliche Freibellage des
Wiesbadener Tagblatts



20. Jahrgang 1920.

Nr. 3.

Als er ein Mann war.

Skizze von Anna Mosegard.

(Nachherd verboten.)

Von meiner Kinderliebe will ich sprechen. Kinderliebe! Wie lächerlich! Und doch wie süß, wie rein, wie unvergesslich! Der Gegenstand meiner Liebe war ein Sekundaner. Ein schöner, schlanker Knabe. Aber keine Tanzstundenliebe war's, keine Liebeslei, in der man Verse „dichtet“ und in der Blumensprache spricht. Nein, es war kein Flirt.

Gar merkwürdig war unser Verhältnis, wenn ich die tiefe Zuneigung so nennen will. Ich trug damals noch die häßliche graue Waisenhauszöglingsstracht, er war ein Kind des Glücks. Als einziger Sohn unseres Lehrers und Waisenvaters genoß er alle Freuden einer frohen Kindheit.

Das Glück machte ihn aber nicht gefühllos gegen fremdes Leid, sein Herz war gut. Täglich teilte er seine Butterstücke mit mir. Es tat ihm weh, zusehen zu müssen, wie ich mein Stück trockenes Brot hinunterwürgte. Manchen frohen Augenblick danke ich seinem guten Herzen. Sein gestrenger Papa sah mit Groll unsere Freundschaft blühen. Er verbot seinem Jungen, mit mir zu sprechen und seine Butterstücke mit mir zu teilen. Nun fanden wir uns des Abends im Hof unterm großen Aufbaum.

Wie häßlich ist das doch, daß zwei Menschen sich ganz heimlich sagen müssen, „du, ich hab dich lieb!“ philosophierte ich damals. Warum? War das Liebhaben etwa Sünde?

Ich kannte damals die Welt, die Menschen noch nicht. So kam der Tag unserer Konfirmation. Heinz sah aus wie ein ganzer Mann. Elegant vom Scheitel bis zur Sohle. Weder der Siegelring noch die goldene Uhrkette und der Kneifer fehlten.

Ich — ach, ich — Aschenbrödel! Im schlichten, schwarzen Küstlerleide, ganz alatt gearbeitet, kein Fältchen, kein Schmuck, stand ich ihm fast beschämt gegenüber. Heinz drückte mir verstohlen die Hand.

Am dritten Ostertage gab's für die Konfirmanden ein frohes Fest im „Neuen Garten“. Festeffen, Gesellschaftsspiele und Polonaise.

Aberall herrschte Eust und Freude. Ich saß ganz still vor meinem Teller: es war ja Abschiedsfest. Nur noch eine Nacht mit Heinz unter einem Dache war mir beschieden. Wir saßen streng nach Rang: höhere Töchter und Gymnasiasten, Mittelschüler und Mittelschülerinnen, Volksschüler und Volksschülerinnen. Der Festsaal war so geräumig, daß ich Heinz fast nicht sehen konnte. Die Klust zwischen ihm und mir tat sich auf.

Dann begann das Pfänderspiel. Ich mußte viele Pfänder setzen, denn ich war zerstreut. Dann kam ein anderes Spiel: Wie gefällt dir dein Nachbar? Oben bei den Gymnasiasten wurde angefangen. Heinz war der Dritte.

Wie gefällt dir dein Nachbar?

„Schlecht!“ hörte ich ihn rufen. — „Wer besser?“

„Annemarie — — —“

Ich schrak zusammen. Mit Taschentuchschlägen trieb der Spielleiter die höhere Tochter auf meinen Platz, und ich mußte auf dem leeren neben Heinz sitzen. Ich, das Aschenbrödel, saß zwischen den Kindern des Glücks. —

Heinzens Eltern warfen ihm drohende Blicke zu, die höhere Tochter sah sich geringschätzend in ihrer neuen Umgebung um. Alle waren gespannt, als die Reihe wieder an Heinz kam. Dann mußte ich natürlich wieder verschwinden. Ja, schon Kinder können grausam sein! Da ertönte es auch schon wieder: „Du, Heinz, wie gefällt dir dein Nachbar?“ Der übererschlanke, blonde Knabe legte ordentlich Nachdruck auf seine Worte.

„Gut!“ — Wie fest und stolz Heinz das Wort gesprochen. Und so oft die Reihe an ihm war, ertönte es von neuem: „Gut!“ Ich durfte neben ihm sitzen bis zum Schluß. Er trohte seinen Eltern, er trohte allen bösen Blicden. Er war ein ganzer Mann. Wir machten die Polonaise zusammen. Wie in einem schönen Märchenraum schritten wir Hand in Hand durch den magisch erleuchteten Garten. Wir waren glücklich. Am nächsten Tage nahmen wir Abschied voneinander. Zum letzten Male standen wir unterm Aufbaum. In der Scheidestunde tauschten wir den ersten, schüchternen, ungeschickten Kuß. In der Scheidestunde gelobten wir uns Treue. —

Dann trat ich hinaus ins Leben. Mutig ging ich den dornenvollen Pfad, der mir beschieden war. Jahr um Jahr verging, immer steiler ward der Pfad. Ich hatte zur Feder gegriffen, ich suchte Kraft in nimmermüder Arbeit. Immer vorwärts! Und vor mir schwebte eine lichte Gestalt, meine Kinderliebe. —

Am schönen Ostseestrande sahen wir uns wieder. Dort wurde mir von einem Freunde Rechtsanwalt Heinz Uhde vorgestellt. Dieser Durchschnittsmensch mit dem nichts-sagenden Gesicht, das war der schlankste Jüngling mit dem guten Herzen? Er kannte mich natürlich nicht. Zu dreien saßen wir am Strande und sprachen vom Wetter, Theater, von Politik sogar. Rechtsanwalt Heinz Uhde gähnte gelangweilt. Bald hatte ich's heraus, daß er glücklicher Gatte und Vater war. Glücklich Gatte? Heinz war kein Schauspieler, seine Mienen ließen sich nicht gebieten. Er war nicht glücklich. — Vor uns spielten zwei Kinder im Sande, ein etwa dreizehnjähriger Knabe baute einen Wall für seine etwas jüngere Gespielin. Ich sah Rechtsanwalt Heinz Uhde an — er gähnte. Ich sprach von der Süße, der Reinheit einer Kinderliebe. — „Lächerlich, diese Jugendorheiten“, sagte er müde. Das bleiche Waisenkind hatte er also vergessen, er schämte sich seiner Kinderliebe. Als Knabe war er ein Mann gewesen, als Mann war er ein großes Kind. —

In den Wellen spiegelte sich die Abendsonne, der Wind kräuselte die Wellen. Ich stand auf und empfahl mich. Den Knaben habe ich geliebt — der Mann ist mir gleichgültig.

Frühling.

Ein Chanson.

Die Frauen machen wieder Straßentoilette
Und blüheblank die Frühlingssonne schmunzelt,
Der Glieder nicht jetzt wieder bläulich — violette,
Und alle Stirnen schimmern glatt und schön entrunzelt.
Aus allen Blumen Blütenstaubgespinste
Entloden viele Bietchen wieder Honig,
Und treiben — unmoralisch — Liebestupplerdienste,
Denn Blumen lieben ja bekanntlich nur platonisch.

Mit Liebesfadeln die Kastanien kokettieren,
Die trotzig zwischen grünen Floren schweben,
Und Pärchen sieht man, die sich gar nicht mehr genießen,
Und wieder mal im siebten Himmel leben.

Der Frühling kam, und ob auch viele schimpfen
Und schwören auf das Barchentkleid der Tugend,
Er kam mit spinnwebart gehauchten Strümpfen
Und offenen Blusen — heißt das — für die Jugend.

Und auch die letzte, ramponirteste Parade
Streift eine Quaste doch der bunten Frühlingsfahne,
Und fächelt sanft die ausgehöhlte Bade
Des Armsten, daß auch er den neuen Frühling ahne.

3. März. Wiesbaden

Feierabend.

Von Elisabeth Böhm, Wiesbaden.

(Nachdruck verboten.)

Der Tag neigt sich. Das Menschenkind empfängt
seinen Gruß und atmet auf. — — —

Sie hat tüchtig gewerkt. Nun blüht und blinkt
alles der neuen Woche entgegen. Aber sie ist erschöpft,
so richtig körperlich müde. Sie hat sich ordentlich regen
müssen, um die anstürmenden Gedanken zu vertreiben.
Sie klingen in ihr auf wie das Motiv der Unergründlich-
keit, das sie doch zum Ganzen gestalten soll. — — —

Heute will sie ruhen von den Geistern, die sie
zwingen, ihre geistigen Kräfte zu formen. Sie zehren
an ihrem Mark, denn sie muß aus schlummernden Tiefen
das Gold durch alle Schladen emporbringen. Es muß
geboren werden! — — —

Nein, heute ist sie müde, sie will Feierabend halten.
Sie läßt sich in den alten Sessel fallen, der wie eine
gute, stille Ruhe in der Ecke steht. Und wie sie sich eng
hineinschmiegt, überkommt sie ein wohliges Gefühl des
Vollbrachten. Jetzt das Ausspannen genießen, die
Glieder dehnen und sich von einer sanften Käuzigkeit ein-
wiegen lassen. So aufgelöst — ohne Gedanken — von
einer zarten Melodie getragen. — — —

Draußen beginnen die Gloden zu läuten. Metallen
und ebern schwingen die Töne, hallen wider in dem
kleinen Raum und erfüllen ihn ganz. Und sie läßt sich
von ihnen grüßen und fühlt ihre Stärke. — — —

In den Eden knockt und kracht es leise. Ein feines
Flüstern und Raunen, — die kaum gebannten Geister
drängen hervor. Unsicher und unbestimmt schlingen sie
den Reigen und verschuchen die Ruhe. Sie locken und
gaukeln und umkreisen die Schaffensmüde. „Geh“,
wehrt sie, „laß mir meinen Feierabend!“ — — —

Sie legt den Kopf weit zurück und schließt die Augen.
Träumen möchte sie, in unbekannte, strahlende Fernen
fliegen, das Reich der Schönheit schauen. — — —

Bilder tauchen auf. Eines reiht sich an das andere,
deutlich greifbar die Begebenheiten. — — —

Sie spürt ein Ziehen und Bohren. Sie fühlt, wie
Schöpferkraft sie mehr und mehr durchdringt. Nun muß
sie gestalten, muß die Erfüllung zwingen. — — —

Sie wehrt sich, denn ihre Stunde ist hart, sie fordert
ein Stück ihres Lebens. — — —

Das Rauhen in ihr wird stärker. In mächtigen
Wellen brandet ihr aufgewühltes Denken. Sie wird fort-

gerissen in einen Strudel, und die Wogen schlagen über
ihre zusammen. — — —

Und durch das Meer braust eine erhabene Weise. —

Der Kopf ist ihr dumpf und schwer. Aus dem Ge-
woge steigen leuchtende Tropfen und zerfliegen an der
Oberfläche. — — —

Unwillig erhebt sie sich und schreitet durch den
Raum. Sie sucht sich von der ungeheuren Gestaltungs-
kraft zu lösen und wird fast zu Boden gedrückt. — —

Um sie herum singt und tönt es. Die Gedanken
tanzen und wiegen sich im Takt. Sie huschen und tollern
und kreuzen hin und her. — — —

Fort ist die Ruhe des Genießens. — — —

Überwunden von der tragenden Fülle bereitet sie sich
vor für die Stunde ihres Gehens. — — —

Tief will sie hineintauchen in die Glut, den Schatz
zu heben. Sie will ihn fassen, er entgleitet ihr —
plötzlich gähnt ihr weite Ebbe entgegen — — und wie
von ferne lachert und höhnt es. — — —

Silberhelle Töne perlen auf, ein Tuscheln und
Wispern. Gespanntes Kauern vor dem Überfall. — — —

Sie wartet. — — —

Ruhig in sich geschlossen lauscht sie. — — —

Traumstille. — — —

Dann kommt die Kraft zurück mit wuchtigem Stoß,
teilt sich, stürzt und purzelt um sie her und will ent-
fliehen. Sie greift hinein in das Chaos und zwingt den
Lebenskeim hervor. Hart ist das Ringen um Erkenntnis
und schmerzhaft das Mühen, bis das Ganze geformt, wie
sie es mit ihrem geistigen Auge erblickt. — — —

Ihrer Liebe Kraft gießt sie hinein, dem Kind ihres
Geistes die Seele zu geben. — — —

Nun liegt es vor ihr und regt sich sacht und atmet
leis. — — —

Wie befreit dehnt sie die Glieder, aber keine laute
freude und Befriedigung taucht auf über das Erreichte.
Mit stiller W. hmut schaut sie darauf nieder. Die Seh-
sucht nach Vollkommenheit klingt in ihr auf. — — —

Still betrachtet sie ihr Schmerzenskind. Wonne und
Weh hat sie sich mit ihm losgerungen. Nun strahlt ein
warmer, heller Schein von ihm aus und hüllt sie ein. — — —

So trägt sie es auf ihren Ruheplatz. — — —

Ein feines Lied haucht träumend in ihren Feier-
abend!

Aus der Geschichte der Fastenspeisen.

Von Dr. Johannes Kleinpaul.

(Nachdruck verboten.)

Allgemein weiß man von den alten Deutschen, daß sie „immer noch eins tranken“. Wer sich aber mit ihren Speisefarten beschäftigt — ein Zeitvertreib, der freilich eben jetzt wenig froh macht —, wird finden, daß sie auch in dieser Hinsicht allerlei vermochten. Diesem schwelgerischen Genießen hat erst — teilweise wenigstens — das Aufkommen der christlichen Lehre auf deutschem Boden ein Ende gemacht, indem die damals allmächtige kirchliche Gewalt das allzu „weltliche“ Jahr mit kürzeren oder längeren Fastenzeiten durchsetzte, wobei namentlich die Klostergeistlichkeit den „allgemeinen Christenmenschen“ mit vorbildlicher Bedürfnislosigkeit und z. T. rührender Entsagungsfreudigkeit voranging.

Im allgemeinen herrscht wohl die Ansicht, daß diese mittelalterlichen Fastengebote sich in der Hauptsache nur auf Enthaltung von allem Fleischgenuss in den Fastenwochen vom Aschermittwoch bis zum Ostersonntagmorgen und außerdem noch an gewissen, besonders heiligen Tagen, vor allem an allen Freitagen, beschränkten. In Wirklichkeit gingen sie aber viel weiter. Der Genuss alles dessen, was von einem Tiere stammt, also auch die Milch — und aller aus Milch bereiteten Speisen, wie Butter und Käse, ja auch des mit Milch, Butter und Eiern hergestellten Gebäcks, war den gläubigen Christen in der Fastenzeit versagt. Denn auch das Ei gehörte dazu. Es galt, nicht ganz mit Unrecht, als „Caro liquida“: flüssiges Fleisch, was aus dem Grunde besonders schmerzlich war, weil die Hühner nun einmal gerade in der Fastenzeit am besten legten. Sogar Honig gehörte dazu, weil er ein Erzeugnis der Bienen war. Da aber der Honig lange Zeit der einzig mögliche Süßstoff war, waren die Fastenwochen nicht nur karge, sondern in Wirklichkeit oft saure Wochen.

Unter diesen Verhältnissen hatten begreiflicherweise die Hausfrauen auch damals schon ein schweres Wirtschaften, sofern ihre Tischgäste nicht so leicht zufriedenzustellen waren wie die Zisterziensermönche, die grundsätzlich nur von Fischen lebten, in Beherzigung jener damaligen naturwissenschaftlichen Erkenntnis, die besagt: „Piscis non est caro“: Fisch ist kein Fleisch. Die frommen Männer verstanden es jedoch, aus diesen Verhältnissen auch allerlei Vorteil zu ziehen, indem sie nicht nur für ihren eigenen Bedarf Fischweiber anlegten, sondern die Fischzucht im großen betrieben. So erzielte daraus beispielsweise das holsteinische Kloster Preetz einen jährlichen Reinerwerb, der dem von anderthalbhundert Kühen gleichkam, indem es lebende Hechte, Lachse und Forellen in großen hölzernen Kufen über zwanzig Meilen weit versandte. In Frankfurt an der Oder sammelte man den reichen Fischregen, den der Strom hergab, nach Ausweis der dortigen Stadtrechnungen aus dem 14. Jahrhundert in den breiten und tiefen Festungsgräben, die damals die ganze Stadt umgaben, um sie ebenfalls während der Fastenzeit weit und breit zu verschicken. Der Deutsche Orden in Thorn legte sich aufs Räuchern von Fischen, mit denen er zu derselben Zeit viele große Märkte versorgte.

Damit aber ja niemals Mangel und auch Abwechslung an Fischgerichten, namentlich an den großen geistlichen und weltlichen Höfen, herrichte, kam außerdem die weiserweise auf, daß man überall den ersten Fang, wenn das Eis von den Flüssen und Teichen wich, dem Landesherren mit schuldiger „Verehrung“ zu Füßen legte. So übersandte der Rat zu Döbeln dem Dresdener Hofe von 1393 ab viele Jahre hindurch regelmäßig sechs bis acht Schock der ersten in der Mulde gefangenen Ziebelstörche und die Fischer am Zwickener „Meer“ schon viel früher dem oldenburgischen Hofe das erste „Bund“ Aale. Noch mehr als an solchem Kleinzeug war den großen Herren aber begreiflicherweise an Großfischen,

vor allem Lachsen, gelegen, und aus der anfangs freien Spende entwickelte sich im Laufe der Zeit Zwang und Recht, so daß Kurfürst August von Sachsen in den Jahren 1581 und 1582 wiederholt Befehl erließ, ihm alle von den Fischern gefangenen Lachse, Lampreten und Neunaugen — allerdings gegen Bezahlung — an die Hofküche abzuliefern. In besonders merkwürdiger Weise wurde eine solche „Rechtsfrage“ im Jahre 1413 anlässlich eines Erbvergleichs zwischen dem Fürsten Albrecht von Anhalt und seinen Neffen entschieden. Danach sollten letztere ihrem Oheim jährlich 18 Lachse liefern, damit aber keine Partei „übervorteilt“ würde, d. h. in diesem Falle „zu gut wegkäme“, wurde weiter bestimmt, daß die Neffen den erdfangenen Lachs bekommen sollten, er den zweiten und so fort, wie sie gefangen würden.

Manche Landesherren konnten gar nicht genug Fische bekommen. So der schon erwähnte „Vater August“ von Sachsen, der in einem Dankschreiben für den ersten Lachs der Stadt Mittweida bemerkte, „Nachzügler wären auch nicht zu verachten“. Andern aber wurde der Fischregen zu groß, so einem Erzbischof zu Trier, der deshalb eine ihm vom Stift zu Kaiserswerth zustehende Jahresabgabe von acht Gänsen und 416 Pfund Salm in Geld umwandeln ließ. Aber nicht nur lebende Fische wurden auf solche Weise den geistlichen und weltlichen Grundherren zum Geschenk gemacht, auch Herings gingen ihnen in vollen Fässern zu. In vielen alten Klosterrechnungen ist sogar von langfristigen derartigen „Stütungen“ die Rede. Die merkwürdigste derselben ist wohl die Verdener „Läterspende“ für die dortige Domgeistlichkeit, die auf niemand anders als den berühmten Führer der „Eisendeeler“ oder „Viktualienbrüder“, Klaas Störtebeker, zurückgeht, der damit Buße für sieben Todsünden leistete.

Doch was ist Fisch? Ich erwähnte schon den alten Grundsatz: „Fisch ist kein Fleisch.“ Aber wie war es denn mit den Tieren bestellt, die vorzugsweise nur von Fischen lebten, wie etwa der Fischotter und der Biber? In einer Philosophie der mittelalterlichen Klosterküchen, die Ludwig Ganghofer in seinem Roman „Der Klosterjäger“ aus dem 14. Jahrhundert mittelt, heißt es darüber: „Da der Biber Fische frisst, so verzehrt man in seinem Braten kein richtiges Fleisch, sondern ein Teilchen von jedem Hecht und Karpfen, von jeder Grundel und Schleie, die der Biber schmausste.“ Folglich wurden auch diese Tiere in der Fastenzeit unbedenklich aufgetischt, und namentlich Biberichwänze und -füße galten als ausgezeichnete Leckerbissen. U. a. hatte Kurfürst Friedrich der Sanftmütige von Sachsen eine große Vorliebe dafür. In der Fastenzeit des Jahres 1480 schrieb er an seinen Schöffen zu Wittenberg: „Wir begehren mit fließe, das du uns nächstest vier lebende Lachse, darzu Byberszegel (Biberichwänze), alsuill du der gehaben kanst, und das alles uff den guten Freitag (Karfreitag) gein Meissen (Meißen) schidest.“

Man ging aber in dieser „praktischen Philosophie“ noch viel weiter. Man erkannte schon zeitig, daß auch zwischen Vögeln und Fischen mancherlei große Aberein stimmungen bestehen und so wurden auch „Trauerenten“ — denen wohl in erster Linie ihr Name zum Verhängnis wurde — und sogar Gänse als Fastenspeisen nicht verschmäht. In letzterer Hinsicht wirkte eine Entdeckung entscheidend, die der Mönch Gervastus zu Tilbury im Jahre 1211 der staunenden Mitwelt kundgab. Er schrieb darüber im 73. Kapitel seiner „Muscatanden“: „In der Grafschaft Kent, b.i. der Abtei Gayerham, entstehen am Meresstrande Bäumchen nach Art der Weiden. Aus diesen sprossen Knoten, fast wie Knospen neuer Triebe, die, wenn sie ausgewachsen sind, in Vögel verwandelt werden. Diese hängen die ihnen von der Natur erteilte Zeit hindurch am Schnabel abwärts und fallen

nach der Belebung, und nachdem sie gleichsam ihre Jugendperiode durchgemacht, mit sanftem Flügelsschlage ins Meer." Unter Berufung hierauf wurde diese „Baumgans“ (Branta bernicla L.) tatsächlich jahrhundertlang als Fastenpeiße verzehrt, auch noch, nachdem der Holländer J. de Vera schon längst die Niststätte dieser Vögel auf Spitzbergen festgestellt und im Jahre 1599 in einem Buche beschrieben hatte.

Doch man wußte sich auch noch in anderer Weise zu helfen. Ein besonderer Übelstand war es, daß die Fastengebote, weil sie ganz allgemein erlassen wurden, auf die Eigentümlichkeiten der verschiedenen Länder und damit auf die Lebensführung ihrer Bewohner keine Rücksicht nahmen. So traf es die Deutschen besonders hart, daß sie ausgerechnet zu allen hohen Kirchenfesten — wegen des Verbots von Milch, Eiern und Honig — keine Kuchen backen durften, während die Südländer sich wenigstens statt der Butter mit Öl behelfen konnten, das im Norden in gleicher Güte nicht zu haben war. Deshalb wandten sich beispielsweise die sächsischen Landes-

herren Ernst und Albrecht — das durch den „Prinzenraub“ im Altenburger Schlosse bekannte Brüderpaar — im Jahre 1491 und später noch mehrfach mit ausführlich begründeten Eingaben an den Papst, das Butterverbot für ihr Land aufzuheben. Und ebenso oft, wie sie baten, wurde ihrem Ersuchen entsprochen, doch mußte jeder Hausvater einen zwanzigsten Goldgulden dafür zahlen, und noch im Jahre 1513 wurde den Geistlichen eingeschärft, niemand zu absolvieren, der nicht zuvor sein Geld in den Kasten legte. Ein Teil dieser Steuer wurde als „Peter-pfennig“ nach Rom geschickt, ein anderer auf „heilige Werke“ im eigenen Lande verwandt. So wurde, wie es der Volksmund damals bezeichnete, beispielsweise der kurz vorher eingeweihte Freiburger Dom „aus der Butterblüthe“ neu aufgebaut und auf Grund anderer solcher „Butterbriefe“ die Torgauer Elbbrücke und die Frankfurter Mainbrücke wieder hergestellt; denn auch Brücken galten damals als „heiliges Werk“, nennt sich doch der Papst selbst „Pontifex maximus“, ganz abgesehen davon, daß auf den meisten Brücken Kapellen und Gnadenbilder standen.

Spiele und Rätsel.

Schach.

Alle für diese Rubrik bestimmten Zuschriften sind an die Redaktion des Wiesb. Tagblattes zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen.
Verantwortlich R. Wedesweiller.

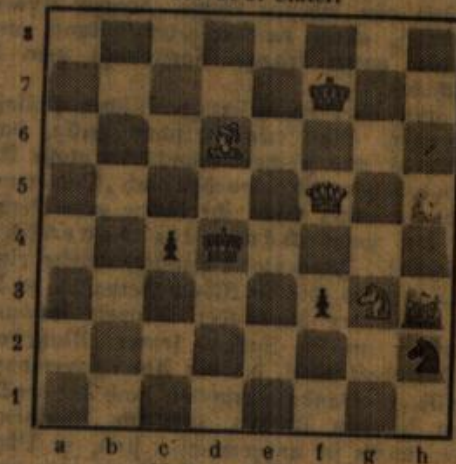
76. Kohtz u. Koekelkorn.



Matt in 3 Zügen.

(Ein Problem von ganz besonderer Schönheit und Originalität.)

77. G. J. Slater.



Matt in 3 Zügen.

(Preisgekrönt in einem engl. Turnier.)

78. S. Loyd.

Weiß: Ke3, Dd4, Tf8, h5, La3, Sb7, Bg5. — Schwarz: Ke6, Bd6, f7. (Matt in 2 Zügen; Schachgebot im ersten Zuge.)

Der schönen Idee wegen, die nach der Hauptantwort von Schwarz ein reizendes Mattbild entstehen läßt, setzt sich der berühmteste aller Schachdichter hinweg über die Grundgesetze der Problemerkunst.

79. Salvio.

Weiß: Kg1, Tg7. — Schwarz: Kh3, Tc8, Bg2, g4. (Weiß am Zuge erzwingt Remis; — sehr leicht.)

Lösungen.

Nr. 62. 1. g4! (Nun sind 11 Abspiele möglich, die alle leicht zu finden sind.) Nr. 63. Auf a6 stand ein schwarzer Springer und Schwarz hatte eben c7—c5 gezogen, Weiß antwortete darauf: b5×Sa6. (Diagrammstellung.) Diesen Zug nimmt Weiß zurück und setzt mit b5×c6 e. p. matt. Die Feinheit der Aufgabe bestand darin, daß auf a6 nur ein schwarzer Springer, keine andere Figur oder ein Bauer gestanden haben konnte. Nr. 64. 1. a7, Tc4; 2. d4, T×d4, 3. Se3#. 1. ... Sf4; 2. Sb6+, Ke5; 3. d4#. 1. ... f1d, 2. a8S, D×d3, 3. Sb6#. 1. ... ∞; 2. ... D8S, 3. Se7#. Nr. 65. 1. Lf1, e2; 2. Db4, e×f1d; 3. K×f1, Kd1; 4. De1#. Nr. 66. 1. h3, Lg5; 2. Ke3, L×f4+; 3. K×f4, g5; 4. Kf5, g4; 5. h×g4#. Nr. 67. 1. Db2, a1d oder T; 2. De1+, D×e1#. 1. ... a1L; 2. Dc3+, L×c3#. 1. ... a1S, 2. Da3, Sc2#.

Samtliche Aufgaben richtig gelöst haben die Herren A. Dochnahl (Buchpreis: v. Schewe: Der Geist des Schachspiels), F. Schneider (Buchpreis: Schulte-Limbbeck: Typische Mattstellungen), J. Jäger (Buchpreis: J. Mieses: Der Schachlotse). Alle Aufgaben außer Nr. 67 löste Herr H. R. (Trostpreis: B. Kagan: Der Schachlehrer). Nr. 62 und 66 löste Herr F. G. und A. M., Nr. 62 und 65 Herr BL — Nr. 62 noch Herr M. D.

Umkehr-Rätsel.

Wenn grünt und sprießt das Wort — zur Flucht
Der Winter sich dann wendet,
Kommt umgekehrt es in ein Haus,
Ein Leben ward beendet.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 2.

Ein gesunder fleißiger Mensch ist nie arm.

Unterhaltende Blätter

Monatliche Freibeilage des
Wiesbadener Tagblatts

20. Jahrgang 1920.

Nr. 4.



Vom andern Stern.

Eine Betrachtung.

Von Melanie von Liebermann, Wiesbaden.

(Nachdruck verboten.)

In der vorigen Inkarnation war ich eine Kage, eine kleine schwarze Kage mit grellen grünen Augen. Jetzt, wo ich hier eine Frau bin, habe ich zwar nur noch eine undeutliche Erinnerung an mein damaliges Dasein, ich weiß aber, daß es schön und lebenswert, daß ich eine durchaus glückliche Kage war.

Vergebens hab' ich mich nur immer herauszufinden bemüht, wo meine Kagenexistenz denn eigentlich stattgefunden hat. Es muß wohl auf einem andern Stern gewesen sein, denn als Mensch habe ich die Gegend nie wiedergesehen. Und auch Geschöpfe wie die hiesigen gab's dort nicht, hingegen solche, wie ich sie jetzt nicht wiederfinde.

Sogar die Atmosphäre war dort eine andere, leichtere; die Sonne schien immer, und die uns Kagen so unsympathische Mäße gab's da überhaupt nicht. Man hatte nichts zu tun, als sich im weichen Sande zu strecken und zu reden: mein Bart war sorglich gepflegt, und im „Buddelchen machen“ hatte ich eine große Fertigkeit erlangt. Auch mein Gesang fesselte allgemein; stärker zweifellos als hierzulande; ich entsinne mich nicht, je ohne große Zuhörerschaft musiziert zu haben.

Und wenn es dunkel wurde, dann kam pünktlich mein Kater.

Der war groß und ebenfalls schwarz (es ist nämlich nicht wahr, daß wir bei Nacht alle grau sind) und sehr zärtlich gegen mich. Und wenn ich ihn ja einmal mit einer anderen Kage antraf — das gab es allerdings dort auch schon —, so besaß ich doch so tüchtige Krallen und so viel mehr Initiative wie jetzt, daß mein Kater immer gleich wieder — mein Kater war. Diese Sachen verliefen eben viel einfacher dort.

Es scheint also in jeder Beziehung ein diesem hier vorzuziehendes Dasein gewesen zu sein. Hier möchte ich nicht Kage sein; Frau sein ist schon schlimm genug. Dabei gehöre ich nicht etwa zu den Frauenrechtlerinnen und lasse den Männern sehr gern das Wahlrecht und überhaupt die ganze Arbeit. Wenn ich um Verbesserungen bäte, so wären sie — näher liegender Natur. So wie sie mir eben aus der früheren Inkarnation vorschweben. Und manchmal paden mich die Erinnerungen so stark, daß mir die schrecklichsten Dinge passieren. Wie zum Beispiel neulich.

Ein junger Mann spricht mich auf der Straße an, und ich antworte ihm — ganz in Gedanken natürlich — sehr freundlich.

„Wie heißen Sie denn, mein Fräulein?“

„Mieze.“

„Mieze. Sieh mal an! Wie reizend. Und weiter?“

„Kah.“

„Ei, Fräulein Miezekage! Scharmant, scharmant. . . Wo wohnen Sie denn?“

„Im Körbchen.“

„Im Körbchen? So. Im Körbchen. Was tun Sie denn da?“

„Ich rolle mich.“

„Sie rollen sich! Tun Sie weiter nichts?“

„Ich, sehr verlegen: „Doch.“

Er, sehr dringend: „Was denn?“

„Ich geh' in die Kohlen.“ Lange Pause.

„Fräulein Miezekage, könnten wir uns nicht heute abend treffen?“

Ich, mit Leidenschaft: „Nein, da geh' ich aufs Dach zum Kater!“

Er zog seinen Hut und stürzte davon. Und an der Art, wie er sich noch verschiedene Male nach mir umsah, merkte ich erst, was ich angerichtet hatte.

Aber das kommt nur davon, wenn man so viel in Erinnerungen lebt, das macht zerstreut. Und außerdem auch unzufrieden. Trotzdem — von den Kagen könnten die Menschen schon noch mancherlei lernen: Jeden auf seine Fassung glücklich werden lassen, zum Beispiel.

Als Kage braucht man auch längst nicht soviel zu gehorchen wie als Frau. Und den sogenannten Kagenjammer habe ich auch hier erst kennen gelernt.

Noch was: unsere Jungen, die bekommen wir, fünf, sechs, sieben Stück, alle auf einmal, nähren sie, lecken sie, keine Seele bekümmert sich um uns, und die Erziehung geht dabei ganz glatt: sobald die Kleinen nicht mehr blind sind, bringen sie sich selbst durch — ich kenne eigentlich keine ungeratene Kage! Da hingegen nun der Mensch! Was für Not und Mühe, bis so ein Junges endlich unter der Haube oder durchs Referendarexamen ist!

Neulich beobachtete ich mal einen jungen Mann. Wohlgepflegt und behaglich lag er im eleganten Zimmer in einem Lehnstuhl und las die Zeitung. Plötzlich stugt er, fährt in die Höhe und starrt fortgesetzt auf dieselbe Zeitungsstelle. Da steht — so ungefähr —: Ehepaare werden dringend ersucht, wenigstens drei Kinder zu liefern. Für jedes fehlende Kind ist eine jährliche Steuer von dreißig Franken zu entrichten. Junggesellen haben fürs erste überhaupt einmal neunzig Franken zu zahlen.

Ein fürchterlicher Seelenkampf malte sich auf dem Gesicht des Jünglings, dann steht er auf, schreit „Auto!“, fährt zu einer befreundeten Familie und hält um die Hand der Tochter an. Darauf war Hochzeit und un-

mittelbar danach begannen die Bemühungen um Steuerhinterziehung. Als das Kind (die ersten ersparten dreißig Franken) geboren war, wimmelte es im Zimmer der Mutter von Menschen, die familiär taten, als ob jetzt gerade erst die Weltgeschichte anfinge, und auf den Gesichtern der jungen Eltern stand deutlich geschrieben: Hat sie vorher schon irgend einer etwas Ähnliches zustande gebracht!

Gerät nun aber solche aus Ersparnisgründen geschlossene Ehe nicht recht glücklich, so kauft nachher eine blasse, abgehärmte Frau umher. . . . Während wir Kagen mit einem Krager und einem Sprung den einen Kater los und gleich wieder bei einem neuen sind.

Im übrigen aber sind wir ja gut konservativ, wir Kagen: durch die Jahrtausende haben wir uns nicht geändert. Wie schwankt der Mensch dagegen in seinen Ansichten und Gefühlen! Und gerade uns Kagen gegenüber. Ohne erkennbare Ursache werden wir gestreichelt, fortgejagt, als Gott verehrt, als böses Omen gefürchtet, als Haustier gehalten, als Braten verzehrt, durch die Zucht veredelt — mein Gott, wenn die Menschen nur wüßten, was sie wollten! Aber sie sind verblendet und sehen keine Unterschiede bei anderen Wesen. Dabei haben wir gerade so unser Klassenbewußtsein wie sie. Ich, zum Beispiel, aus einer alten ausgezeichneten Familie der Persiana, bin zweifellos eine Überkage und blicke mit Recht auf die

Angoras herab, die in ihrer albernem Überhebung sich immer etwas Besseres dünken.

Na, und zu all dem kommt dann noch die Katerfrage. Erstens mal: bekommt denn überhaupt bei uns jede Kage den ihr von Gottes und Rechtes wegen gebührenden Kater? Und wenn sie wirklich einen bekommt — und dann niemals mehr einen andern —, so wird das sittlich genannt. Wie würden meine Schwestern vom vorigen Stern ob solcher Sitten gelacht haben — und ich hätte mitgelacht — jetzt könnte ich weinen. . . . Warum, das geht ja keinen etwas an.

Und wenn wir uns von Stern zu Stern nun immer weiter inkarnieren — nein, dann spiele ich nicht mehr mit. Denn wohin, frage ich, soll das führen? Die beiden Seelchen, die bis jetzt, ach, in meiner Brust wohnen, und diesem Erdenleben, ich leugne es nicht, sogar einen gewissen eigenartigen Reiz verleihen — wenn sie sich mehren, dann muß es am Ende doch Verwirrung geben.

Und wenn jede nächste Inkarnation gar noch eine neue Vervollkommenung ist! Wenn's immer ethischer und etepeteischer mit uns wird! Davor muß einem grauen. Aber es scheint ja kaum ein Zweifel: wir gehen langsam der Vollendung entgegen. Und jede menschlich fühlende Kage muß es mir nachempfinden, wie schrecklich das sein wird, wie trostlos: wenn wir erst allesamt — vom letzten, allerletzten lieben Erdenrest geläutert — im All, im dach- und kellerlosen Aber-All, dahinschweben werden.



Weißt du es noch?

Sommersturm — Linde im flammenden Klee
Kränzt sich ins sonnige Haar
Ein raunendes Lied aus tief-tiefem See,
Wie wunderselig ich war.

Vertropfender Tage gleicher Gang
Entgleitet schleiergrau —
Linde im Klee harft sachten Klang
Über Wiesenblüten-Tau:

O du, wie heiß die Drossel sang,
Weißt du es noch? —

Kurt Bod.



Philosophie des Schachs.

Von Wilhelm Junf.

(Nachdruck verboten.)

In der dreizehn Jahrhunderte alten Literatur des Schachs, die reicher ist als die so mancher Wissenschaft, fehlte bisher vollkommen ein Werk, das dieses Spiel von einer höheren Warte behandelt, das sich also der Erforschung der Stellung des Schachs innerhalb anderer geistiger Systeme widmet, dessen inneren Aufbau von einem anderen als dem rein schachlichen Standpunkt darlegt, das weiter zu ergründen versucht, welches wohl die Ursache des noch in einem kürzlich erschienenen Werke eines Meisters als so rätselhaft bezeichneten vom Schach ausgehenden Reizes ist und das endlich die verschiedenen Forderungen zerlegt, die das Spiel an den Geist desjenigen stellt, der es betreibt. Der Verfasser hat in seinem soeben erschienenen Buch „Philosophie des Schachs“ (Hedewig in Leipzig) diese Lücke auszufüllen versucht. Auf ihm basieren die folgenden Ausführungen.

Ist das Schach Spiel, Sport, Kunst oder Wissenschaft? Rein äußerlich ähnelt es natürlich am meisten dem Spiele; es hat dessen Utensilien, entspricht ganz der Definition des Spiels, teilt mit ihm den Moment des Wettbewerbes der Unnützlichkeits und der Vortäuschung einer Abenteuerlichkeit. Wenn das Schach aber ein Spiel ist, so nimmt es jedenfalls unter diesen die höchste Stufe ein, schon aus dem Grunde, weil es das einzige ist, das nicht um Geld gespielt zu werden braucht. — Das Schach als Sport zu bezeichnen,

wie es vielfach geschieht — die Tagespresse verweist es häufig genug in die Sport-Ecke —, heißt dem Schach Zwang antun, weil der Ausdruck „Sport“ immer nur für eine Leibesübung gelten sollte. — Das Schach ist auch keine Kunst, weil ihm das Wichtigste der Kunst fehlt: Eine gewollte ästhetische Wirkung, d. h. eine durch die in ihrer Zahl festgelegten Zweige der Kunst ersolgende — und weil es auch nächst der Mathematik die identfernteste Beschäftigung ist. — Von der Wissenschaft hat das Schach das Merkmal strengster Gesetzmäßigkeit, das Alter, die enorme Literatur; es fehlt ihm aber etwas, was das Charakteristikum einer jeden Wissenschaft ist, nämlich der Zusammenhang mit irgendwelchen anderen Wissensgebieten und die Fähigkeit, diese zu befruchten, endlich aber auch die Spezialisierung. Weiter unterscheidet es sich von der Wissenschaft dadurch, daß ihm die Natürlichkeit der Entstehung und die Endlosigkeit der Erforschungsmöglichkeit fehlt. — Ich möchte unter Berücksichtigung aller dieser hier natürlich nur ganz kurz angedeuteten Umstände glauben, daß dem Schach eine Sonderstellung gebührt, daß es eine Kategorie für sich bildet.

Der innere Aufbau des Schachs zeichnet sich durch einen grandios fehlerfreien Stil aus. Es ist im höchsten Grade erstaunlich, wie lächerlich wenig Regeln ein System benötigt, bei welchem auf engstem Raume eine so große Zahl verschiedenster Bewohner Ellbogenfreiheit verlangen.

Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, daß es in dieser Beziehung nichts Ähnliches gibt. Nur drei Ausnahmegeetze kennt nämlich das Schach, welche aber nur zum Teil einer Notwendigkeit dienen, zum andern Teile nur der Verschönerung des Spiels. Diese drei Geetze sind: 1) die Bestimmung von der Unverletzlichkeit des Königs; 2) die Ausnahmegeetze bezüglich des Bauern (Verschiedenheit des Schlagens vom Ziehen, Rückzugsverbot, Figurenwerdung, Erweiterung des ersten Zuges und Beschränkung durch das en passant-Schlagen); 3) die Institution der Rochade und deren Einschränkungen. Diese letztere ist die kühnste Abweichung, die das Schach kennt. Sie war aber weder in Indien — dem vermutlichen Ursprungslande — eingeführt noch in Persien, noch in Arabien, in welchem Lande im Mittelalter das Schach zur höchsten Blüte gelangt war, noch in Spanien, wohin die Mauren das Spiel gebracht hatten, sondern ist vielmehr erst um 1560 in Frankreich entstanden.

Als die Wunder im Aufbau des Schachs müssen bezeichnet werden: Trotzdem kein Konflikt zwischen den Steinen existiert, woher kommen die so außerordentlich schweren Konflikte durch die Steine? Weiter: Welches ist der Weg, auf welchem das rätselhafte Übergewicht der Position über die den Steinen ursprünglich eingeräumte Macht entsteht? Wieso gibt es im allgemeinen aus den schwierigen Verwicklungen immer nur einen Ausweg? Das vielleicht augenfälligste Wunder ist das der Gleichwertigkeit zweier in all und jeder Beziehung so außerordentlich verschiedener Figuren: des Läufers und des Springers. Und endlich das letzte — vielleicht größte — Wunder ist das, wie das alle diese anderen Merkwürdigkeiten bergende Schach entstehen konnte. Die überlieferte Anschauung, daß es von einem einzigen Erfinder, dessen Name vergessen ist, stammen soll, muß abgelehnt werden. Ein derartig kompliziertes System muß bestimmt auf dem Wege einer — uns allerdings ganz unbekannten — Entwicklung entstanden sein.

Eine Schachpartie ist ein Mikrokosmos von bunten Erlebnissen und Gefahren; hier ein langsames Heranschleichen, dort ein plötzliches Überfallen mit offenem Visier, dann wieder eine Falle voller List, ein bedächtiges Rüsten, Verfolgung und Rückzug. Man spiele zum Beweis des Gesagten einmal die berühmte „unsterbliche Partie“ nach, die aufregendste wohl, die das Schach kennt und die 1851 in London zwischen Anderssen und Kieseritzky gespielt wurde, und man wird bestätigt sehen, daß deren Vorkommnisse nur äußerlich Schach sind; im Wesen ist es Blut und Nerven von unseren eigenen, heißesten Erleben von Ungewohntem und Aufregendem.

Die Forderungen, die das Schach an den Geist stellt, sind in der Hauptsache jene, welche das Mittelspiel — also nicht der Beginn und im allgemeinen auch nicht das Ende des Spiels — erheben. Sie sind viererlei Art: 1) wird verlangt das Vorhandensein von schachlichen Erinnerungen; 2) die Fähigkeit eines sprunghaften Denkens; 3) die Anlage des visuellen oder optischen Gedächtnisses; 4) die Fähigkeit der Konzentrierung. Unter Vorhandensein schachlicher Erinnerungen muß der Vorrat von verinnerlichten Erfahrungen verstanden werden, der aus dem Studium der Theorie, aus Belehrung und Vorbildern und aus eigenem praktischen Spiel ins Unbewußte abgelagert, aber auf Anruf bereit ist. Dieser Forderung genügen zu können, ist wichtig, aber nicht Bedingung einer Spitzenleistung. Die Geschichte kennt Beispiele ganz junger Menschen, oft Knaben, die Blendendes leisten und doch unmöglich die Zeit gehabt haben konnten, sich einen großen Schatz schachlicher Erinnerungen anzuhäufen. — Die zweite Fähigkeit, die des sprunghaften Denkens, ist die Grundlage des schachlichen Genies. Auch in dem so nüchternen, scheinbar nichts wie logischen Schach spielt sie eine ungemein wichtige Rolle. Wer diese Fähigkeit besitzt, hat den ungeheuren Vorteil, das zu können, was im Schach „Sehen“ heißt, das heißt, Gelegenheiten zu erschauen, die ein noch so starker, aber bloß logisch denkender Spieler nicht zu ent-

decken braucht; und der so Begabte ist auch viel besser befähigt, sich dem andern großen Ziele des Spiels zu nähern, der Verheimlichung der Absichten nämlich, der Sekretierung des eigenen Planes. — Von keiner menschlichen Beschäftigung auch nur in ähnlichem Umfange gefordert, dem täglichen Erleben in diesem Ausmaße fremd, ist endlich die dritte Komponente der schachlichen Begabung: die Anlage des optischen Gedächtnisses, d. h. die Fähigkeit, das Bild konkreter Veränderungen vor sich zu sehen, bevor diese durchgeführt sind. Man muß einen, ja eine Anzahl von Zügen im Geiste vor sich sehen können, bevor diese gemacht sind. Die Steine (die bekanntlich nicht angefaßt werden dürfen, wenn nicht mit ihnen gezogen wird) müssen in der Vorstellung ihren Platz wechseln und dabei muß auch noch das Bild des Brettes, das sich so im Hirne formt, möglichst klar und scharf sein. Auf diesem Gebiete ist das größte Wunder das Blindspiel, die Fähigkeit, ohne Ansicht des Brettes eine größere Zahl von Partien gleichzeitig zu spielen, ohne einen nennenswerten Prozentsatz zu verlieren. Pillsbury hat 1902 in Hannover von nachmittags 3 Uhr bis nachts 2 Uhr 21 Blindpartien gespielt, ja später in Amerika gar 25, eine unsagbare, zauberhaft erscheinende Leistung. Der stärkste Blindspieler unserer Zeit ist der Leipziger Meister Mieses. Das Merkwürdige an dieser Fähigkeit des Blindspielens ist die Tatsache, daß sie nur in losem Zusammenhange steht mit der Fähigkeit, gut zu spielen. Es kann jemand ein unübertroffener Meister im Blindspielen sein und braucht doch im praktischen Spiel nicht stärker als etwa erste Klasse zu spielen. (Raum-mangel verbietet es, der Grundlage der blindspielerischen Fähigkeit hier nachzugehen, die im wesentlichen eine besondere Art des optischen Gedächtnisses darstellt.) — Die vierte Komponente der schachlichen Forderungen endlich ist die Fähigkeit der Konzentrierung. Es dürfte wenige Tagen geben, die eine höhere Konzentrierung und in längerer ununterbrochener Dauer benötigen als eine Schachpartie von höherer Schwierigkeit. Es handelt sich bei dieser nicht nur um die Assoziationen, die aus den Wahrnehmungen des um uns Befindlichen strömen (Kiebiße, Schlips des Gegners, fremde Unterhaltungen), sondern auch um die Abwehr rein schachlicher, aber nicht zu dem augenblicklichen Plane gehöriger Ideen. (Diese Eigentümlichkeit des Schachs, Konzentration in hohem Maße zu beanspruchen, hat ein bekannter Berliner Pädagoge mit gutem Erfolge benutzt, um die Herstreueit und Fähigkeit von Kopfschussverletzten zu beheben.) Jedenfalls ist eine geringe Konzentrierungsfähigkeit mit nennenswerter Spielfähigkeit unvereinbar. Wer sich von jedem gestörten Wort gestört fühlt, muß ein Stümper bleiben.

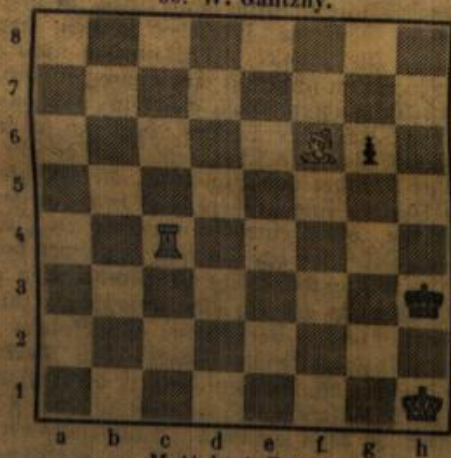
Zusammenfassend kann gesagt werden, daß die geringe Spielmarke, die ein Charakteristikum der überaus größten Zahl der Schachspieler auf der ganzen Erde ist, vielleicht darauf beruht, daß die Forderungen des Schachs an eine andere Psyche appellieren, als es diejenige ist, die dessen Forderungen am besten entsprechen würde. Es können anders geartete Menschen sein und sind es im allgemeinen auch, welche das Schach schätzen, als solche, die das Schach schätzt. — Und weiter, um eine häufig gestellte Frage zu beantworten, muß gesagt werden, daß kein noch so großer Fldiß, noch so eng gepaart mit festem Willen, Mängel der Begabung ersetzen kann. Darin liegt eine Ähnlichkeit des Schachs mit den Künsten. Aber der Trost bleibt: Ob du, lieber Leser, zu den Auserwählten oder zu den Stümpfern gehörst, zu den Meistern oder zu den meisten, ganz abgesehen also von allem Können oder Nichtkönnen, jedem ohne Unterschied gibt das Schach einen gleichen Schlüssel in die Hand, den zu einem mit hohen Mauern umfriedeten Reiche voller Herrlichkeiten, Seltsamkeiten und Wundern, die dem Nichtwissenden unbegreiflich bleiben müssen, einem Lande, das beinahe so unerreichbar allen Fremden liegt, beinahe einen gleichen Zuwachs bringt zu allen anderen Freuden, welche die übrige Menschheit besitzt, wie ihn der Rosengarten der Musik umhegt oder die Zauberburg der Mathematik.

Spiele und Rätsel.

Schach.

Alle für diese Rubrik bestimmten Zuschriften sind an die Redaktion des Wiesb. Tagblatts zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen.
Verantwortlich R. Wedesweiler.

80. W. Galitzky.



Matt in 4 Zügen.

81. R. L'hermet.

Weiß: Kc5, De7. Schwarz: Ka5, Lc2, Be7.
Matt in 3 Zügen.

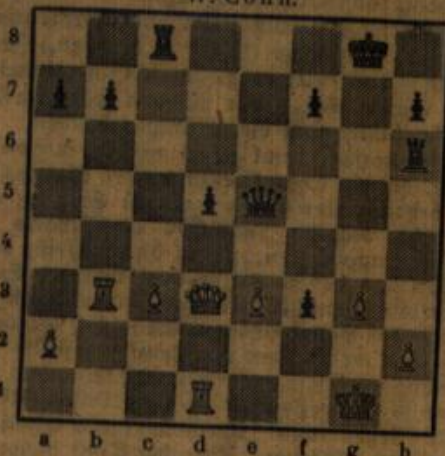
82. P. Siedenschnur.

Weiß: Kd8, De2, Tb6, La7, Bd3, e4.
Schwarz: Kd4, Da5, Ba6, e5. (Matt in 2 Zügen.)

Nr. 80 ist, wenn auch ein Vierzüger, ein leichtes, dabei recht gefälliges Stück; Nr. 81 ein hübsches Problem des bekannten Komponisten, dessen Aufgaben sich fast alle durch Figurenökonomie auszeichnen. Nr. 82 wurde 1900 als 2000. Aufgabe des „Wismarer Sonntagsblattes“ preisgekrönt.

83. Partiestellung.

W. Cohn.



Przepiórka.

Schwarz ist am Zuge und macht in der noch scheinbar ziemlich ausgeglichenen Stellung die nächsten beiden Züge so stark und zwingend, daß Weiß in klarer, lobenswerter Einsicht die Partie danach aufgab. Wie war der Verlauf?

Lösungen.

Wir bringen auf mehrfachen Wunsch die Lösungen jetzt immer schon in der nächsten Nummer, die Löserliste aber erst in der übernächsten; die Lösungen müssen innerhalb 4 Wochen einlaufen.

Nr. 68. 1. Lg6, f×g6; 2. h×g6 — 1. ... f5, K×d7; — 1. ... f6; 2. f5; — 3. Dd1#. Nr. 69. 1. Lc3—b2, Kb5×b4; 2. Kc7—c6, Kb4×a5; 3. Lb2—c3#. Nr. 70.

1. c8S. Nr. 71. 1. Ke3. Nr. 72. 1. Dg2, f3; 2. Df2, b2; 3. Da7#. Nr. 73. 1. Da6. Nr. 74. 1. Dd4. Nr. 75. Schwarz mußte Tc4—a2 antworten, und die Stellung war zunächst ausgeglichen; Weiß mußte zuerst mit Th8 den Te8 schlagen und, nachdem die schw. D wiedergeschlagen hatte, mit dem starken Zuge D94 Dame und Turm angreifen; letzterer ging bald verloren; (wenn Tc1+, dann Kf2). Nr. 76. 1. Kg5—f5! S×e3+; 2. Kf5—g5, S×g4; 3. Sc7#. (Der feine Witz der Aufg. besteht darin, daß der w. K. sich zunächst einer Schachdrohung aussetzt, um den schw. S zu zwingen, dem Lf2 die Linie frei zu machen, um den Bc5 zu decken; zieht der S anders, dann 2. Td3+; 3. Lf3#). Nr. 77. 1. Db1! Kd5; 2. Db6! 1. ... Ke3; 2. Lb4+; 1. ... Ke3; 2. Dc2! 1. ... c3; 2. De4; 1. ... f2; 2. Sf5+. Nr. 78. 1. Dd4—g4+ (scheinbar sehr plump und doch!) f7—f5; 2. g5×f6 e. p. +!!! („Wie eine Zauberverwandlung der Dekorationen wirkt der Schlußzug; alle Batterien sind demaskiert: Der König ist tot.“) Nr. 79. 1. Th7+, Kg3 und nun stellt sich der weiße Turm immer vor den schwarzen, schlägt dieser, dann ist Weiß patt.

Lösungen sind eingegangen bis Nr. 75 und zwar zu 68—75 die Herren F. S., A. D., E. Körper und J. J.; zu 68, 69 und 71 die Herren H. Köhler und H. R.; zu 68—75 ohne 72 Herr M. Deubert; zu 72—74 Herr James Steinberg (bei 75 führt TK1+ nicht zum Ziel, da der w. K. ausweicht; ihre Aufgabe ist leider nicht verwendbar; Schachgebot im 1. Zuge nur in Ausnahmefällen; siehe Nr. 78). Zu Nr. 62, 65, 66 noch Herr F. T. rechtzeitig.

Pyramiden-Rätsel.

a
d d e
e e e e
l l m n n n o
o p s s s t u v w

Die Buchstaben in der Pyramide sind so zu umstellen, daß die wagrechten Reihen ergeben: 1. Buchstabe, 2. Frauenname, 3. Teil des Fasses, 4. Belgische Küstenstadt, 5. Weinsorte. Die beiden Seiten der Pyramide ergeben dann einen deutschen Fluß und einen Verkaufsraum.

Bilder-Rätsel.



Einsender, die bis Montag 1 Uhr die richtige Lösung der Rätsel abliefern, werden ihren Namen in einer der nächsten Nummern veröffentlicht finden.

Auflösung des Umkehr-Rätsels in Nr. 3.

Gras — Sarg.

„Er ist in einem Vierteljahr frei! Tadellos geführt hat sich der Mann!“, hatte der Aufseher bemerkt und ihr Blick war über den Gefangenen gestreift, groß, interessiert, und ein Seufzer hatte ihre Lippen geöffnet.

Der wurde frei, der Verbrecher: Er kehrte zurück in das sonnige, helle, warme Leben da draußen! Sie müßten noch fünf Jahre hier bleiben, dann erst hatte ihr Mann Amnestie auf höheres Gehalt, auf eine bessere Stelle. Acht Jahre hier im Moor! In dem kalten, feuchten Haus, in dem sie fröstelnd zuschauern konnte, selbst in der Gluthitze des Sommers.

Gingen nicht die Seufzer all derer, die vor ihr hier gewohnt, durch die alten Gänge?

Hundert Jahre zählte dieses Haus! — Gleich ihr waren junge Frauen über diese Treppen geeilt auf schmalen, kleinen Füßen tagaus, tagein und hatten ihre Jugend hier begraben und ihre schönsten, blühendsten Tage. Sie schreckt plötzlich auf aus der träumenden Versunkenheit.

Ein Wagen hält vor dem großen Hoftor, ein hübscher Sattelkutschner, dem jetzt ein großer Herr im langen Fahrpelz etwas schwerfällig entsteigt.

Der Doktor Grigoleit ist's, der alle Vierteljahre das Juchthaus da drüben inspiziert, und der dann ein Stündchen bei ihnen sitzt bei einem Glas dampfenden Broths. Eilend brennt sie die Hängelampe an über dem großen Esstisch, dann tritt sie hinaus auf die Diele, dem Gast entgegen.

„Mein Mann ist leider noch nicht zurück.“

„Weiß schon alles, verehrte Frau! Wir sind uns da draußen beim Kugelst-Bauern begegnet. Wenn der Arzt nicht mehr helfen kann, bekommt der Pfarrer sein Recht! Das ist immer so gewesen!“

Er entledigt sich seines großen Pelzes und der warmen Baschkimähe, dann folgt er der Hausfrau in das gemütliche, niedere Wohngemach.

Sie setzen sich gegenüber an dem breiten Tisch aus Eichenholz, der Mann behaglich in den bequemen Sessel geschmiegt, die klugen Augen auf die Frau gerichtet, deren kleine Hände ihm jetzt den Trank mischten, aus brodelndem Wasser, Arrak und Zucker. Wie gemütlich es hier war! — Wie traulich und schön, im Gegensatz zu dem Elend ringsum, das er heute hatte schauen müssen.

Der grüne Kachelofen, der plump und schwerfällig eine der Ecken füllte, strahlte behagliche Wärme aus, eine Bank lief darum mit buntschleierten Kissen belegt. Auf der Kredenz summt und brodelte der Samowar und die Spiritusflamme darunter spielte in bläulichem Licht auf dem glänzenden Metall.

Es war alles in diesem Raum so schön und harmonisch! Man vergaß beim warmen Schein dieser mit goldfarbener Seidenschirm verhüllten Lampe, daß da draußen das Moor und die Heide sich dehnten, grau und kalt vom Wintersturm durchraut.

Es war ein Stückchen Großstadtluft hierher getragen in das armselige, trostlose Moordorf, es war wie ein Märchenraum hier drinnen, wenn man von da draußen kam, aus der Kälte, der Nässe, dem Sturm! Wie ein rathlos, schönes Bild, wie eine zarte, holde Blume sah die junge Pfarrfrau ihm gegenüber.

„Ja, meine verehrte Frau Pfarrer, es ist mir ganz lieb, daß ich heute mit Ihnen allein sprechen darf. — Sehen Sie, ich möchte Ihnen doch einen Winterurlaub vorschlagen für Ihren Gatten und für Sie selbst! — Gerade der Januar-Februar ist so rau in unserer Gegend, und die Folgen der vorjährigen Influenza sind eben noch spürbar bei ihm!...“ er spricht langsam und vorsichtig, er wählt sehr sorgsam seine Worte und doch geht ein Erblassen über das reizende Gesicht da vor ihm.

„Sie finden meinen Mann weniger wohl, Herr Doktor? Bitte, sprechen Sie offen, denn nur so bin ich imstande zu handeln!“

Ihr großer, dunkler Blick trifft in den seinen. So viel verständige Ruhe und Entschlossenheit liegt darin! Die Frau ist allerdings aus anderem Holz als seine nervösen Patientinnen in der Stadt.

Er nimmt einen großen Schluck von dem heißen Getränk im Becherglas.

„Je nun, ich rate Ihnen dringendst, verehrte Frau, bestimmen Sie Ihren Gatten zu einem baldigen Urlaub. So ein bißchen Oberitalien auf sechs bis acht Wochen wird genügen, denke ich! Sie sollen mal sehen, wie Sie dann zurückkommen werden alle beide! Denn Sie müssen natürlich mit, allein möchte ich ihn nicht reisen lassen! Die Sehnsucht macht sonst meine Kur zusehender!“ schließt er lachend und erhebt sich.

Und auch über ihr Gesicht gleitet ein Lächeln, ein tapferes, keines Lächeln.

Langsam klettert der Doktor wenige Minuten nach dem Gespräch mit der Pfarrersfrau auf seinen Wagen, um dann noch einmal zurück zu winken nach der schlanken Frau im Torbogen der Pforte.

„Armes Kind!“ sagt er vor sich hin, dann peitscht er auf die jungen Pferde ein, daß sie scharf ausgreifen auf der ausgefahrenen Chaussee.

Wenn er tagaus, tagein hier leben sollte wie diese beiden jungen Menschen, in dieser trostlosen Ode und Einsamkeit, er würde verrückt und tobsüchtig!

Und krank ist der Mann obendrein! Der reine Mord, denkt er ingrimmig lächelnd, einen Menschen mit solch zarter Konstitution hierher zu stecken, in das rauhe Sumpfklima der russischen Grenze! Seiner Schätzung nach ist der in ein, zwei Jahren fertig — er kennt das! Arme, kleine Frau!

Sie, mit der sich seine Gedanken beschäftigen, steht noch immer draußen an der Gartentür, in den Sturm lauschend, der über das Moor segt.

Wie lang ihr Mann heute ausbleibt, gerade heute, wo wieder die dunkle, folternde Angst sie umschleicht in dem großen, einsamen Haus! Wie sie es haßt! Von der ersten Stunde an, da sie den Fuß über seine Schwelle gesetzt.

Und keine Hoffnung, so gar keine, hier fort zu kommen! Wie hat doch der Schwiegervater dazumal geschrieben: „Ihr müßt eben ausharren! Wo wollt Ihr denn auch anders leben als auf einem Dorf! Und gerade dort werdet Ihr zu gar keinen Ausgaben verleitet, werden weiter keine Anforderungen an Euch gestellt...“

Nein, der half ihnen nicht! Dem war sie ja stets ein Rechenfehler gewesen in seinem glatten Lebensregiment, weil sie nichts zu geben hatte als ihre Liebe und ihre Schönheit.

Und doch würde es ihn nur ein Wort beim Konsistorium gekostet haben, um ihnen einen anderen, besseren Platz in der warmen, sonnigen Heimat zu sichern!

Er wird ihnen nie helfen!

So deutlich sieht sie sein hartes, barloses Gesicht vor sich, seine Augen, die so scharf und durchdringend hinter den Brillengläsern blicken.

Er hat eine karge Jugend gehabt voll Not und Entbehrungen, soll es der Sohn darum leichter haben?

Wird es sein Kind ihm nicht tausendfach danken, wenn er Zins auf Zins schlägt zu dem hübschen Grundkapital, das seine Frau dereinst ihm in die Ehe gebracht! Das Sparen, das Geizen ist seine Leidenschaft geworden, so wenig sie auch mit dem geistlichen Stand in Einklang steht.

Es kommen keine „Bettelbriefe“ mehr in die freundliche Villa drunten in einer der lieblichen Städte am Rhein, die der Konsistorialrat mit seiner kleinen, unscheinbaren Frau bewohnt, weder von fremden Bedürftigen noch aus dem Pfarrhaus droben im Moor!

„Sie haben sich nach der Decke strecken gelernt“, sagen die alten Leute befriedigt, die da eingesponnen leben in ihrer behaglichen Ruhe in der Sorglosigkeit und dem großen Egoismus des Alters.

Langsam kehrt die junge Frau in das Haus zurück, in das freundlich helle, erwärmte Wohngemach.

Rastlos arbeiten die Gedanken hinter ihrer schmalen Stirn.

Ein Lächeln bebt um ihren Mund.

Sie werden reisen!

Wozu haben sie so sorgsam gespart all diese Jahre! 900 Mark trägt das kleine Sparfassenbuch in sich!

Die so mühselig erworbene Summe dünkt ihr uner-schöpflich.

Sie werden reisen! Zusammen werden sie in dem Eil-zug sitzen, dem ihre Blicke so oft mit Sehnsucht gefolgt! Er wird sie hinaus tragen in die sonnige, warme Welt des Südens, fort aus dem kalten, alten Gemäuer, fort aus dem feuchten, nebelnden Gifthand des Moors! Die Hochzeitsreise, die versäumte, werden sie jetzt antreten, ein wenig später, aber dafür mit einem viel tieferen Versprechen, mit einer viel dankbareren Freude an der Erden-schönheit ringsum, an dem großen, wunderschönen Leben da draußen, das noch die ganze Blütenfülle der Jugend ihnen entgegenbringt!

Die Kuckuckuhr hinter ihr holt aus zum Schlag. Schon 8 Uhr!

In rastloser Unruhe tritt sie an das Fenster und öffnet die kleinen, bleigefasteten Scheiben.

Himmel und Moor scheinen zu einem Ganzen ver-schwommen, eine undurchdringliche Finsternis, von keinem Stern, von keinem Licht erhellt, lautlose Stille ringsum, lähmende, unheimliche Stille nach dem Sturm, der den ganzen kurzen Wintertag jauchzend über die Heide getollt ist.

Wo er nur bleibt, der ihr Alles ist! Ihr Glück und ihre Seligkeit, dessen Nähe ihr die Stunden der Einsamkeit ver-gessen macht, dessen Arm so schützend sie umfaßt gegen alles Leid, allen Jammer der Welt.

Ein Wagen rollt näher, langsam, als tappten die Pferde nur mühsam durch die samtschwarze Finsternis.

Und jetzt gelst die Hausklänge durch die Totenstille des alten Hauses, und noch einmal.

Sie eilt den langen Korridor hinab, leichtfüßig der alten Magd voraus, mit bebender Hand stößt sie den Riegel der schweren Haustür auf.

Ein Bauer steht vor ihr, der Peterreit aus der Bismarck-kolonie. Sie kennt den Alten wohl.

„Guten Abend, Bauer!“ sagt sie freundlich. „Ihr wollt zum Pfarrer? Nicht wahr?“

Schwerfällig tritt der Mann über die Schwelle, er dreht schweigend die große Polzmütze in den Händen.

„Frau Pfarr!“ beginnt er jetzt schon und feier-lich, „liebe Frau Pfarr!“ tun Sie sich auch nicht ver-schrecken. Ich —

Sie begreift schon, noch ehe er vollendet.

„Lebt er?“ — Ganz deutlich, ganz klar kommen die Worte über ihre Lippen.

„Weiß man's! Der Krischan ist dem Doktor Grigoleit nach, der war heut' im Dorf. Wir sind derweil mit unserm Herrn Pfarr' hergefahren. — eben kommen sie.“

Die junge Frau sagt kein Wort, sie tut keinen Laut, als der jetzt an ihr vorübergetragen wird, der vor Stunden kaum von ihr gegangen mit einem Liebeswort auf den Lippen, mit jenem gütigen Lächeln, das sie so unsagbar an ihm geliebt.

„Nur leise, leise!“ bittet sie die Leute, die ihn niederlegen. Und plötzlich steht auch der Arzt neben ihr.

Noch nie haben seine Pferde diesen Weg in solchem Tempo zurückgelegt!

Der Krischan hat neben ihm gefahren und auf der Fahrt ihm alle Einzelheiten erzählt.

Er sei auf dem Heimweg gewesen mit seinem Wolfs-hund, dem „Wilf“. Um Zeit zu sparen, habe er den Weg durch das Moor genommen.

Er kenne ja den Weg so genau! Man müsse aller-dings acht geben der Abzugsgräben wegen, besonders beim Neumoor, wo die Gräben sogar tief wären und voll Wasser und Schlamm ständen!

Auf einmal heult der Hund auf, rennt wie besessen dem Neumoor zu und ich nach. Nun und da in einem der Gräben lag ein Mensch, den Kopf noch unten halb im Wasser, die Hände in dem Schlamm.

Der Vater hat ihn mit nach Hause bringen helfen und hernach haben wir alles versucht, Herr Doktor, aber umsonst.

Dr. Grigoleit hat schon viel Erdenleid gesehen, aber so packend hat ihn der Jammer eines Mitmenschen noch nie ans Herz gegriffen als hier, angesichts des tränenlosen, starren Schmerzes dieser Frau.

„Ein Herzschlag! Das beneidenswerteste Ende, ohne Qual, ist ihm zuteil geworden! Allen Schmerzen, allen Qualen, die ihm über kurz oder lang bevorstanden, ist er so plötzlich entrückt worden. Dies ist ein großer Trost, der einzige für alle, die ihm nahe standen!“

Sie starrt an ihm vorüber. Hat sie seine Worte ver-nommen, begriffen?

Durch das weit offene Fenster hallt von der nahen Station das kurze Signal herüber, das den Schnellzug meldet.

Ein greller Pfiff dringt durch die lautlose Finsternis. Stampfend, brausend wie ein Schienen, durch rotglühende Punkte gespenstisch erhellt, windet sich der große Dampfzug durch die Heide, der Zug, der sie beide zur Ruhe hinaus-tragen sollte, in ein sonniges Land. Und jetzt öffnet der Schrei der Verzweiflung ihre Lippen und sie sinkt nieder neben dem Toten und preßt das blonde Haupt an das stille, friedvolle Gesicht.

„Nimm mich mit!“ bittet sie halblaut, so flehend, so zärtlich, in jenem Ton, dem er immer und jedesmal Gehör gegeben hatte: „Nimm mich mit!“



Der Lieblingsjünger.

Der Meister ging, wie er es häufig tat,
Die Jünger lehrend unter Korn und Reben;
Und was ihm wechselnd vor die Sinne trat,
Gab seinen Worten Bildlichkeit und Leben.

Er sprach vom Unkraut, das im Weizen steht,
Und von der Ernte und der Schnitter Sichten
Und von der Spreu, die leicht der Wind verweht,
Und von den Bäumen und von ihren Früchten.

Dann neben gutem wies er schlechtes Land,
Dem man die gleiche Aussaat anvertraute;
Und von dem Menschen sprach er, der auf Sand,
Und jenem, der auf einen Felsen baute.

Und Petrus glaubt die menschliche Geduld
Mit sieben Mal Vergeben reich bemessen;
Und Jesus malt den Schalksknecht, der die Schuld
Des Mistknechts trotz der eignen nicht vergessen.

Johannes schreitet sinnend, voll das Herz
Von Allem, was des Meisters Mund gesprochen;
Da zuckt durch seine Hand ein jäher Schmerz:
Ein Bißchen war's; das hatte ihn gestochen.

Die Andern wollen wissen, was ihm sei,
Und drängen sich um ihn und sind mit Lachen
In ihrer Weise kurzer Hand dabei,
Der kleinen Sünd' in den Prozeß zu machen.

Johannes aber redt, so hoch er kann,
Die Hand empor und bittet: „Laßt sie leben!“
Und wehrt, bis, die ihm weh tat, Zeit gewann,
Den Stachel auszuziehen und aufzuschweben.

Die Jünger spotten; Petrus schilt und glaubt,
Ein gleicher Tor schritt nie auf Menschenwegen.

Seit jener Stunde hat Johanni Haupt
Bei Tische an des Meisters Brust gelegen. Kurt Wolff.

Richtige Lösungen der Rätsel in Nr. 4 sandten ein: Kurt Berg, Erna Biehbiller, Hertha Blum, Adolf Boué, Sophie Brahm, Lotte Braune, Hermann Diehl jr., Heinrich Dienstbach, Armand Duffoy, Dora Egger, Oskar Eichhorn, Else Goslar, Hans und Leni Graf, Marie-José Groth, Willi Grön, Helene Gutheli-Klug, Ewald und Walter Hartmann, Franz Hafler, Otto Heck, Franz Hauswald jr., Ellinor, Käti, Margot Iekstadt, Luise Jünker, Grete Klein, Heini und Magda Kraus, Christian Lenz, Klara und Willi Martin, Hildegard Möller, Claus Naschold, Elly Ortel, Heinrich Ott, Wilhelmine Pfisterer, „Pummer“, Heinz Rauber, Wolfram Seifer, Anneliese und Trudel Simon, Willy Schneider, Adolf Schramm, Ines Schwarz, Kaline Sch., Adolf Stensch, Fritz Steinhäuser, Elisabeth Stiller, Eva, Lore, Vera Tendiau, Elisabeth Theis, Gottlieb Trautmann, Albert Weisgerber, Reinhard Wisckemann, Kurt Würz, sämtlich in Wiesbaden, sowie August Reinemer in Erbenheim, Juliane Bach, Georg Lebr, Ella Ixenschmidt in Sonnenberg.

Unterhaltende Blätter

Monatliche Freibeilage des
Wiesbadener Tagblatts



20. Jahrgang 1920.

Nr. 6.

Das Klavier.

Von Johannes Boldt.

(Nachdruck verboten.)

Es ging Börners jetzt gut, nachdem sie lange Zeit hatten darben müssen. Und Herr Börner hatte nicht vergessen, welchen Verzicht Frau Börner einst auf ihr Leben legte um seiner willen — damals, als sie seine Frau wurde. Frau Börner war in jenen Tagen eine Künstlerin im Klavierspiel. Sie fing an, die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit zu erregen. Man bewunderte neben ihrer Technik vor allem die ernste Leidenschaftlichkeit, mit der sie sich ihrer Kunst hingab.

Und dann begegnete sie Friedrich Börner, einem Jugendgespielen, dem sich schon früher ihre Neigung zugewendet hatte. Er warb um sie. Sie schwankte dieser Werbung gegenüber lange Zeit. Kunst und Liebe machten gleichwertige Ansprüche an sie geltend und standen doch miteinander im Widerstreit. Und schließlich wurde sie seine Gattin, als er draußen in Eimsbüttel ein Ladengeschäft erwarb und ihr die Zukunft eines Ehelebens an seiner Seite mit überwältigender Eklung schilderte. Die Liebe hatte somit die Neigung zur Kunst überwunden.

Das alles war etwa fünfzehn Jahre vor der Zeit, da es Börners gut ging. Sie fanden damals weder bei Freunden noch bei Verwandten Hilfe, als sie im Kampf ums Dasein zu unterliegen drohten. Denn die Freunde, die heute gern an ihrem Tische saßen und sie ihrer Zuneigung versicherten, hatten damals für diesen Tisch kein Interesse, da er zu jener Zeit nicht so gut gedeckt zu sein pflegte wie jetzt. Und die Verwandten — aber was von Verwandten zu halten ist, wenn's einem schlecht geht, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden.

Frau Börner, die ehemalige Klaviervirtuosin Erna Raving, die begonnen hatte, sich einen Ruhmeskranz zu winden, hörte jählings mit dieser beachtenswerten Tätigkeit auf und machte sich daran, in Herrn Börners Ladengeschäft, das klein und wenig beachtet zwischen großen Schaufenstern anderer Geschäfte an der Hauptverkehrsstraße Eimsbüttels lag, Nägel oder Messingstangen an mehr oder minder gelangweilt auf den Ladentisch blickende Leute zu verkaufen.

Anfangs versuchte sie sich dieser nicht allzu erbaulichen Beschäftigung zu entziehen und auch als Ehefrau weiterhin in der Öffentlichkeit zu wirken. Aber kaum hatte die Welt festgestellt, daß sie die Gattin eines Eisenkrämers war, als sie auch sofort ihre ehemalige Anteilnahme an der Entwicklung dieser Künstlerin verleugnete und ihr besondere Fähigkeiten absprach.

Und dann war sogar ein Tag gekommen, an dem man Frau Börners Blüthnerflügel hatte verkaufen müssen, da die Schulden dem Ehepaar über den Kopf zu wachsen drohten. Das kostete Seelenkämpfe. Auch für Herrn Börner, der ja alle die schmerzlichen Entsayungen in das

Leben seiner Gattin hineingetragen hatte und sie nicht anders lohnen konnte als durch Liebe und Arbeit und nicht einmal durch einen wesentlichen Erfolg dieser Arbeit. Aber nachdem Frau Börner einmal dem Ruhm um ihrer Liebe willen entzagt hatte, war für sie auch der Verlust des Flügels zu verwinden.

Dann kamen die Kinder: ein Knabe und ein Mädchen. Die Sorgen und Mühen häuften sich. Es gab keine müßigen Stunden mehr, in die Klänge der Vergangenheit schmerzlich zerissen und anklagend hätten hineinzittern können. Frau Börner war tapfer ihren Weg gegangen, den Weg einer guten Mutter und tüchtigen Hausfrau, den Weg eines Geschöpfes, das berufen war, die Liebe und die Zufriedenheit Herrn Börners zu erringen.

Und nun ging es ihnen gut.

Und Herr Börner schenkte seiner Gattin zum Geburtstage ein Klavier.

Frau Börner war glücklich, als sechs starke Männer das Instrument die Treppe hinaufzerrten und mit Vorsicht an der breiten Wand des Wohnzimmers aufstellten. Sie war glücklich — zweifellos. Aber mit einem Stimmungsunterton von Beslommenheit.

Sie hatte längst den Schmerz überwunden, der anfangs ernstlich in ihr gewaltet hatte, da sie ihrer Kunst hatte entsagen müssen. Nun wogte aber doch vieles in ihr auf, was sie aus sich verbannt zu haben glaubte. Und vor allem spürte sie eine scheue Angst vor dem Erleben des Augenblickes, in dem sie sich des völligen Zusammenbruchs ihrer musikalischen Fähigkeiten unwiderlegbar bewußt werden würde. Denn seit fünfzehn Jahren hatte sie die Tasten nicht wieder berührt. Und sie wußte nur zu gut, wie zerstörend diese Riesenspanne auf ihr Talent gewirkt haben mußte.

Mit bewundernden Blicken stand die Familie um sie herum, nachdem das Klavier seinen Platz gefunden hatte. Und Herr Börner erzählte Hans, dem Sohne, und Edith, der Tochter, von den Fähigkeiten der Mutter im Klavierspiel, von ihrem Ruhm und von dem großen Opfer, das sie ihm gebracht habe, als sie seine Frau geworden war. Und man erwartete, daß sie sich alsbald auf den kleinen eleganten Klavierstuhl niederlassen werde, um ein überwältigendes Zeichen ihrer Kunst zu geben.

Aber Frau Börner tat nichts von dem, was man erwartete. Sie lächelte nur über die Familie hin, zu der sich auch das Dienstmädchen mit runden, neugierigen, bewundernden Augen gesellt hatte, blickte mit einer kleinen Wehmüt auf das Klavier, das vornehm aus seiner blanken Tastenreihe heraus zu ihr empor sah und sagte ruhig:

„Heute nicht. Ein anderes Mal.“

Man drängte sie. Aber sie blieb fest in ihrer Weigerung. Und Herr Börner glaubte sie zu verstehen, als er schließlich nachgiebig erklärte:

„Diesen ersten Augenblick des Genusses ihrer Kunst nach so vielen Jahren der Entsagung muß Mama allein erleben. Wir dürfen sie dabei nicht stören.“

Und dann begannen die Kinder zu klumpen; Hans ohne besondere Lust und vor allem ohne jegliches musikalische Gefühl, Edith dagegen mit der Fähigkeit, kleine Melodien aufzubauen und hier und da richtige Akkorde zu finden. Und Börners entschieden alsbald, daß Edith Klavierunterricht haben müsse, während sie der Abneigung des Sohnes gegen derartige „Cändelei“ einsichtsvoll nachgab.

Frau Börner hatte jetzt wieder manche Stunden der Muße und des Alleinseins; vor allem morgens, wenn der Gatte im Geschäft, die Kinder in der Schule und das Dienstmädchen zum Einholen fort war. So fand sie bald Gelegenheit, sich mit dem Klavier auseinanderzusetzen. Und ihre trüben Ahnungen bewahrheiteten sich. Sie vermochte wohl die Noten richtig zu lesen, aber ihren Fingern mangelte jede Geläufigkeit, jede musikalische Ausdrucksfähigkeit. Sie fühlte, wie sie steif und ungelent über die Tasten hinstolperten, sich in den Spannen verfahren und nicht immer ohne genaue Beobachtung die richtigen Töne anzuschlagen vermochten. Das war gewiß eine schmerzliche Erkenntnis. Aber sie kam ihr ja nicht unerwartet.

Doch allmählich entstand in ihr ein hartes Ringen mit den hohen Erwartungen, die nicht nur die Familie, sondern auch die Freunde und Verwandten auf ihr Talent richteten, und die sich immer wieder mit einem wenig zarten Anknüpfen an ihre Vergangenheit vor ihr breit machten, ohne daß sie ihnen bisher entgegengetreten wäre oder sie etwa zu rechtfertigen gesucht hätte.

Und aus diesem Ringen erwuchs mit der Zeit ein sehnsüchtiges Verlangen, sich wenigstens in dem engen Kreise ihrer Häuslichkeit mit jener Art von Glanz umgeben zu sehen, die einst der Beifall der Menge gegen sie ausgestrahlt hatte. Und nach langem Zögern beschloß sie endlich, an einem Geburtstage ihres Gatten, der wie stets in den letzten Jahren eine größere Anzahl von Gästen in ihrem Hause vereinigen würde, ein Klavierstück einzubringen — unbemerkt natürlich — und damit zu beweisen, daß sie noch immer Meisterin des Klaviers sei. Aber es durfte kein schweres Stück sein. Daran würde sie scheitern. Immerhin mußte es aber von einem Komponisten stammen, bei dessen Werken man große Schwierigkeiten voraussetzte. In dem Börnerschen Bekanntenkreise war niemand, der sich in Dingen der Musik großer Kenntnisse rühmen konnte. Und Frau Börner ging hin und kaufte das Eizische Nocturno „La Regata veneziana“, aber in der erleichterten Ausgabe.

Inzwischen war festzustellen, daß Edith Börner der Musik und vor allem dem Klavierspiel große Begabung entgegenbrachte. Börners hatten ihre Freude daran, und Herr Börner ließ keine Gelegenheit vorübergehen, um zu betonen, daß dieses Talent seines Töchterchens von Frau Börner stamme, die einst als Klaviervirtuosin gewaltigen Ruhm genossen habe und schwerlich jemals von Edith erreicht werden könne. Und danach pflegte er wiederum die Gattin zu bitten, ihre Kunst zu zeigen, als habe sie gerade vor einigen Tagen ihr letztes Konzert im großen Saale der Musikhalle gegeben. Und sie wehrte jedesmal lächelnd ab. Doch in ihrem Lächeln lag bereits ein Versprechen, denn nun übte sie ja die „Regata veneziana“.

Ja — sie übte dieses Stück — übte es jeden Tag — mühsam, krampfhaft, aufgeregte. Sie spürte wohl, daß sie Erfolg damit hatte. Aber es war doch nur ein spärlich Vorwärtsgelangen. Und sie hatte Augenblicke, in denen sie verzweifelt mit den Fäusten auf die Tasten schlug, da die Finger ihr bei den schnelleren Tempi den Dienst versagten. Gleichwohl war sie erfüllt von einer zähen Entschlossenheit, die ihr zu Zeiten, da sie nicht übte, gestattete, jenes kleine Versprechen in ihr Lächeln zu legen.

Eines Tages beobachtete sie, daß ihre Tochter unter den verwitterten alten Noten den hellglühenden Umschlag des neuen Stückes entdeckt hatte und nun an den Noten der „Regata veneziana“ herumstümperte. Sie

sah am Fenster und arbeitete an einer Stickeret. Und in ihrem Gesichte stand ein kleines Triumphlächeln, da sie erkannte, wie weit sie doch den Versuchen des Kindes überlegen war.

„Was ist das für ein Stück?“ fragte hernach die Kleine.

„Ein sehr schweres Stück — mein Kind. Laß nur die Finger davon.“

„Kannst du es denn spielen — Mama?“

„Warum sollte ich es nicht können?“

„So spiel es einmal.“

Da schüttelte Frau Börner nur leicht und vornehm den Kopf. Aber in dem Lächeln, das dabei in ihren Zügen stand, lag wieder das kleine Versprechen.

„Ist es sehr hübsch — dieses Stück?“ fragte Edith weiter.

„Ja — sehr.“

Mit sinnenden Augen zog sich die Tochter zurück. Und Frau Börner hörte sie nicht wieder an der „Regata veneziana“ üben.

Am nächsten Morgen entdeckte sie, daß die Noten zu dem Eizischen Nocturno sich nicht im Notenständer befanden. Sie suchte lange und aufgeregte danach, häufte Berge von alten Notenbüchern um sich, spähte in allen Winkeln des Zimmers umher, mußte aber schließlich erfolglos die Bemühung aufgeben. Die „Regata veneziana“ blieb verschwunden. Wohin? Wahrscheinlich hatte Edith das Heft nicht wieder in den Notenständer, sondern irgendwo auf den Tisch oder auf das Klavier gelegt. Und dann war es zweifellos zwischen alte Zeitungen geraten, mit denen es dann fortgeschafft worden war.

Frau Börner wagte nicht, nach den Noten zu forschen, da sie dadurch ihr besonderes Interesse daran befunden hätte. So blieb ihr nichts anderes übrig, als das Stück auf neue zu kaufen. Und das tat sie denn auch.

Und wiederum übte sie jeden Morgen eine Stunde lang die „Regata veneziana“, wenn sie allein war, kämpfte sie Tag für Tag erbittert und leidenschaftlich mit der Starrheit ihrer Finger, die in den fünfzehn Jahren der Mühsal alle Gelenkigkeit eingebüßt und sich nur auf kräftiges Zureißen eingerichtet hatten. Und das Stück selbst war ihr schließlich so zuwider, daß ihr ein Mißbehagen aufstieg, wenn sie den hellgrauen Umschlag mit den großgedruckten Lettern erblickte, den sie seit dem Verlust des früheren Heftes nun in einer Schublade ihres Nähtisches aufzubewahren pflegte.

Am Geburtstage des Gatten war sie endlich so weit, daß sie das Stück in gemäßigtem Zeitmaß unter Fortlassung mancher Noten und mit oberflächlicher Behandlung der Passagen gleichwohl zu einer gewissen eleganten Wirkung zu bringen vermochte, die auf die urteilslosen Hörer im Hause Börner Eindruck machen würde. Aber das hatte manche Verzweiflung und heftige Zornausbrüche gekostet. Und eine innere Zufriedenheit hatte sie nicht in diesem Können.

Und es kam der Abend mit seiner Fülle von Licht und guten Speisen, von geröteten Gesichtern, würdevollen Reden und Versuchen humoristischer Bekundungen. Und schließlich hob sich aus dem unheimbaren Laufe der Zeit der unvermeidbare Augenblick heraus, in dem Herr Börner seiner Gattin gedachte und des Opfers, das sie ihm einst gebracht, des Ruhmes, auf den sie um seinetwillen verzichtet hatte. Und er merkte gar nicht, wie sehr er sich selbst herausstrich mit diesen Erörterungen, die darstellten, was man um seinetwillen alles aufzugeben vermocht hatte — um der hehren Gunst willen, an seiner Seite Nadel und Messingstangen in einem ärmlichen Laden an ärmliche Leute verkaufen und späterhin in den besseren Zeiten mit einer Stickeret am Fenster sitzen zu dürfen, während ein Dienstmädchen die Wohnung in Ordnung brachte.

Frau Börner aber hörte kaum auf seine Rede, denn sie dachte voll glühender Aufregung an den Ruhm, den sie heute abend in diesem Kreise zu erringen beabsichtigte.

Inzwischen war Herr Börner dahin gelangt, darzutun, daß sein Töchterchen von der Mutter die große musikalische

Begabung ererbt und ihm am Morgen versprochen habe, ihn und die Gäste heute Abend mit dem Vortrag eines sehr schwierigen Stüdes zu erfreuen. Und vielleicht würde auch seine Gattin endlich einmal bereit sein, ihnen allen ein Zeichen ihres wunderbaren Talentes zu teil werden zu lassen.

Dazu lächelte Frau Börner. Und es war wieder jenes Lächeln, in dem sich das kleine Versprechen offenbarte.

Aber sie wollte warten, bis Edith ihr Stüd gespielt hatte, denn die Leistung des Kindes würde zu sehr verblaffen, wenn zuvor ihr glanzvolles Nocturno vorgetragen wurde. Andererseits würde jedoch die kleine Darbietung des Mädchens ein wirkungstühender Auftakt zu der funkelnden „Regata veneziana“ sein. So dachte Frau Börner.

Und dann begab Edith sich in ihr Zimmer und erschien bald darauf mit einem hellgrauen Notenhefte in der Versammlung. Frau Börner streifte das Heft mit einem raschen Blick, und es durchfuhr sie wie ein jähes Erschrecken. Das Heft trug in großen Lettern die Aufschrift „La Regata veneziana“.

„Das Stüd willst du spielen?“ fragte sie erregt und laut die Tochter.

„Gewiß — Mama. Und ich kann's auch —“ entgegnete zuversichtlich das Kind.

„Das — ist — — unmöglich —“ stammelte Frau Börner und sank in sich zusammen.

Edith aber setzte sich ans Klavier. Tiefes Schweigen legte sich über die Gesellschaft. Und das Mädchen begann.

Frau Börner lauschte angstvoll, hungrig. Sie kannte ja jede Note. Und fast gierig folgte sie den Fingerbewegungen, den Tönen — bereit, jede Unterschlagung, jede Flüchtigkeit in der Durchführung der Passagen, jeden falschen Griff mit einer strengen Freude in sich aufzunehmen.

Aber Edith spielte fehlerlos. Keine Note ging verloren. Triller und Käufe glitten tadelfrei über die Tasten hin.

Und Frau Börner sah mit erstarrtem Gesicht dabei und sah ein, daß Edith ihr überlegen sei, daß alle ihre Mühen und Kämpfe der letzten Wochen zunichten wurden an der jugendlichen Begabung dieses Kindes.

Und etwas wie Feindschaft, wie Haß stand in ihr auf.

Der Beifall rauschte durch die Zimmer. Man war begeistert. Herr Börner redete mit starker Stimme von dem Verdienst der Mutter um das Talent des Kindes.

Und die Kleine kam auf Frau Börner zu und legte die Arme um ihren Hals. Und als die Frau in die Augen des Mädchens blickte, sah sie darin einen hellen, heiligen Glanz, ein verklärtes Empfinden, eine tiefe, göttliche Sprache. Da ward ihr jählings bewußt, mit welchen Regungen sie die letzten Wochen hindurch sich der einst so heißgeliebten Kunst hingegeben hatte. Gluch und Krampf und Verzweiflung waren in ihr gewesen. Und sie hatte hassen gelernt, was sie einstmal mit edler Hingabe geliebt hatte. In den Augen des Kindes aber leuchte das echte Gefühl des Talenten. Jenes Gefühl, das auch ihr einst gehört hatte, und das durch ihr heftiges Verlangen nach eitlen Ruhmesgenuss in seinem tiefsten Wesen geschändet worden war.

Und auf einmal übermannte es sie, das Kind auf die Augen zu küssen und leise zu sagen:

„Ich danke dir — mein Kind.“

Denn sie war voll ernster Erkenntnis, die ihr das Kind gegeben hatte.

„Nun wird die Mutter etwas spielen —“ rief Herr Börner und fand für diesen Wunsch die lärmende Unterstützung aller Gäste.

Aber Frau Börner schüttelte nur lächelnd den Kopf. Und in diesem Lächeln war kein Versprechen mehr. Es war so voll entschiedener Ablehnung, daß man nicht weiter zu bitten wagte.

Niemand hat Frau Börner jemals wieder spielen hören.



Gespräch mit einer großen Stadt.

Der Mensch:

Dich schuf der Geist — und Geist ist nicht von Gott.
Gott schuf die Flur, Gott schuf die stillen Haine,
In denen leise Menschen glücklich sind.
Gott schuf den Himmel und die dunklen Berge,
Die ehrgebietend in die Ferne steh'n.
Und auch der Morgen und der goldne Abend
Sie sind Geschenk aus Gottes reichster Huld. —
Doch du, o Stadt, bist nicht von Gott.

Die Stadt:

Wenn eine Mutter, lieber Freund,
Der Söhne zwei ihr eigen nennt,
Der eine still und leise wie der Abend,
Der andre rasch und flug mit jedem Wort,
Wird sie den einen lieben wohl
Und jenen hassen?
Ich glaube, nein, auch du wirst nicht wünschen.
Und sollte dies bei mir und meinem Bruder
anders sein?

Als Gott die Erde rührte mit der Hand,
Daß sie nach seinem Willen fruchtbar sei,
Gebat sie zwei der Söhne eines Tags:
Natur hieß sie den einen ihrer Erben,
Mich aber nannte stolz sie: Stadt.

Und Gott sah gnädig auf die beiden Söhne.
Sie wuchsen und gediehen wunderbar,
Wie wohl im Walde wachsen Bir' und Eiche:
Der eine still und leise jagend
Vor jedem Windhauch dieser rauhen Welt,
Der andre stolz und kräftig in die lichte Weite. —
Im Wald geschieht es dann zuweilen,
Daß eine Eiche eine Birke schattet, —
Und so geschah es auch bei uns.
Ich wuchs behender als mein scheuer Bruder
Und nahm vom Licht und Boden mancherlei,
Was ihm gehörte brüderlichen Rechtes.
Wir blieben aber Brüder wie im Wald die Bäume,
Und einer ist des andern Freund wie eh.
Er hat die Seele, in mir wohnt der Geist.
Daß ich die Schönheit fühle auch im Rausch des Tages,
Verdank' ich ihm, dem treuesten der Freunde.
Was er an Geist besitzt, ist mein Geschenk.
Wir sind getrennt und ewig doch verbunden,
Die weite Erde meine Mutter wie die seine,
Und unser beider Vater jener große Gott,
Vor dem auch ihr nur eine Ahnung seid
Von ew'gen Dingen, tief im Schoß der Welt.

Hans Gäßgen, Wiesbaden.

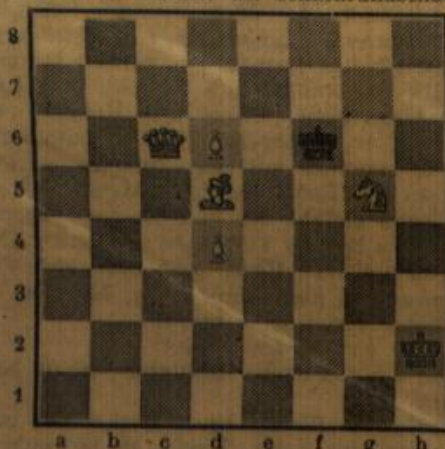
Spiele und Rätsel.

Schach.

Alle für diese Rubrik bestimmten Zuschriften sind an die Redaktion des Wiesb. Tagblatts zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen. Verantwortlich R. Wedesweiller.

88. Motto: Malenblüte.

(1. Preis im Turnier der Schachrundscha.)



Matt in 3 Zügen.

89. A. Shinkmann.

Weiß: Kb3, Dc2, Ta1; Schwarz: Kb6, Ba7 (3-Züger).

90. H. Brixi.

Weiß: Kh8, Ta1, Lg5, Sd4, d6, Bb2; Schwarz: Kd2, Sa5, g3, Bc7, d3, e3. (Matt in 2 Zügen.)

91. Dr. Bermann.

Weiß: Kg3, Db2, Sd6, f4, Be3; Schwarz: Kg5, Da4, Tg6, Sg8, Be6, h5. (Matt in 2 Zügen.)

Partie Nr. 17.

Weiß: S. Rzeschewski; Schwarz: Dr. Traube.

1. f2—f4, e7—e6; 2. Sg1—f3, d7—d5; 3. g2—g3, Sg8—f6; 4. Lf1—g2, Lf8—d6; 5. d2—d4, Sb8—c6; 6. Sf3—e5, Sc6—e7; 7. Lc1—e3, c7—c6; 8. a2—a3, h7—h6; 9. Sb1—d2, Sf6—d7; 10. c2—c4, b7—b6; 11. b2—b4, f7—f6; 12. Se5×c6! (eine sehr hübsche und ganz korrekte Kombination) Se7×c6; 13. c4×d5, e6×d5; 14. Lg2×d5, Lc8—b7; 15. Dd1—c2, (die Pointe!) Ta8—c8; 16. Dc2—g6+ und Matt im nächsten Zuge.

Der 8jährige Schachwunderknabe Samuel Rzeschewski, von dessen Können vorstehende Partie eine Probe gibt, hält seit einigen Wochen die Schachwelt in Spannung. Von jüdischen Eltern in Lodz geboren, erregte er schon in frühester Jugend durch seine hervorragende Begabung für das schwierigste aller Spiele die Bewunderung weiser Kreise. Als Sechsjähriger spielte er gegen 12 mittelstarke Spieler zugleich und verlor keine Partie. Sein Ruf drang weiter; doch lehnte die „Berliner Schachgesellschaft“ ein Angebot des Vaters des Knaben, mit diesem gegen ein Honorar von 1000 M. eine Simultanvorstellung zu veranstalten, aus Humanitätsgründen zunächst ab. Die Vorstellung fand aber doch anderswo in Berlin statt mit glänzendem Erfolg für den Knaben. Nun erst unternahm es die B. Sch., ihrerseits den Schachwunderknaben auf seine Fähigkeiten zu prüfen. Der kleine Samuel bestand glänzend; beim Simultanspiel gegen 20 mittelstarke und starke Klubmitglieder gewann er 16 Partien und machte 4 unentschieden. Erst bei ernstesten nach der Schachuhr gespielten Turnierpartien gegen die beiden Meister v. Bardeleben und Sämisch zeigte sich die vorläufige Grenze seines Könnens, obwohl er es seinen beiden erfahrenen Gegnern durchaus nicht leicht machte, ihn zu besiegen. Was ihm noch fehlt, ist eingehende Kenntnis der Theorie, die man sich erst durch ernsthaftes Studium erwirbt; was er schon besitzt, ist eine geradezu unheimliche Begabung für das königliche Spiel, ein sicherer Positionsblick, eine kühne Kombinationsgabe und bedeutende Anlagen für das Blindspiel (ohne Ansicht des Brettes). In Hannover und Hamburg der gleiche

glänzende Erfolg; in letzterer Stadt hatte der Knabe Gelegenheit, mit dem durchreisenden russischen Großmeister Rubinstein eine Blindpartie zu spielen; Resultat: remis. Einsichtsvolle, reiche Hamburger Kreise, die Mitleid mit dem Kleinen hatten und seine vorzeitige Erschöpfung befürchteten, boten dem Vater eine Viertelmillion und die Einrichtung eines großen Geschäftes, wenn der Knabe dem unruhigen, anstrengenden Leben entzogen würde und in Hamburg zur Schule ginge. Doch der Herr Papa verlangte 1 Million und der Herr Impresario 125 000 M. Abstand. So muß denn der kleine Samuel zunächst nach Holland, dann über Frankreich ins Dollarland, bis jeder Blutstropfen in ihm ein Goldstück geworden ist. Die gesamte Schachwelt verfolgt die weitere Laufbahn des ungewöhnlichen Kindes mit ungeteilter Bewunderung und mit tiefem Bedauern zugleich. — Schachverlag B. Kagan, Berlin, kündigt soeben eine Broschüre über R. an, die „eine Quelle sein will für künftige Schachschriftsteller und für den psychologischen Forscher“ (Preis 3 M.).

Lösungen.

Nr. 84. 1. Dc8 (droht Da6+), Ta7; 2. Dg4! und das Matt im nächsten Zuge: Sc5+ oder Sc3+ ist nicht mehr zu verhindern. Nr. 85. 1. Dg4 droht 2. Lc6 und Lc2 matt. — 1. . . . Tf3—f4. 2. Dd1+, Sd1. 3. Lc2+. 1. . . . Tf5—f7. 2. Dd7+, Sd7. 3. Lc6+. Ein ganz modernes, recht gefälliges, wenn auch leichtes Problem. Nr. 86. Hier muß es statt Sc7 heißen Sc8; wir setzen die Lösung aus. Nr. 87. 1. Th5, f5 (am besten). 2. Tf5, Df5. 3. e4+, ∞. 4. Sd6 oder f6+ und die D ist verloren; der b Bauer geht zur D und gewinnt.

Richtige Lösungen sandten ein zu Nr. 76—83 die Herren F. S., A. D. und H. R.; zu 80 und 81 Herr M. D. und Frh. M.; zu 80 und 82 Herr H. Köhler.

Bilderrätsel.



Einsender, die bis Montag 1 Uhr die richtige Lösung des Rätsels abliefern, werden ihren Namen in der nächsten Nummer veröffentlicht finden.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 5.

Lautwechselfrätsel: Amsel, Mehl, Saul, Eimer, Laden. — Hieroglyphenrätsel: Mansoll den Tag nicht vor dem Abend loben.

Richtige Lösungen der Rätsel in Nr. 5 sandten ein: Herbert Apitzsch, Julius Behrens, Kurt Berg, Julchen Born, Mina und Lili Born, Käthe Braun, Georg Brümmer, Johanna Clos, Heinz Cramer, Edith Diebellus, Marga und Liselotte Diemke, Oskar Eichhorn, Edith und Hans Faber, Anneliese Geisthardt, Albrecht Gottwald, Franziska Anita Graf, Toni Graf, Helene Guthel-Klug, Wilma Heiten, Erika, Irma und Karl Herborn, Ellnor, Margot, Käthe Ickstadt, Markus Jordan, Ottokar Keller, Grete Klein, Magg Knöbber, Beella Krieger, Fritz Langer, Kurt von Markloff, Ricant de la Marlinière, Hildegard Müller, Heine Operé, Wilhelmine und Leonard Pfisterer, Julius und Martha Pfusch, Lothar Prinz, Frieda Ritzel, Mariechen Schmid, Schnucki, Maria Schön, Martha Specht, Fr. Steinhäuser, Bodo Tecklenburg, Elisabeth Theis, Karl-Heinz Tübecke, Wilhelm Wenzel, Rosel Werner, Walter Wirbelauer, Kurt Würz, sämtlich in Wiesbaden, sowie Wolfgang Carstanjen, Gustav Faber in Biebrich, Aug. und Wilh. Reinemer, Friedel Stück in Erbenheim, Hch. Dönges in Höchst a. M., Theo Sturm in Mosbach, Juliane Bach in Sonnenberg.

Unterhaltende Blätter

Monatliche Freibeilage des
Wiesbadener Tagblatts



20. Jahrgang 1920.

Nr. 7.

Das Glasauge.

Von Friedrich Kipp.

(Nachdruck verboten.)

Mie hast du gesammelt und geschimpft, Daniel Gurko, als dir der Miso Simba damals im Streit um die schwarzhäutige Schöne das Auge ausgeschlagen hatte! Wie schwurest du ihm ewige Rache, als dich dann dein weißer Herr zu dem „großen Zauberer“ aus Deutschland schickte, der dir ein Glasauge zwischen die Lider schob!

Dieses Glasauge hast du verwünscht. Es war so lästig und es gab auch nichts damit zu sehen.

Und doch hat's dein Leben gerettet, dieses Glasauge, Daniel Gurko!

Hören wir also die Geschichte von Daniel, dem pfiffigen Offiziersboy vom Ukereweese und seinem Glasauge.

Daß er sich als echter aufgeweckter Nigger gern ein Sümmchen verdiente, das stand fest — und nun war ihm die seltene Gelegenheit geboten, sehr viel Geld auf einmal in die Tasche seines von seinem Massa erbten und einstmals weiß gewesenen Jacketts gleiten zu lassen.

Daniel war seit seiner Kindheit bei den Deutschen gewesen und hatte sich daher allerhand gute Eigenschaften angewöhnt, so daß weit und breit in ganz Deutsch-Ostafrika kein gerissenerer Nigger umherlief als er. Wenn er auch von Natur ein wenig faul und träge war, so wußte er doch dann, wenn es etwas zu verdienen gab, seine Glieder in Bewegung zu setzen. Und diese schöne Gelegenheit bot sich ihm nun.

Der Krieg war nämlich ausgebrochen und die Engländer hatten einen Einfall ins Land gemacht. Nun war ein kleiner Trupp Weißer von der Hauptmacht der Deutschen abgeschnitten. Diese wußten noch nichts vom Kriege, da sie sich zur Zeit des Kriegausbruches auf einer Expedition im Innern befanden. Es galt nun, diesen Leuten einen Boten zu senden, damit sie nicht ahnungslos den Engländern in die Hände liefen. Hierzu wurde Daniel auserkoren, der sich für eine gute Extravergütung dazu erbot. Er eignete sich ja auch ganz besonders für diesen Auftrag, da er in der Gegend gut bekannt und mit den meisten der dort wohnenden Negerstämme befreundet war. Es würde ihm auch nicht schwer fallen, an den englischen Stellungen vorbeizukommen, meinte er. Er nahm zur Vorsicht sein Reservecorps zu sich, versteckte den Brief des Offiziers in seinem dichten Wollhaar und machte sich auf den Weg.

Es erging Daniel aber sehr schlecht.

Eine Horde schwarzer englischer Kolonialtruppen erwischte ihn, ließ ihn aber zunächst unbehelligt, da er ihnen vorlag, großbritannischer Untertan zu sein. Er wollte daher schon seinen Weg ziehen, als er gerade dem einäugigen schwarzen Unteroffizier entgegen lief, den die Deutschen vor kurzem gefangen hatten, der ihnen aber wieder bald darauf entwischt war.

„Das ist ja der Daniel von den Deutschen! Laßt ihn nicht laufen“, brüllte er. „Hab ich dich doch neulich im deutschen Lager, als man mich überrumpelt hatte, gesehen, du Spitzhube! Gehörst natürlich zu ihnen!“

Daniel schwur und beteuerte, daß er so unschuldig wie ein neugeborenes Ziegenlammchen sei. Es half ihm aber nichts, er wurde untersucht und dann in einen tiefen Graben geworfen.

Den Brief hatte man aber nicht gefunden.

Jetzt saß Daniel in dem schmutzigen Loch und es gab kein Entrinnen. — Er grübelte und sann und dachte an sein Schicksal. — Morgen würde man ihn aufknüpfen, das stand fest. Die Schwarzen kannten keine Gnade. —

Da bekam er plötzlich eine Erleuchtung.

Leise scherte er in sich hinein und entfernte dabei das Glasauge aus der Augenhöhle. Dann steckte er es vorsichtig in die Tasche und rief: „Massa Unteroffizier, guter Massa!“

„Schweig, Hund“, ertönte es von oben zur Antwort.

„Guter Massa, darf ich mir ein neues Auge zaubern?“ — Kläglich drangen seine Worte nach oben, wo sie nur zu deutlich vernommen wurden. „Du hast mir doch das eine ausgestoßen, als du mich in den Graben warfst und ich möchte nicht einäugig erhängt werden, denn die armen Seelen, die bei Lebzeiten nur ein Auge gehabt haben, holt der böse Geist und davor bangt mir.“ —

Das würde ziehen, sagte er sich; die Kerle sind ja so sehr abergläubisch.

Es dauerte denn auch keine zwei Minuten, da hatten sie ihn aus dem Graben gezogen. — Man besah ihn von allen Seiten. — Richtig, das Auge war fort. —

„Massa Unteroffizier, gewähre mir die Gnade, daß ich mir wieder ein Auge verschaffen kann!“

„Das geht doch nicht, dummer Kerl“, knurrte der Gewaltige, „sonst ließe ich schon längst nicht mehr mit einem Auge herum.“

„Doch, doch, Massa, es geht. Du weißt noch nichts von dem großen Zauberer, der neue Zähne, Nasen und Augen zaubern kann. Drüben in Bagamojo hat er seine Felle aufgeschlagen und die armen Neger kommen zu ihm, um sich heilen zu lassen.“

Gleichend hob er dabei seine Arme zu dem Gewaltigen empor und sagte mit ehilichem Augenaufschlag und zitternder Stimme: „Ich habe es dem weißem Zauberer ja abgelaußt, wie er seine Sprüche murmelt und die Sterne beschwört, so daß sie ihm gehorchen müssen.“

„Du lügst, Schurke“, knurrte der schwarze Unteroffizier und sah mit seinem einen Auge den im Grabe lauernden Daniel misstrauisch an.

„Bei dem Angedenken an meinen Großvater, den großen Häuptling, ich spreche die Wahrheit“, entgegnete

dieser in betauerndem Tone. „Ich will es dir beweisen und auch dir, o Massa, ein neues Auge zaubern.“

„Das könntest du, Hund?“ fuhr der Schwarze da auf. „Gut, ich gebe dir Zeit, um deinen Zauber auszuführen, aber wehe dir, wenn du mich getäuscht hast!“

„Du wirst mir dankbar sein, Massa“, erwiderte Daniel, dabei mit freudiger Gebärde aufspringend, aber ihr müßt tun, wie ich es sage.“

Das versprach ihm der Anführer, noch immer dabei, den Kleinen scharf ins Auge fassend.

Dieser begann nun mit seiner Prozedur.

Alle mußten um das Lagerfeuer herumkriechen und auf das Kommando Daniels die Häupter zur Erde neigen.

Daniel murmelte einige unverständliche Worte und steckte dabei schnell das Glasauge zwischen die Lider.

Dann rief er: „Erhebt euch und befehlt mein Wunder!“

Die Schwarzen und ganz besonders ihr Unteroffizier waren so erstaunt, daß sie nichts sagen konnten. Selbst die Wachtposten waren herbeigeeschlichen und zitterten vor Erregung und Ehrfurcht.

„Und nun, Massa“, rief Daniel mit lauter Stimme, bekomme auch du ein neues Auge, aber versprich zuerst, daß du mir den schmachvollen Tod des Erhängens ersparst und mich durch deine Leute erschließen läßt.“

Das versprach ihm der Unteroffizier natürlich sofort.

Wieder begann nun die gleiche Prozedur und als Daniel zum Aufrichten befahl, da lag ein wunderschönes Auge vor ihm.

„Siehe, Massa Unteroffizier, du bist ein schlimmer Sünder und der große Geist widerstrebt, dir zu helfen; das Auge ist da, es will aber nicht in deinen Kopf. Es muß ein größerer Zauber gemacht werden.“

Der Unteroffizier beugte vor Aufregung und Begierde, als er das Auge im Schein der Flammen liegen sah.

„Mache ihn, Daniel, mache ihn, deinen Zauber!“

Dieser wandte sich wieder dem Lagerfeuer zu und sagte: „Neigt das Gesicht abermals zur Erde und sprecht das Gebet zum großen Geiste, wie ihr es am Abend gewohnt seid; in dieser Zeit werde ich dort am Bache die Sterne beschwören, bis das große Wunder geschehen wird.“

Alle neigten sich zur Erde.

Und da geschah das große Wunder.

Daniel lief zum Bach, wo die Pferde standen, bestieg den Gaul des Unteroffiziers und überbrachte der kleinen Schar Deutscher die Botschaft des Offiziers:

Geld und Gold im türkischen Sprichwort.

Von Otto Lothammer, Konstantinopel.

(Nachdruck verboten.)

Das Sprichwort spiegelt die Denk- und Empfindungsweise eines Volkes wider. Weisheit und Nartheit schlagen sich darin nieder. Das Sprichwort ist nicht das Ergebnis eines Denkorgans. Immer trägt es den Charakter der impulsiven Ausrufung, der spontanen Entladung der Seele. Es erscheint als das Ergebnis einer Erfahrungstatsache. Erfahrung aber ist etwas Relatives. Das Weltbild, das sich im Sprichwort spiegelt, erhält seine farbige Kraft durch die Tiefe und Stärke des Empfindens. Was einer erfährt, ist das Unwesentliche, wie er es erfährt, wie er's mit sich abmacht, bestimmt sein Weltbild. Der eine schmilzt läble Erfahrungen im Feuer seiner Seele zu Gold um, der andere schleppt sie wie Bleigewichte an den Füßen und zieht auch aus guten Erfahrungen keinen Gewinn. In diesem Sinne ist das Sprichwort ein unvergleichlicher Seelen Spiegel für die Völker.

Das sprachliche Gewand des türkischen Sprichworts unterscheidet sich nicht von dem anderer Völker. Es liebt die schlagende Kürze. Es macht die Wahrheiten anschaulich durch Bilder und Vergleiche aus bekannten Erfahrungskreisen. Es verwendet Schmiedellaute des Reims. Es erhöht die Leuchtkraft des Wortes durch das Wortspiel. Gegensatz und Übertreibung sind ihm Träger der sprachlichen Kraft und Schmelz zugleich. Die türkische Umschrift läßt davon einiges nachprüfen. Die Übersetzung gibt vieles im vollen sprachlichen Wert wieder; denn unsere deutsche Sprache vereint Schmiegbarkeit und Biegsamkeit mit Reichtum und Quellfrische. Aber jede Sprache hat ihre unübersehbaren Eigenheiten. Deutsche Sprichwörter wie diese: „Ländlich — sittlich; ein Mann — ein Wort“ erfordern, in fremde Sprachen übersetzt, einen viel größeren Wortaufwand und verlieren damit das Wesentliche ihrer Form, den klingenden Hammerschlag. In diesem Sinne bleibt natürlich bei jeder Übersetzung etwas zu wünschen übrig.

Zu allen Zeiten haben Geld und Gold einen großen Einfluß auf das menschliche Gemüt gehabt. Wie hat sich die türkische Seele damit abgefunden? Wie empfand und beurteilte sie die Wirkungen jener allmächtigen Herren der Welt? Was verrät darüber das türkische Sprichwort?

Die türkische Volksweisheit ergeht sich in mancherlei Aussprüchen über den Gelderwerb und zeigt den Weg zu dem klingenden Glüd. Unserm deutschen „Morgenstunde hat Gold im Munde“ entspricht der schlichte Hinweis:

Erken ojanan bachtly dyr; Wer früh aufsteht, ist erfolgreich. — Daß der Sparsame dem Verschwender gegenüber im Vorteil ist, wird öfter ausgesprochen. Wer den Tafelfreunden allzu üppig kündigt, wird also gewarnt: „Durch maßig wächst es nicht, durch den Hahn wächst es.“ Das klingt auf türkisch so: „İchden artmas, dişden artar.“ Wohlbegründet ist diese Warnung; denn in normalen Zeiten sind die Mahlzeiten des Türken überreich und entbehren jeden Maßes. Das, was man gewinnt, wird in vollen Schüsseln angelegt. Hohe Beträge nehmen ihren Weg zwischen den Zähnen über die Zunge hinweg. Ein angemessenes Zuratehalten gilt als Knauserei. Wohl richtet die türkische Sprücheweisheit den Schlemmer schonungslos: „Dem Narren ist jeder Tag Bairam (Festtag)“, und sie kennt auch das: „Sparsam in der Zeit, so hast du in der Not“, indem sie sagt: „Das weiße Geld (Silbergeld) ist für die schwarzen Tage.“ (Ak altı kara gün için dir.) Aber in einer weiten Gesellschaftsschicht, die Völker inbegriffen, die in der Türkei Heimatrecht erworben haben, ist das Zuratehalten nach deutschen Begriffen unbekannt und wird mit Geringschätzung behandelt.

Viel weiß das türkische Sprichwort von der Macht des Geldes zu künden. „Vermögen ist höher als Leben“, beteuert es naiv. Des Reichen Vorteil vor dem Armen wird in folgendem Bilde geschaut: „Der Reiche lenkt seinen Wagen über die Berge, der Arme verirrt sich auf ebenem Felde.“ Die Deutung ist nicht schwer: Der Reiche kommt trotz zahlreicher und schwerer Hindernisse leichter fort als der Arme, der keine Hindernisse zu überwinden hat.

Die Sprücheweisheit des Türken weist auch darauf hin, daß Geld und Gold das Urteil der Welt über einen Menschen trüben. Gold hat eine Art alkoholischer Wirkung. Es setzt in den Zustand einer gewissen Urteils-Euphorie, eines luftbetonten Zustandes, in dem wohlwollende Urteile gefällt werden. „Hast du Geld, bist du klug; hast du keins, bist du ein Narr.“ Nicht nur das Urteil der Menschen, auch ihre Handlungen werden durch das Geld bestimmt. „Hast du Geld, dient dir alle Welt; hast du keins, ist die Gasse dein Weg.“ Der Glanz des Goldes dringt selbst durch die Augenbinde der richtenden Justitia. „Fällt ein Reicher, heißt's ein Unfall; fällt ein Armer, heißt's, er ist betrunken.“ Einen Blick in das türkische Rechtsleben vergangener Zeiten öffnet das Wort: „Das Feuer erprobt das Gold, das Gold den Richter.“ Noch heute ist's so, daß in der Türkei seine Strafe

gemächlicher wandeln kann, der die Hand am Buntel hat. „Mit dem Baskisch (Trinkgeld) in der Hand, kommt man durch das ganze Land“, könnte man unser deutsches Sprichwort umprägen. In der vorhamidischen Zeit aber wurde das „Baskisch“, das Riesenbaskisch in der Form von Kefe, Schweige, Beruhigungsgeldern selbst von den höchsten Staatsbeamten ohne Verlegenheit angenommen. Beim Fall von Kut-el-Amara versuchten es die Engländer noch nach dem alten System, als sie freien Abzug durch Millionen von Pfund erkaufen wollten. Sie fanden ein neues Geschlecht.

Das Gold beseitigt Widerstände aller Art, schafft freie Bahn, öffnet die Türen oder schließt sie, macht schweigen oder reden, je nach den Gelüsten und Zwangslagen des Spenders. „Sei es Mönch, sei es Derwisch, mit Geld kommt jedes Ding zum Schluß.“ Der ärmste Schlucker, das will es bedeuten, erreicht sein Ziel, wenn er nur Geld hat. Mit verständnisvollem Augenzwinkern flüstert's: „Gold ist eine gelbe Erde und hat keine Zunge, doch wo das Gold die Zunge schweigen heißt, da werden alle Zungen still.“ Das Gold wirkt wie jene chemischen Agenzien, die zähe Metalle leichter zum Fliegen bringen: es setzt den Schmelzpunkt der menschlichen Seele herab. So geht's von Mund zu Mund: „Das Gold schmilzt den Menschen, der Mensch dann das Gold“ —, um sich köstliche Geschmeide daraus schmieden zu lassen, muß man sich im stillen ergänzen.

Auch von dem verhärtenden Einfluß des Goldes auf den Charakter des Menschen, der im Geiz zum Ausdruck kommt, geben einzelne türkische Sprichwörter Zeugnis. So lautet die Anklage: „Bevor dem Reichen der Tag Almosen zu spenden kommt, entfliegt die Seele des Armen.“ Eine feine Beobachtung enthüllt das Wort: „Alle Geschäfte des Geizigen endigen mit Bank.“ Edelmut ist es nicht, aber schlimmer Eigennutz, der aus den folgenden Worten spricht:

„Der dem Bruder den Bruder geschaffen,
hatte ihren Geldbeutel gesondert gemacht.“

Wie anderwärts haben auch die türkischen Kinder die Gepflogenheit, Geldstücke in einer Sparbüchse zu sammeln.

Die bedienen sich dazu einer „Kumbara“, eines bauchigen Gefäßes aus rotem Ton, das keine andere Öffnung hat als den Schlitz für den Geldeinwurf und nur entleert werden kann, indem man es zerschlägt. Diese Sitte gab Veranlassung zu einer sprichwörtlichen Redensart, die häufig als Verwünschung gebraucht wird. „Möge er bersten wie ein Spatopf!“ antwortete gereizt der eine dem andern, der mit gewichtiger Miene von dem Reichtum und Einfluß eines dritten spricht. Dieses Wort, auf türkisch „Kumbara“ oljun itfaherde patelafin“, wird aber auch auf den reichen Geizhals angewendet, der sein Lebensglück im Schatz sammeln findet. Dann ist die Deutung wohl diese: „Ist einer ein Spatopf, so bricht er inwendig“, so nimmt er Schaden an seiner Seele.

Leider ist das Geld und ihm wohnt die verhängnisvolle Neiguna inne, davon zu rollen. Das fühlen besonders die kare Bemittelten, die ihren Sechspennia vorsichtig einheften müssen. „Sageli para tes tükendir“, sagt der Türke im Hinblick auf sie, „gezähltes Geld schwindet schnell“. Aber er kennt auch jenen andern Narren des Glücks, den Lebemann und Bruder Liederlich, dessen unruhliches Geschick wir Deutsche wie die Türken in vier Worte fassen: „Baidan gelen hula gider“, „Heidi gewonnen — im Hui zeronnen“. Die stehende deutsche Fassung ist jedermann bekannt. Auf diesen Genußjäger stimmt auch der humorvolle Zweizeiler:

„Wein und Braten — ah, ah!“

„Abdieren und quittieren — oh, oh!“

Schließlich aber macht Mors Imperator einen Strich durch jede Rechnung. Seine knöcherne Hand greift auch durch den goldenen Harnisch, und den Ruhm eines Menschen künden nicht seine Schätze, sondern seine Werke. Beschwichtigend legt alte türkische Weisheit die Hand auf die Schulter des Mignutigen, vom Mangel heimgesuchten und raunet ihm zu:

„Der Strom geht — sein Sand bleibt;

Das Geld geht — sein Buntel bleibt;

Der Mensch geht — sein Name bleibt.“

Die Pressefreiheit vor 100 Jahren.

Von Josef Frank.

(Nachdruck verboten.)

Das heldenhafte Volk, das aus den Befreiungskriegen heimkehrte, hoffte, daß die Versprechungen, die man ihm auf ein freierwilligeres Bürgerleben, auf eine freierwillige Verfassung gemacht hatte, auch eingelöst würden. Sie wurden eingelöst, zwar etwas zögernd und langsam, aber dafür in einer Weise, daß von einem freierwilligeren Geist nicht viel zu spüren war. So ging es auch mit der Pressefreiheit, die einer der Hauptpunkte des freierwilligen Programmes gewesen war. Gleich nach den Napoleonischen Kriegen ließ man zwar der Presse eine größere Freiheit des Wortes, so daß viele neue Blätter, ermutigt durch diese vielversprechenden Anfänge einer neuen Zeit emporstiegen, aber gar bald ward diese Freiheit mehr und mehr eingeengt, bis Metternichs berüchtigtes Werk, die Karlsbader Beschlüsse vom 20. September 1819, den letzten Rest, der von Pressefreiheit geblieben war, radikal vernichtete.

Unmittelbar nach den Befreiungskriegen war ja auch bei den Regierungen der Wille vorhanden gewesen, der Presse eine größere Bewegungsfreiheit zu gestatten. So hatte der Staatskanzler Fürst Hardenberg eine Revision der Presseverhältnisse in liberalem Sinne beabsichtigt. Auch vom Bundestag in Frankfurt erging an die Bundesstaaten die Aufforderung, Vorschläge für ein Pressegesetz einzureichen. Aber unter dem wachsenden Einfluß Metternichs wurde auch das Verhalten der Bundesregierung der Presse gegenüber ein immer unfreundlicheres. So galt bald die Begeisterung für die großdeutsche Frage, die Forderung nach einem einigen Deutschland als etwas

beinahe Hochverräterisches. Diesem Kampf der Einzelstaaten gegen die Reichsidee ist auch der Patriot Görres und sein „Rheinischer Merkur“ zum Opfer gefallen und viele andere patriotische Blätter. Staatskanzler Hardenberg, der in ein immer reaktionärer Fahrwasser geriet, hielt auch die Berliner Presse — es erschienen damals nur die zwei Blätter die „Spenersche“ und die Vossische Zeitung“ — sehr im Zaum. So wurde z. B. ein Sonett des Freiheitskämpfers Friedrich Förster, „Blücher bei der Nachricht von der Heimkehr Napoleons von Elba“, das in der Vossischen Zeitung erscheinen sollte, einfach vom Zensur gestrichen, weil darin die Verse vorkamen:

„Da werden nun die Herren in Wien geschmeidig,
Ihr stumpfer Federwisch taugt nicht zum Fegen,
Sie sehen bang sich um nach einem Degen.“

Förster wandte sich mit der Bitte um Vermittlung an Blücher selbst. Der alte Marschall erwiderte ihm: „Nee, mit die Zensoren mag ich mir nicht befassen, über die hat der Teufel Gewalt, nicht aber ich. Paden Sie man ihre Schriften ein und nehmen Sie sie mit nach Paris, da habe ich zu befehlen, hier nicht.“ In der Tat ist das Sonett dann auch in Paris gedruckt worden in der „Teutschen Feldzeitung“. Blücher hatte überhaupt eine viel liberalere Gesinnung gegen die Presse als die preussische Regierung. So meinte er einmal an einer prinzipialen Tafel zu seinem fürstlichen Gastgeber: „Ich bin für die Pressefreiheit. Weder Sie noch ich würden sonst erfahren, wenn wir Dummheiten gemacht haben, wenn es uns nicht durch die Presse bekannt würde.“ Doch die Zensurverhält-

nisse werden in Preußen immer schlimmer. Ein reisender Engländer sagt darüber: „Die preussischen Zeitungen sind miserable Papiere. Das Beste in ihnen sind die Anzeigen von den Fremden, die ankommen und gehen, von Erfindungen und die Bekanntmachung der Speisewirte, Sattler usw. Ich begreife nicht, warum die Zeitungen nicht lediglich auf solche Anzeigen beschränkt werden.“ Um diesen Auswüchsen der Zensur entgegenzuarbeiten, bildete sich in Berlin ein „Verein zu Gunsten der Pressefreiheit“, dem die bedeutendsten Schriftsteller angehörten. Eine Eingabe an den König wurde gemacht mit dem Erfolg, daß von nun an ein staatliches Organ, „Die Allgemeine Preussische Staatszeitung“, herauskam, die den Zweck hatte, „die öffentliche Meinung in politischen Dingen richtig zu stellen und die Absichten der Staatsregierung aufzuklären.“ Also weiter nichts als ein Propagandablatt für die Regierung.

Nur das Weimar Goethes und Karl Augusts war der einzige deutsche Staat, der gleichzeitig mit der ersten deutschen Verfassung 1816 die Pressefreiheit in ziemlich liberalen Sinne verkündete. Darum ist das Land auch der Sammelpunkt des freiheitlichen, deutschen nationalen Journalismus geworden. Aber auch hier dauerte die Freiheit nicht lange. Die Karlsbader Beschlüsse vom 20. September 1819, die für das ganze Bundesgebiet Gültigkeit hatten, räumten mit allem auf, was noch nach einer einigermaßen freiheitlichen Presse aussah. Die Hauptbestimmung dieser Beschlüsse lautete: Alle Zeitungen und Zeitschriften, selbst die wissenschaftlichen, werden unter strenge Zensur gestellt, und die Bundesstaaten verpflichteten sich, in der Presse keinen Angriff gegen irgend eine Regierung und Verfassung zu dulden und jede Schrift, die der Sicherheit und Würde eines Staates gefährlich wäre, zu unterdrücken. Damit war ein gesetzlicher Vorwand für alle Willkürlichkeiten und Haarspaltereien einer reaktionären Zensur gegeben. Zu diesen Beschlüssen gaben nun die einzelnen Bundesstaaten noch besondere Edikte heraus, die alle Einzelheiten des Zensurverfahrens regelten. Für die Überwachung des Gesetzes wurde in Preußen ein Oberzensurkollegium eingerichtet, das aus elf Geheimräten bestand. In diesem ersten Oberzensurkollegium saß auch der Geheimrat Körner, der Vater des Freiheitsdichters. Das Kollegium, das nur ehrenamtlich tagte, wurde anfangs recht stiefmütterlich behandelt. Man hatte nicht einmal Räumlichkeiten für die Sitzungen, später wurde dann ein Zimmer im Schloß zur Verfügung

gestellt. Auch bestand keinerlei Fonds für die Anschaffung der Presseerzeugnisse, so daß man sich die betreffende Druckwerke immer erst bei einem Buchhändler ausleihen mußte. Staatskanzler Hardenberg war denn auch mit der Taktik der Herren Geheimräte durchaus nicht zufrieden, die alten Herren schienen ihm viel zu milde vorzugehen. Deshalb ließ er 1820 eine Instruktion für die Zensoren ausarbeiten. Das war eine ausführliche Abhandlung, die genau festsetzte, über welche politischen Angelegenheiten die Zeitungen berichten dürfen und worüber sie zu schweigen hätten: Die Instruktion bezog sich nicht etwa nur auf preussische oder deutsche Verhältnisse, nein, auch Spanien, Nordamerika, die entferntesten Staaten waren darin angeführt. Es wurde genau vorgeschrieben, wie der oder jener ausländische Monarch behandelt werden müsse, welches Maß von Lob man ihm spenden dürfe usw., kurz, es war das klassische Anstandsbuch für den Journalisten. Daß natürlich unter solchen Verhältnissen die Presse nur ein kümmerliches geistiges Leben führen konnte, bedarf keiner Erörterung. Noch schlimmer als in Preußen — und das will viel sagen — wurde allerdings im kaiserlichen Österreich die Zensur gehandhabt. Hier herrschte uneingeschränkt der Zensurtyrann Graf von Sedlnitzky dreißig Jahre hindurch. Er hatte es außer auf die Zeitungen namentlich auch auf die Dichter abgesehen. Grillparzer hat er in grausamster Weise bekämpft. Aber auch die Wissenschaft schien ihm hinreichend verdächtig. So durften die Bände des Brockhaus'schen Konversationslexikons, die über Österreich handelten, nur in einigen wenigen Bibliotheken gehalten und auch dort nur an die höchsten, zuverlässigsten Staatsbeamten ausgeliehen werden. Untere Beamte, Bürger und Gewerbetreibende bekamen sie überhaupt nicht in die Hände. Sedlnitzky umgab sich mit einem großzügig angelegten Spionagesystem, ward über jede Person von einiger Bedeutung durch ein Heer geheimer Polizei-Agenten stets auf dem laufenden gehalten, hatte sich besondere Chiffertabellen eingerichtet, wo Briefe und Postsendungen liberal verdächtiger Männer geöffnet und geprüft wurden.

So sah die Pressefreiheit vor 100 Jahren aus. Sie war nur noch ein Herrbild ferner Freiheit, die man dem Heldenvolk der Befreiungskriege versprochen hatte. Was blieb da schließlich dem Volk anderes übrig, als die Freiheit selbst zu schaffen, die man ihm vorenthielt. Es hat sich die Freiheit geschaffen im Sturm von 48.

Spiele- und Rätsel-Lösungen.

Schach.

Alle für diese Rubrik bestimmten Zuschriften sind an die Redaktion des Wiesb. Tagblatts zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen. Verantwortlich R. Wedesweiler.

Lösungen.

Nr. 86. Ld5. Nr. 88. 1. Lf7, Kxg6. 2. Dc4. 1. Kg7; 2. Df3. 1. Kf5; 2. Se6. Nr. 89. 1. Ta5, Kxa5, 2. Dc6. 1. a6, 2. Dc8. 1. Kh7; 2. Th5+. Nr. 90. Ld8. Nr. 91. 1. Dh8.

Richtige Lösungen sandten ein zu allem die Herren: F. S., A. D., H. R., M. D.; J. J. zu 85 und 87; Herr L. S. und Fr. M.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 6.

Vom Unglück erst zieh ab die Schuld,
Was übrig ist, trag' in Geduld.

Richtige Lösungen des Rätsels in Nr. 6 sandten ein: Willy Bantz, Annaliese Becker, Carola v. Geldern, Maud Graegards, Erika, Irma und Karl Herborn, Christian Lenz, Karl Müller, Lotte Neumann, Elly Ortel, J. Oswald, Marta Specht, Wolfgang Stephan, Friedrich-Karl Steib, Friedrich Steinhäuser, Claus Tecklenburg, Lotte Triesch, Walter Wirbelsauer, Kurt Würz, sämtlich in Wiesbaden.

Inhalts-Verzeichnis.

Novellotten, Skizzen und Plaudereien.

Als er ein Mann war. Von Anna Mosegaard. Nr. 3.
Aus der Geschichte der Fastenspeisen. Von Dr. Johannes Kleinpaul. Nr. 3.
Das Glasauge. Von Friedrich Kipp. Nr. 7.
Das Klavier. Von Johannes Boldt. Nr. 6.
Der Schundroman. Von Herrn Wagner. Nr. 2.
Die Pressefreiheit vor 100 Jahren. Von Josef Frank. Nr. 7.

Feierabend. Von Elisabeth Böhmer. Nr. 3.
Gold und Gold im türkischen Sprichwort. Von Otto Lotthammer. Nr. 7.
Kulturgeschichtliches über das Schlittschuhlaufen. Von Dr. Johannes Kleinpaul. Nr. 2.
Mehr Licht. Von Dr. Johannes Kleinpaul. Nr. 1.
Philosophie des Schachs. Von Wilh. Jant. Nr. 4.
Teecabend. Von Richard Rieß. Nr. 1.
Vom andern Stern. Von Melanie von Liebermann. Nr. 4.

„Tüge, die vorüberfahren . . .“ Von J. Freifrau v. Schilling. Nr. 5.

Gedichte.

Der Lieblingsjünger. Von Kurt Wolff. Nr. 5.
Die Hände. Von Kurt Wolff. Nr. 2.
Frühling. Von E. Jmand. Nr. 3.
Gespräch mit einer großen Stadt. Von Hans Gägen. Nr. 6.
Leichsinn. Von F. Wintermeyer. Nr. 1.
Weißt du es noch? Von Kurt Bod. Nr. 4.